Th S 2444

Betrachtungen
über
die vornehmſten Wahrheiten
der
Religion

an Se. Durchlaucht
den Erbprinzen von Braunſchweig und Lüneburg.

Vierte Auflage.

Frankfurt und Leipzig, 1772.

Stadtbibliothek
Augsburg

1935. 2

Durchlauchtigſter Erbprinz,
Gnädigſter Erbprinz
und Herr,

Ich habe die Ehre, Ew. Durchl. einen Theil von den Betrachtungen hiemit gedruckt zu überreichen, die Dero Befehl in dem letzten Feldzuge mir auftrug. Wäre es mir je möglich geweſen, Ihnen,

Gnädigſter Herr, zu ſchmei-
cheln, ſo hätte ich hier die unverdäch-
tigſte Gelegenheit darzü. Denn daß
ein Herr von Dero Stande und da-
maligem Alter, mitten ünter dem
Geräuſche der Waffen, mitten unter
den glorreichſten Unternehmungen,
und unter den betäubenden Glück-
wünſchen von Europa, noch an ſeine
Befeſtigung in der Religion zurück
denkt, dieß iſt eine ſo auſſerordentli-
che Erſcheinung, daß ſie unter den
erſten Merkwürdigkeiten dieſes Krie-
ges mit aufgezeichnet zu werden ver-
dienet. Ich will es aber der Ge-
ſchichte überlaſſen, da, wo ſie die
Thaten von Dero Heldenmuthe und

Men-

Menſchenliebe in ihren Jahrbüchern aufgezeichnet, auch dieſen Befehl der Welt mit aufzubehalten, und ihre Beſchreibung von dieſem Kriege dadurch ſo viel lehrreicher und merkwürdiger zu machen. Dagegen will ich Gott bitten, da Ew. Durchl. mich durch dieſen Befehl gleichſam zum zweytenmale zu Ihrem Lehrer berufen, daß er mir alle Gnade gebe, deren ich zur geſegneten Ausführung dieſes Berufs bedarf, und daß er zugleich Dero Seele ſo bereite, daß Sie die göttliche Wahrheit dieſer Religion nach ihrer vollen Stärke empfinden, und da Sie das Herz haben, auf dem höchſten Schauplatze der Welt in ihrem

äuſſerlichen Bekenntniſſe ein Chriſt ſeyn zu wollen, daß Sie zugleich, durch die glücklichſten Empfindungen von der göttlichen Wohlthätigkeit dieſer ihrer Religion geſtärkt, auch den noch gröſſern Muth erlangen mögen, in allen Handlungen Ihres Lebens ſich als einen wahren Chriſten zu beweiſen. Und da **Ew. Durchl.** bey der Erlaubniß, dieſe Betrachtungen drucken zu laſſen, beſonders die edelmüthige Abſicht haben, daß auch andere, durch Dero Exempel erweckt, zu einer genauern Erkenntniß der Religion geleitet werden mögen; ſo laſſe Gott auch dieſe preiswürdige Abſicht in ihre Erfüllung kommen, daß, wie das ernſt-

liche

liche Bekenntniß dieſer Religion bis-
her, Gottlob, das unterſcheidende
Kennzeichen von Dero Durchlauch-
tigſtem Hauſe geweſen, daß es auch
durch Sie und Dero liebenswürdigſte
Familie daſſelbe bis ans Ende der Welt
bleiben und zugleich der Segen des Lan-
des bleiben möge, zu deſſen künftiger
Regierung die Vorſehung Sie erwäh-
let hat. Da ich die wenige Einſicht,
die ich in dieſen Wahrheiten erlangt,
vornämlich dem Unterrichte zu danken
habe, den ich Ew. Durchl. darinn in
Ihrer Jugend gegeben; wie glücklich
würde ich mich ſchätzen, wenn ich dieſe
Erkenntniß auch bey dem Ausgange

meines Lebens, zu Dero und Dero künftiger Unterthanen Beſtätigung in dieſer ſeligen Religion, noch thätig gemacht hätte. Ich bin mit dem tiefſten Reſpect,

Durchlauchtigſter Erbprinz,
Gnädigſter Erbprinz und Herr,
Ew. Durchlaucht

Braunſchweig,
den 25ſten April, 1768.

unterthänigſter, getreueſter, und
gehorſamſter Diener,
Jeruſalem.

Vorbericht an den Leſer
zu der erſten Auflage.

Die vorhergehende Zuſchrift wird mich rechtfertigen, warum ich mit dieſen Betrachtungen die Anzahl der Schriften noch vermehre, womit unſere proteſtantiſche Kirche, beſonders in dieſem Jahrhunderte, von ſo vielen ſcharfſinnigen und gelehrten Männern ſchon ſo glücklich bereichert iſt. Ich habe alſo nur anzuzeigen, daß man dieſe Betrachtungen für keinen vollſtändigen und gelehrten Unterricht in der Religion annehmen möge. Ich wünſche vornämlich derjenigen Claſſe von Leſern dadurch nützlich zu werden, deren Stand und Geſchäffte es nicht leiden, in die genauere und gelehrtere Unterſuchung dieſer Wahrheiten ſich einzulaſſen, denen es aber, bey ihrer mehrern Ver-

bindung mit der Welt, und bey der jetzt alle Gränzen der Vernunft und Sittlichkeit überſchreitenden Frechheit, gegen die Religion zu ſchreiben, zu ihrer Beruhigung ſo viel wichtiger iſt, die Grundwahrheiten ihres Glaubens, nach ihrer wahren Stärke, und beſonders nach ihrer innerlichen Vortreflichkeit kennen zu lernen. Mein Endzweck iſt dabey geweſen, das Mittel zwiſchen der metaphyſiſchen Strenge, und zwiſchen der weitläuftigern Deklamation zu halten, um durch jene den Leſer nicht zu ermüden, und durch dieſe die Empfindung der Stärke der Wahrheit nicht zu ſehr zu ſchwächen. Die abwechſelnden Umſtände einer ſchwachen Geſundheit, und die fremden und unaufhörlichen Zerſtreuungen, die mich von einer jeden Seite oft Wochen und Monate abriefen, lieſſen mich gleich befürchten, daß ich dieſes Mittel ſehr oft verfehlen würde; und ſo, wie ich jetzt

die gedruckten Bogen einzeln nachſehe, finde ich es, daß meine Furcht nicht ungegründet geweſen iſt. Indeſſen will ich mich für meine Mühe aufs glücklichſte belohnet halten, wenn ich auch nur einem und dem andern Leſer dadurch nützlich werden mag. Daß ich irgendwo der Wahrheit ſelbſt nachtheilig geworden wäre, dieſes läßt mich die Abſicht nicht fürchten, womit ich gearbeitet habe: Sollte es ja wegen der vielen Zerſtreuungen irgendwo geſchehen ſeyn, ſo werde ich es mir zur erſten Pflicht machen, ſo bald ich es gewahr werde, es ſelber anzuzeigen; und es zugleich als die gröſte Freundſchaft anſehen, wenn aufmerkſamere Augen mich davon benachrichtigen. Da dergleichen Abhandlungen, wie dieſe, auf die Schönheit und Reinigkeit der Schreibart keinen Anſpruch machen, ſo habe ich die hierinn begangenen vielen Nachläßigkeiten nicht weitläuftig zu entſchuldigen. Hierüber muß ich aber den Leſer noch um Ver-

zeihung bitten, daß die zehnte Betrach=
tung, worinn die Pflichten und Rechte
des Fürſten gegen die Religion, imglei=
chen das Recht der Gewiſſensfreyheit und
deſſen vernünftige Schranken noch abgehan=
delt werden mußten, zurück geblieben. Die
Kürze der Zeit und die vielen andern Abhal=
tungen haben die förmliche Ausarbeitung
nicht zugelaſſen. Es wird ſich bey dem
nächſten Theile wohl eine Gelegenheit fin=
den, wo ſie etwan anzubringen.

Verzeichniß
aller Betrachtungen des ganzen Buchs.

Erſter Theil.

1. Betrachtung. Von der Wichtigkeit der Unterſuchung, ob ein Gott ſey.
2. Betracht. Beweis dieſer Wahrheit.
3. Betracht. Von der moraliſchen Natur dieſes höchſten Weſens.
4. Betracht. Von der Vorſehung.
5. Betracht. Von der Zulaſſung des Böſen. Erſter Theil: Von der Zulaſſung des phyſikaliſchen. Zweyter Theil: Von der Zulaſſung des moraliſchen Böſen.
6. Betracht. Vom zukünftigen Leben.
7. Betracht. Von der moraliſchen Natur des Menſchen.
8. Betracht. Von der Religion.
9. Betracht. Von dem Verhältniſſe der Religion, des Aberglaubens und des Unglaubens gegen einander.

Zweyter Theil.

1. Betracht. Ob überhaupt ein auſſerordentlicher göttlicher Unterricht von der Religion mit der Weisheit Gottes beſtehen könne.
2. Betracht. Muthmaßlicher Zuſtand der Vernunft und der Religion der erſten Menſchen, und Vergleichung dieſes Zuſtandes mit der Beſchreibung, die in der moſaiſchen Geſchichte, von dem Urſprunge des menſchlichen Geſchlechts an, bis an die Sündfluth, davon enthalten iſt.
3. Betrachtung. Zuſtand der Welt und Religion, von der Sündfluth bis an Moſen, nach dieſer Beſchreibung. Kurze Betrachtung der Sündfluth. Zuſtand der Erde nach derſelben. Einfluß in den Zuſtand der Vernunft, Sittlichkeit und Religion. Urſprung des Aberglaubens und der Abgötterey. Religion der Erzväter und Hiobs.
4. Betrachtung. Veränderter Zuſtand der Welt, der Sittlichkeit und Vernunft zu Moſis Zeiten, und dieſem gemäſſe Anſtal-

Anſtalten der Vorſehung, die Religion zu erhalten. Wahl eines beſondern Volks und Landes zu dieſem Endzwecke.

5. Betracht. Ausführung dieſer Anſtalten durch Moſen. Charakter dieſes Mannes. Lächerlich fanatiſcher Haß einiger neuern Deiſten gegen dieſen groſſen Mann.

6. Betracht. Beweiſe der göttlichen Autorität, womit Moſes dieſe Anſtalten ausgeführet. Kurze Abhandlung von Wundern überhaupt. Prüfung der wunderbaren Ausführung des iſraelitiſchen Volks aus Aegypten. Prüfung der hiſtoriſchen Gewißheit hiervon. Eroberung des cananitiſchen Landes.

7. Betracht. Grundlehren der moſaiſchen Religion. Seine Lehre vom höchſten Weſen und deſſen Eigenſchaften. Seine Lehre von der Schöpfung der Welt. Von dem Urſprunge des Böſen. Von der Vorſehung.

8. Betracht. Beſondere Verfaſſung und Policey dieſer Religion. Betrachtung des jüdiſchen Staats, des Geſetzes überhaupt. Des äuſſerlichen Gottesdienſtes. Wahrer Geſichtspunkt, woraus dieſe Verfaſſung zu beurtheilen.

9. Betracht. Einwürfe gegen die Mängel und harte Strenge der Geſetze, gegen die gar zu groſſe Menge der Gebräuche. Scheinbarſter Einwurf, von dem Mangel des höhern Bewegungsgrundes von einem zukünftigen Leben.

10. Betracht. Zuſtand dieſer Religion und des Volks bis auf David. Charakter dieſes Königs. Eben ſo lächerlicher Fanaticismus gegen dieſen König.

11. Betracht. Zuſtand dieſer Religion bis an die babyloniſche Gefangenſchaft. Anſtalten der Vorſehung, die Religion während dieſes Zuſtandes zu erhalten. Propheten. Eigentlicher Beruf derſelben. Ihre Lehren von der Religion. Prüfung einiger ihrer Weiſſagungen.

12. Betracht. Zuſtand dieſer Religion und dieſes Volks in ſeiner Zerſtreuung. Lage der Welt und der Vernunft um dieſe Zeit.

13. Betracht. Betrachtung über dieſes Volk überhaupt.

Verzeichniß.

Dritter Theil.

1. Betracht. Hauptepoche der vollkommenen und allgemeinen Erleuchtung der Welt durch Chriſtum. Allgemeiner Zuſtand der Welt und der Vernunft um dieſe Zeit; beſonders der Religion.

2. Betracht. Charakter dieſer auſſerordentlichen Perſon. Aeuſſerliche Beweiſe ſeiner göttlichen Sendung. Weiſſagungen von ihm. Seine Wunder und deren hiſtoriſche Prüfung. Seine Auferſtehung.

3. Betrachtung. Eigentliche Beſchaffenheit dieſer Perſon, nach den in der Schrift ihm beygelegten Namen und Vorzügen. Nöthige Freymüthigkeit und Beſcheidenheit der Vernunft in deren Erklärung. Veranlaſſung, welche die Kirche zu der Lehre von der Dreyeinigkeit daher genommen. Kurze und eigentliche Vorſtellung dieſer Lehre.

4. Betracht. Herrliche Ausführung des groſſen Berufs dieſes göttlichen Erlöſers. Sein Unterricht von Gott und deſſen Eigenſchaften, von der Vorſehung, von dem Gottesdienſte überhaupt. Vorzügliche Vollkommenheit dieſes Unterrichts vor dem Moſaiſchen. Grund der eigentlichen Erleuchtung der Vernunft.

5. Betracht. Seine Anweiſung zur Rechtſchaffenheit und Sittenlehre. Herrliche Vorzüge dieſer Anweiſung.

6. Betracht. Vorzügliche Anweiſung zur Beruhigung, welche die Welt durch dieſe Religion erhalten. Verſicherung von der Vergebung der Sünden. Abermalige nöthige Freymüthigkeit und Beſcheidenheit der Vernunft in dieſer Erklärung. Zweyte hieher gehörige Hauptlehre von der Auferſtehung, und dem durch dieſen Heiland zu haltenden jüngſten Gerichte, als der eigentlichen Sanction der chriſtlichen Religion. Uebergebung des Reichs an Gott. Ewige Seligkeit, ewige Verdammniß.

7. Betracht. Summariſche Betrachtung der herrlichen Wohlthaten, die der Welt in dieſer Religion angebotten werden.

8. Betracht. Verhalten, was von uns erfordert wird, wenn wir dieſer Wohlthaten theilhaftig werden wollen. Buſſe. Glauben. Deutlichſte und ſimpelſte Erklärung hiervon.

9. Betracht.

9. Betracht. Hülfen und Mittel zu dieſer Verfaſſung. Lehre von der Gnade. Simpelſte Erklärung dieſer durch den Scholaſticismus ſo verworrenen Lehre. Von dem heiligen Geiſte. Von dem Worte. Der Taufe. Dem Abendmahle. Dem Gebethe.

10. Betracht. Göttliche Anſtalten, dieſe Religion bey der Welt fortzupflanzen, zu befeſtigen, und zu verbreiten. Wahl der Jünger und Apoſtel. Göttlicher Charakter dieſer Männer; ſichtbarer göttlicher Beyſtand in dem wunderbaren Fortgange dieſer Lehre. Förmlicher Zuſtand dieſer Religion. Die Kirche. Ob die Kirche einen beſondern Staat mache. Beſondere Schickſale dieſer Religion, nach dem veränderten Zuſtande der Welt. Unter den heidniſchen Kaiſern. Wie es die herrſchende Religion geworden. Charakter der beyden Kaiſer Conſtantin und Julian. Einfluß, den der veränderte äuſſere Zuſtand der Religion in ihren innern Zuſtand gehabt. Neue Schickſale durch die Zerſtörung des römiſchen Reichs, und die alles überſchwemmende Barbarey. Mahometaniſche Religion. Kürze Vorſtellung derſelben. Parallele ihrer Ausbreitung mit der chriſtlichen Weisheit der Vorſehung hierinn. Aeuſſerſter Verfall des Chriſtenthums. Spuren der deutlichſten göttlichen Fürſorge für dieſe Religion, bey ihrer anſcheinenden größten Vernachläßigung. Deutlichere Offenbarung dieſer Vorſehung. Allmählige Aufklärung. Reformation. Gegenwärtiger Zuſtand. Glückliche Ausſichten aus unſern Zeiten in die künftigen. Kürze Betrachtung des jetzigen fanatiſchen Deismus.

Erſte Betrachtung.

Wichtigkeit der Unterſuchung, ob ein Gott ſey.

Gnädigſter Herr,

Ehe wir über die Natur und Vortrefflichkeit der Religion, zu der wir uns bekennen, unſere Unterſuchung anſtellen, müſſen wir zuförderſt von gewiſſen allgemeinen Wahrheiten überzeugt ſeyn. Die erſte und wichtigſte von allen iſt dieſe: Iſt ein Gott, oder iſt keiner? iſt ein allerhöchſtes vernünftiges Weſen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Urſprung hat, oder ſollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ungefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit anſehen? Dieß iſt mir der nächſte und wichtigſte Gedanke, den ſich meine Vernunft gedenken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden, ich mag über mir den Himmel anſehen, ich mag die Geſchöpfe betrachten, womit ich umgeben bin, ich

mag meine Augen zuthun, und in meine eigene Empfindungen mich verſenken; ſo iſt mir dieſer Gedanke, mit aller ſeiner Wichtigkeit überall gleich gegenwärtig. Ich ſehe überall eine Schönheit, und bey der unendlichſten Mannigfaltigkeit eine Harmonie, worinn ſich meine Seele mit Entzücken verlieret. Ich ſehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuren Weltkörper in dem leeren Raume, in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine unbegreifliche Weisheit, die einen Theil derſelben in der unermeßlichſten Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachſte Geſetz ſich um jene, als ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden inneren Natur aufs genaueſte abgewogen iſt, und die wiederum durch eben dieſes Geſetz ſo viele Cometen in ganz andern Laufbahnen, von allen Himmelsgegenden, durch jener ihre Kreiſe leitet, ohne daß ſie ſich in ihrem Laufe ſtören! Unſere Erde könnte in unzähligen Graden von der Sonne weiter entfernt ſtehen, ſie könnte ihr eben ſo vielmal näher ſeyn; und wer wies ihr eben die Entfernung an, daß ſie das Maaß von Licht und Wärme bekömmt, welches der Natur aller ihrer Geſchöpfe am gemäßeſten iſt? Ihre Stellung gegen die Sonne könnte ebenfalls unendlich anders ſeyn; und wer gab ihr unter allen möglichen eben diejenige Lage, die durch die Abwechſelungen von Sommer, Winter, Herbſt und Frühling alle ihre Gegenden am meiſten bewohnbar macht? Wer befahl dem Mond, dieſe Erde beſtändig zu begleiten, und wer maß ſeinen Abſtand ſo genau, daß der Ocean dadurch in ſeiner be-

ſtändigen Bewegung erhalten wird, aber auch nie aus ſeinen geſetzten Ufern treten kann? Wer maß die Fläche des Oceans gegen die höhere Fläche der Erde, daß von den häufigern Ausdünſtungen das Land durch unaufhörliche Regen nicht erſäuft, doch aber auch durch Regen und Flüſſe hinreichend getränkt wird? Und wer gab endlich den beyden ſo nahe verwandten Elementen, dem Waſſer und der Luft, das verſchiedene Geſetz, daß die Luft ihre ausdehnende Kraft nie verlieren, das Waſſer hergegen dieſelbe nie annehmen, und in Luft ſich verwandeln kann, ſondern daß beyde das Maaß und Gewicht unveränderlich behalten müſſen, welches der Beſchaffenheit und Natur aller Geſchöpfe ſo gemäß iſt? Iſt kein Gott, kein vernünftiges freyes Weſen, das dieſes alles geordnet hat; ſo ſehe ich nichts, ſo iſt mir alles das dunkelſte Räthſel, und ſo iſt mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier auf der Erde antreffe, eben ſo unerklärlich.

In ihrer erſten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dieß iſt der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stuffe hinauf, ſo finde ich dieſe rohe Materie in Metallen, Salzen, Steinen und Cryſtallen ſchon unendlich ſchön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stuffe höher ſteige, und ſehe, wie dieſe rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich mannigfaltig organiſiret iſt! Der Cryſtall, der Kieſel, behalten unverändert ihre Geſtalt, die ſie vieleicht von

der Schöpfung her haben; ſie bleiben einzeln, wie ſie ſind, ohne eine ſichtliche Aenderung oder Vermehrung. In dieſem Reiche iſt hergegen alles in beſtändiger Verwandelung; hier wächſt, hier lebt alles; und alles in unzähligen Stuffen. In einerley Erde, von einerley Regen befruchtet, ſteht alles vermiſcht unter einander, und alles iſt an Geruch, Farbe und Geſchmack unendlich unterſchieden; es wächſt, es vermehrt ſich, es ſtirbt alles, und alles unverändert in ſeiner Natur, alles zu ſeiner beſondern Jahreszeit, alles in der vollkommenſten Harmonie mit der ganzen übrigen Natur; alles verſchieden, und alles nach dem einförmigſten Grundgeſetze.

Ich gehe noch eine Stuffe höher, und meine Ausſicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden ſahe ich bey einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit den künſtlichen Mechanismus. Aber außer dem Wachsthum iſt noch alles todt; es wächſt und ſtirbt noch alles auf der Stelle, wo es gebohren wird, ohne ſein Daſeyn noch ſelbſt zu empfinden. Aber hier ſehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinſten Empfindungen, die künſtlichſten Triebe. Eben die vorige Materie, faſt dieſelbe Organiſation; es entſteht, es wächſt, es ſtirbt alles mit den Pflanzen nach einerley Geſetzen, aber in unendlich neuen Geſtalten, in unendlich größerer Vollkommenheit; alles lebt, alles bewegt ſich ſelbſt, alles empfindet, und dieſe Vollkommenheit ſteigt, wie in den Pflanzen, in unzähligen ſich immer gleichen Stuffen. Die niedrigſte Pflanze war

noch halb Stein; das niedrigſte Thier iſt ſichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aeſten fortwachſen; Thiere von Einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf haben; einige, die noch auf der Stelle ſterben, worauf ſie gebohren werden, denen ihre Schaale noch ihre ganze Welt iſt; andere, die durch den Geruch, das Gehör, das Geſicht die entfernteſten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer, wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfen Waſſer, ein Blatt eine Welt iſt. Und alles iſt in ſeiner Art vollkommen, alles hat ſeine Gliedmaßen, die nach dem übrigen Bau ſeines Leibes, nach ſeiner Beſtimmung, nach ſeiner Nahrung, nach dem Elemente, worinn es lebet, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet ſind; alles hat ſeine beſondern Triebe, die mit ſeiner ganzen Natur harmoniren. Indeſſen herrſcht in dieſem unruhigen willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat alles ſeine abgemeſſenen Stuffen, alles ſeine angewieſene Gegend, die unveränderlichſten Geſetze. Es bleibt alles unverändert in ſeiner Art; es vermiſcht ſich nichts, es verliert ſich nichts, nichts wird unvollkommener, nichts kann ſich über die Stuffe ſeiner Natur erheben; alles ſtirbt, und erzeugt ſich in einer unveränderlichen Proportion fort, wie es ſeiner Beſtimmung und der ganzen Natur gemäß iſt. Ein jedes behält ſein Maaß von Kräften, ſein Maaß von Begierden, ſeine beſtimmte Dauer. Ich finde nirgend eine wahre Vernunft, aber ein geheimes unerklärliches Geſetz, das ſchneller und gewiſſer als alle

Vernunft iſt, erſetzt dieſen Mangel. Alles kennet ſein Geſchlecht; es weiß alles für ſeine Nahrung, für ſeine Wohnung, für ſeine Fortpflanzung und Erhaltung mit einer Geſchicklichkeit zu ſorgen, die den ſcharfſinnigſten Weltweiſen in Erſtaunung ſetzt. Und alle dieſe Mannigfaltigkeit iſt nur Eine Kette; vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze bis zum Affen; es ſind alles Glieder, die ſich berühren. Es iſt alles voll, nirgend ein Raum, nichts ſich vollkommen gleich, alles ſtufenweiſe. Wo ich mit meinen Augen am Ende bin, da entdecken mir die Vergrößerungs- und Ferngläſer neue Welten; und vieleicht bin ich auch mit dieſen in der Hand noch immer auf den Mittelſtuffen dieſer unendlichen Leiter. Die Verbindung bleibt indeſſen immer dieſelbe. Pflanzen, Thiere, Waſſer, die Planeten, die Sonne ſelbſt, alles iſt um des andern willen da; es macht alles nur ein Ganzes, ein vollkommenes Ganzes aus.

Ich ſelbſt bin mir noch ein unendlich größeres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze, der nächſte Anverwandte der Thiere. Ich entſtehe wie ſie, ich nähre mich wie ſie, ich habe mit ihnen einerley Dauer, dieſelbigen Triebe, eben den Tod. Auf der andern Seite habe ich in meiner Geſtalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich bin ein Gott gegen ſie. Ich habe eine Vernunft, einen freyen Willen; ich herrſche über alles, es wächſt alles nur für mich, von der Ceder bis zum Graſe, vom Elephanten bis zum Seidenwurm; es iſt alles nur für

mich da. Ohne mich iſt die ganze Natur todt, alle ihre Ordnung nichts beſſer als ein Chaos. Der Weinſtock genießt ſich ſelbſt nicht; die Blume empfindet ihre eigene Schönheit nicht; dem Seidenwurm iſt ſein Gewebe nichts wie ſein Grab; ohne mich liegt der Demant ohne Werth unter den Kieſeln. In mir vereiniget ſich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erſt wahre Schönheit. Ohne mich iſt die Natur arm; ich ſchaffe ihr alle Augenblicke neue Geſtalten, ich dringe in ihre innerſte Werkſtatt, ich entdecke ihre geheimſten Geſetze; ich meſſe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf, ich mache mir das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Ausſichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgend ihre Grenzen; es iſt alles in mir ewig. Noch mehr, die Quelle meines Vergnügens und Misvergnügens habe ich in mir ſelbſt; ich bin mein eigener Geſetzgeber, mein eigener Richter; ich lobe und tadle, und ſtrafe und belohne mich ſelbſt, und mein Beyfall iſt mir wichtiger, als die Lobſprüche von tauſend Schmeichlern.

Aber was ſehe ich in allem dieſem Reichthume, in dieſer Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freyes Weſen iſt, welches dieß alles hervorgebracht, und dieſe herrliche Ordnung veranſtaltet hat? Iſt dieß alles von ungefähr, kömmt es alles aus einer blinden todten Nothwendigkeit; ſo weiß ich nicht, was ich ſehe. Eine Maſchine, aus Millionen Rädern zuſammengeſetzt, die alle eine gemeinſchaftliche abgemeſſene Bewegung, und im Ganzen weder Urheber noch Endzweck haben; lauter

abgemeſſene Mittel ohne Abſicht, lauter beſtimmte Abſichten ohne Urſache. Die vollkommenſte Ordnung und Schönheit ohne Vernunft, eine ewige Bewegung ohne Urheber, lauter Leben aus einem ewigen Tode; die vollkommenſte Harmonie unter lauter ſtreitenden Dingen; -- wie finſter! Hier ſehe ich nichts mit aller meiner Vernunft. Und was bin ich? Ein noch dunkleres Räthſel. Von lauter ſterblichen Vätern von Ewigkeit her das widerſprechendſte Geſchöpf, von allen Seiten eingeſchränkt, und in allen meinen Ausſichten und Begierden unendlich; mit einer Anlage zu unendlichen Fähigkeiten, um als ein Embryo zu ſterben; ein Herr der Thiere, ein Herr der ganzen Natur, mit allen Schickſalen eines Insects; ein todter Staub voll göttlicher Kraft; ein denkendes Weſen, das ſich über alle Himmel erhebt, und in dem Augenblick ein Fraß der Würmer; mit dem ſtrengſten Geſetze gebohren, ohne Geſetzgeber. Wie räthſelhaft! wie finſter! Wie viel ſehe ich hier mehr, als ein Thier! Dieß iſt das wenigſte; ich bin mit allen dieſen Vorzügen nichts beſſer als ein Thier; ich bin ſchlechter, ich bin unglücklicher, ſo lange dieſe Unterſuchung für mich nicht entſchieden iſt. Es iſt wahr, ich behalte meine gewiſſen Vorzüge als Menſch, wenn auch kein Gott iſt. Meine Vernunft verlieret dadurch an ihren Fähigkeiten nichts; ich kann in der Erforſchung der Warheit eben ſo ungehindert fortgehen, ich empfinde ihre Reizungen mit eben der Lebhaftigkeit; ich behalte alle Reizbarkeit meiner Sinne, ich genieße alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; die Welt bleibt für mich eben ſo ſchön, eben ſo reich;

Be-

meine Begierden bleiben eben ſo lebhaft, eben ſo mannigfaltig; ich bleibe nichts deſto weniger der Herr der Welt. Der Stier iſt ſatt, wenn er die Triebe ſeiner Natur geſtillet; der Tieger iſt ſatt, wenn er ſeinen Hunger geſtillet hat; in meinen Begierden kenne ich keine Grenzen; meine Einbildungskraft kann mir immer neue Reizungen verſchaffen. Das Thier geht nur ſeinem Raube nach; ich kann meinen Geſchmack über das Maaß meiner Natur ausdehnen. Der Stier, der Tieger ſind an die engen Grenzen ihrer Natur gebunden; ich kenne dieſe Einſchränkung nicht, für mich hat die Natur keine Grenze, ich bin ihr Herr; wenn ich will, kehre ich ihre Geſetze um; ich kenne kein ander Geſetz, als meine Triebe. Meine Vernunft widerſpricht mir zwar; mein Gewiſſen droht mir mit geheimen Ahnungen; aber was habe ich zu fürchten? Morgen bin ich todt? Morgen todt? ewig todt? Ja, wenn kein Gott iſt, ſo habe ich nichts anders, als einen ewigen Tod, zu erwarten. Aber ſoll dieß eine Beruhigung für mich ſeyn? O hätte mich doch, wie ich meine Exiſtenz erhielt, das Loos eines Thieres getroffen! ſo hätte ich die mühſelige Chimäre, der Vorſchrift meiner Vernunft und meines Gewiſſens beſtändig zu folgen, nie gekannt; ſo hätte ich die Kränkung von ſo vielen vergeblichen Entwürfen nicht; ſo kennte ich die Reizungen der Warheit und Tugend nicht; ſo kennte ich die reizenden Ausſichten einer Ewigkeit nicht; ſo wüßte ich nicht eher, was Tod wäre, bis das Schlachtmeſſer mir ſchon alle Empfindung und Furcht davor genommen hätte: da ich jetzt, unter einer jeden Empfindung meines Lebens mit dem Tode ringend, die ſchreck-

liche Vorſtellung einer ewigen Vernichtung vor Augen habe, und, da ich kaum das Alphabet der Natur müh-ſam gelernt, und die Reizungen der Warheit in der Ferne geſehen habe, meine Augen auf ewig ſchließen muß. Iſt dieß der ganze Endzweck der prächtigen Anlage der Natur? Iſt dieß der ganze Lohn der vielen Bemühungen, mich zur Warheit und zur Tugend zu bilden? Ich widerhole es mit Bedacht: O wäre ich ein Thier geworden! Ich hätte zwar dieſe Vorzüge nicht gehabt, aber ich hätte auch keine beſſere gekannt; ich hätte die Schönheit der Tugend nicht empfunden, aber ich hätte auch ihr ſtrenges Geſetz nicht gefühlt; ich wäre ruhig meinen Trieben gefolget, ich hätte ſie geſättiget, und ich hätte den ermüdenden Streit meiner Vernunft und meiner Begierden nie empfunden. Aber was ſoll ich jetzt thun? Soll ich meinen Trieben folgen, oder ſoll ich dem Geſetze meiner vernünftigen Natur gehorchen? Es iſt wahr, ich habe nichts zu fürchten; aber womit beſänftige ich die Anklagen, die mir mein Gewiſſen darüber machen wird? Soll ich mich dagegen ganz unempfindlich zu machen ſuchen? Was für ein grauſames Unternehmen! Und wie will ich mich gegen meine Vernunft rechtfertigen? Was muß ich in meinen eigenen Augen für ein verächtliches, für ein abſcheuliches Geſchöpf werden, wenn ich die Würde meiner Natur ſo weit verläugnen, und mich in ein Thier umſchaffen will? Soll ich aber der Stimme meiner Vernunft gehorchen? Soll ich mich der Tugend widmen? Ja ſie iſt ſchön, entzückend, himmliſch-ſchön. Aber wenn dieſe Tugend die Verläugnung meiner angenehmſten Begierden von mir fodert;

dert; wenn ich dieſer Tugend, unter dem höhnenden Triumph des belohnenden Laſters, meine Ruhe, meine Wohlfahrt, mein Leben, und was mir noch unendlich ſchätzbarer als dieß alles iſt, wenn ich ihr die Wohlfahrt der Meinigen aufopfern ſoll: Wo ſoll ich hier den Muth, wo ſoll ich die Kräfte hernehmen, einer leeren Vollkommenheit mein höchſtes Gut aufzuopfern; wo ſoll ich die Vergeltung für ein ſolches Opfer nehmen, und wo iſt meine Verbindlichkeit, einem ſolchen Geſetze zu gehorchen? Wenn kein Gott iſt, ſo iſt die Erfüllung meiner Begierden das höchſte Gut, das ich erreichen kann. Ich Thor! warum will ich mich denn durch ein Geſetz in meiner Glückſeligkeit einſchränken laſſen, da ich keinen Geſetzgeber kenne? Was habe ich zu fürchten, was habe ich zu hoffen? Wenn ich ſterbe, iſt alles aus; Tugend, Vernunft, Gewiſſen, es ſind alles für mich leere Worte; ich habe als ein Vieh gelebet; ich ſey ein Fluch unter meinen Mitgeſchöpfen geweſen, oder ich ſey als ein Märtyrer der Warheit und der Tugend geſtorben; wenn ich ſterbe, iſt alles Eins; ich dünge den Kirchhof, und nähre durch meinen Moder wieder andere Thiere. O was für ein blindes widerſprechendes Geſchöpf! Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele, ſo bald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchſten vernünftigen Weſen ihren Urſprung hat! Was die Sonne meinen Augen iſt, das iſt dieſer erquickende Gedanke, meiner Vernunft; in dieſem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung ſahe, da ſehe ich jetzo nichts als entzückende Vernunft; überall die beſten Abſichten, mit

den

den weiſeſten Mitteln verbunden. Ich ſehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der lebloſen Geſchöpfe, und die Triebe der Lebendigen, zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit ſeiner wohlthätigen Hand aufs weiſeſte zu verbinden ſucht. Nun bin ich mir auch das Räthſel nicht mehr; ich überſehe meine ganze Beſtimmung. Ein allerhöchſtes vernünftiges freyes Weſen hat mich auf die höchſte Stuffe dieſer ſichtbaren Natur geſetzt; — gewiß nicht, daß ich die Ordnung der Natur zerſtören ſollte. Es hat mich mit den edelſten Fähigkeiten ausgerüſtet; — gewiß nicht, daß ich nur ein ſo viel größeres Thier ſeyn ſollte. Dieſer weiſe Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moraliſches Gefühl von Gutem und Böſem gegeben; er hat es unüberwindlich gemacht; er hat es über meinen Willen erhaben; — ein ſicherer Beweis, daß es ſein Wille iſt, daß ich es für mein erſtes Geſetz erkennen ſoll, und daß es ihm unmöglich gleich viel ſeyn kann, ob ich dieß Geſetz erfülle, oder nicht erfülle. Meine Begierden, meine Ruhe, mein Gewinn, machen dagegen keinen Einwurf; geſetzt, daß ich alles aufopfern muß, was bin ich denn, daß ich mich dem Willen des Herrn meines Lebens, ſeinem unumſchränkten, weiſen und wohlthätigen Willen entziehen könnte? Dafür weiß ich, wenn ich ihm zu gehorchen mich beſtrebe, daß ich ihm auch gefallen werde. Beruhigung genug für mich; nun will ich mit freudiger Aufmerkſamkeit auf die Stimme meines Gewiſſens achten; vor ſeinem Angeſichte kann nichts, kein guter Gedanke verloren gehen. Nun ſehe ich dem Gewinn des Laſterhaften ruhig zu; er prange mit ſeinem Glücke, ich benei-

beneide ihn nicht; er verhöhne mich mit meinem ruhigen Gewiſſen, ich vertauſche es gegen alle ſeine Freude nicht. Iſt ein ſolches allerhöchſtes Weſen, ſo verliere ich nichts; ich will ihm keine Vergeltung vorſchreiben; mein Schöpfer kann nie mein Schuldner werden: Aber zu einem unendlich weiſen und gütigen Gotte habe ich die feſte Zuverſicht, daß er die Vorzüge, die er mir in die Natur gelegt, mir nicht zur Marter werde gegeben haben, und daß er eher eine neue Welt ſchaffen, und meinen Staub nach Millionen Jahren eher wieder lebendig machen werde, ehe er mich, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, unbelohnt laſſen ſollte; und meine Seele ſagt ſich es ſelbſt, daß ſie zu einer ſolchen Ewigkeit erſchaffen ſey. Laſſen Sie uns eilen, Gnädigſter Herr, um uns von dieſer ſeligen Warheit zu überzeugen.

Zweyte Betrachtung.

Daß ein Gott und Schöpfer der Welt ſey.

Dieß können wir mit aller Sicherheit vorausſetzen, daß Etwas von Ewigkeit nothwendig habe da ſeyn müſſen. Denn ſonſt müßte die Welt mit aller ihrer Vollkommenheit durch Nichts entſtanden ſeyn. Durch Nichts entſtanden! — Was hieße diß? Nichts iſt, wovon ſich nichts angeben, nichts gedenken läßt.

Es

Es ſollte alſo von Ewigkeit Nichts, ein wahres Nichts geweſen ſeyn, das ich als den Grund von dem Daſeyn dieſer Welt angeben könnte? So machte ich Nichts zur wirkenden Urſache aller Dinge. Es wäre die größte Beleidigung für die Vernunft, wenn man ſich hierbey noch einen Augenblick aufhalten wollte.

Könnte man aber nicht annehmen, daß, ohne eine erſte Urſache, von Ewigkeit alles in der Folge von Urſachen und Wirkungen fortgegangen ſey, wie wir ſehen, daß jetzo alles fortgeht? Eine ewige Folge von lauter Urſachen und Wirkungen ohne eine erſte Urſache! — Dieß iſt derſelbige Unſinn, nur in andern Worten. Denn was iſt dieſe Reihe? Nichts als eine Reihe von Wirkungen, wovon die eine zwar die Urſache der folgenden iſt, die ich aber doch für nichts anders als für eine ähnliche Wirkung annehmen kann, weil ſie eben ſo wenig da ſeyn würde, wenn ſie nicht wieder ihre Urſache hätte. Was ſoll ich alſo bey einer ewigen Reihe von Wirkungen, oder von lauter Dingen denken, wovon keines durch ſich ſelbſt iſt, und alle, zuſammen genommen, doch keine erſte Urſache haben ſollen? Dieß wäre eine herabhangende Kette, worinn zwar ein Glied an dem andern hienge, wo aber das oberſte nirgend befeſtiget wäre. Daß ich dieſe Reihe in meinen Gedanken ewig mache, dadurch gewinne ich nichts. Ich will nur bey der Reihe meiner Väter bleiben. In dieſer ganzen Reihe kann ich einen jeden meiner Stammväter nicht anders als für einen Sohn anſehen, der unmöglich hätte da ſeyn können, wenn er nicht auch einen Vater gehabt hät-

te. Was gewinne ich nun, wenn ich dieſe Reihe bis in die Ewigkeit zurück ſchiebe? Es bleibt eine ewige Reihe von lauter Söhnen; und je länger ich in meiner Einbildung dieſe Reihe mache, je weiter ſchiebe ich mir die erſte Urſache, die meine Vernunft mich zu ſuchen zwingt, nur aus dem Geſichte; und ſo muß ich entweder den vorigen Widerſpruch annehmen, und Nichts zur Urſache von allen dieſen Wirkungen machen, oder ich muß bey einer erſten durch ſich ſelbſt nothwendigen Urſache ſtehen bleiben, die ich als den Grund aller dieſer Wirkungen anſehen kann. Die gegenwärtige Reihe von Wirkungen kann ich mir zwar als ewig fortgehend vorſtellen; denn hier ſind wirkliche Urſachen gegenwärtig: Wollte ich aber hieraus den Schluß machen, daß ich dieſe Reihe deswegen auch rückwärts eben ſo unendlich machen könnte, ſo müßte ich aus der Urſache, weil ich unendlich vorwärts zählen kann, unendlich rückwärts zählen können. Ich nenne aber dieſe erſte Urſache durch ſich ſelbſt nothwendig; nicht, als wenn dieſes Weſen ſich von Ewigkeit durch ſich ſelbſt hervorgebracht hätte; denn dieß wäre derſelbige Widerſpruch: Sondern es iſt dergeſtalt unabhängig und nothwendig, daß es unmöglich iſt, daß es nicht ſeyn könnte, *weil* ſonſt Nichts die Urſache aller Dinge müßte ſeyn können.

Ich kann zwar die Art einer ſolchen ewigen Exiſtenz nicht begreifen; aber dieß kömmt von meiner eingeſchränkten Fähigkeit her. Die Exiſtenz dieſes Weſens bleibt deswegen eben ſo nothwendig, als ich mir eine

ewige Dauer oder einen unendlichen Raum gedenken muß. Wie könnte ich mir aber eine ewige Dauer oder einen ſolchen Raum ohne Weſen gedenken? Dieß wäre eine abweſende Gegenwart; eine Exiſtenz ohne Wirklichkeit; lauter Töne, wobey ſich nichts denken läßt. Dieß alſo, daß von Ewigkeit eine nothwendige Urſache ſeyn müßte, wovon die gegenwärtige Reihe der Dinge ihren Urſprung hat, iſt eine von denen Warheiten, zu deren Annehmung die Vernunft uns dringt, ehe ſie irgendwo ruhen kann. Die alten Weltweiſen machen zwar größtentheils die Welt ewig, aber ſie widerſprechen deswegen dieſem Grundſatze nicht. Ihre Begriffe von dem erſten Urſprunge der Materie waren zu dunkel, und dieſe Dunkelheit iſt der Grund, daß ihre beſten Gedanken von der Natur des höchſten Weſens allemal etwas unbeſtimmtes und unſicheres behalten, und daß ihre Vernunft, wenn ſie mitten auf dem Wege zur Warheit iſt, wieder auf Abwege geräth, die ſie, ohne ſich gar zu verlieren, nicht verfolgen darf. Alle diejenigen indeſſen, die mit einiger Deutlichkeit dachten, als Anaxagoras, Timäus, Sokrates, Plato, Ariſtoteles, erkannten alle, aus demſelbigen Grundſatze, die Nothwendigkeit eines erſten unkörperlichen, unveränderlichen, denkenden Weſens, wovon die erſte Bewegung und Einrichtung der Welt ihren Urſprung habe, weil ſonſt alle Bewegung eine ewige Wirkung ohne Urſache, oder eine Wirkung von Nichts ſeyn müßte, welches beydes gleich unmöglich ſey. Ariſtoteles rechnet es ſich als ein vorzügliches Verdienſt an, daß er die Ewigkeit der Welt zuerſt deutlich

behaup=

behauptet habe. Aber nach ſeinem Lehrbegriffe iſt dieſe Ewigkeit nichts, als eine ewige Wirkung einer ewig wirkſamen Vernunſt und Allmacht, welches mehr ein Wortſpiel iſt, womit wir uns ſelbſt, wenn wir uns eine Ewigkeit der Schöpfung denken zu können glauben, noch zuweilen verwirren, als daß es ein gründlicher Gedanke wäre, wenn wir anders den richtigen Begriff von der Natur des höchſten Weſens nicht verlaſſen, und uns nicht, wie die meiſten heidniſchen Weltweiſen bey ihrem ſchwachen Lichte thaten, die Materie als einen Ausfluß aus Gott einbilden wollen, wobey ſich aber wiederum gar nichts denken läßt. Es iſt wahr, daß Gott, weil er von Ewigkeit iſt, auch von Ewigkeit allmächtig, und ſeine Allmacht auch von Ewigkeit wirkſam geweſen iſt: Aber, da die Allmacht nicht machen kann, daß das, welches von Natur einen Anfang haben muß, ohne Anfang, und daß eine fortgehende Reihe von Zahlen ohne eine erſte Zahl ſey; ſo iſt es auch unmöglich, daß eine Reihe von Wirkungen, die einzeln ihrer Natur nach einen Anfang haben müſſen, keinen Anfang gehabt haben ſollte; ſonſt müßte die Allmacht das Endliche auch unendlich machen können. Wir können uns zwar dieſen Anfang der Welt ſo wenig, als ihre Grenze, denken, ohne daß wir uns in einer vor dieſem Anfange vorhergegangenen ewigen Dauer, und in einem über ihre Grenzen ins Unendliche fortgehenden Raume verlieren ſollten. Wenn wir indeſſen, wie hier geſchieht, die Welt als ein Weſen annehmen, das nicht durch ſich ſelbſt iſt, und im eigentlichen Verſtande weder ewig noch unend-

lich ſeyn kann; ſo mögen wir uns ihren erſten Anfang ſo tief in die Ewigkeit hineindenken, wie wir wollen; ſo müſſen wir uns doch nothwendig eine Zeit gedenken, da die gegenwärtige Reihe der Dinge nur halb ſo groß, da ſie nur der tauſendſte Theil geweſen iſt, da ſie erſt ihren Anfang genommen hat. Eine im eigentlichen Verſtande ewige Schöpfung wäre alſo eine unendliche Zahl ohne Einheit, eine beſtimmte und doch unendliche Größe. Auch ſcheinet ſelbſt Ocellus dieſem Grundſatze nicht entgegen. Denn ſo viel ſich aus dem metaphyſiſchen Galimathias erkennen läßt, ſo ſcheint er doch die Form der Welt von der Materie zu unterſcheiden, und mit dieſer, nach den Lehrſätzen der pythagoriſchen Secte, eine ewig wirkſame Kraft, aber auf eine ſo finſtre und verworrene Art, zu verbinden, daß er noch mit Recht zu der Claſſe derjenigen Weiſen gerechnet wird, die von ihren richtig denkenden Nachfolgern den gegründeten Vorwurf verdienten, daß, wenn ſie auch eine göttliche Natur neben oder in Verbindung mit der Materie gekannt, ſie dieſelbe dennoch in ihren Syſtemen auf keine vernünftige Art zu brauchen gewußt hätten. Die mehrere Bekanntmachung dieſes finſtern Buchs giebt indeſſen der Welt den authentiſchen Beweis, durch wie langſame Schritte die jetzt ſo metaphyſiſche Vernunft zu ihrer Erleuchtung gekommen iſt, und wie ihr, ungeachtet aller ihrer Bemühungen, viele hundert Jahre ſolche Warheiten haben dunkel bleiben können, die uns, die wir durch ein glücklicher Schickſal in einem hellern Lichte geboren werden, zu den erſten Begriffen der menſchlichen

Ver-

Vernunft zu gehören ſcheinen. Anaxagoras hatte zur Demüthigung dieſer eingebildeten Vernunft die Ehre, daß er der erſte war, der das ewige vernünftige Weſen von der Materie zu trennen, und dadurch die Einrichtung und Ordnung der Welt deutlich zu machen gewußt hatte; und dennoch beklagte Sokrates ſich noch ſehr über ihn, daß er ſeine Begierde, dieſen Schöpfer der Welt zu kennen, mehr gereizet als befriedigt habe.

Laſſen Sie, G. H. demnach auch uns zu unſrer völligen Beruhigung dieſe Unterſuchung noch verfolgen. Dieſen Satz können wir fürerſt als unwiderſprechlich vorausſetzen, daß ein unabhängiges nothwendiges Weſen von Ewigkeit ſeyn müſſe. Aber das Daſeyn eines bloß nothwendigen unabhängigen Weſens iſt für unſre Erleuchtung und Ruhe noch in nichts entſcheidender, als ein bloßes Nichts. Denn dieß Weſen könnte noch ein ewig todtes Weſen ſeyn; die Welt, oder die Materie, woraus die Welt beſteht, könnte ſelbſt dieß Weſen ſeyn, und ſo blieben ihre Vollkommenheit und Ordnung, und unſre eigne Beſtimmung und Natur, uns noch immer eben ſo finſter, eben ſo räthſelhaft, als wenn wir gar kein ſolches Weſen kennten. Iſt dieß ewige unabhängige Weſen ein lebendiges, vernünftiges, freyes, und von der Welt verſchiednes, oder iſt es ein blindes, todtes Weſen, iſt es die Welt ſelbſt? Dieß iſt demnach die entſcheidende große Unterſuchung, wovon unſre Einſicht, unſre Ruhe, und zugleich unſre ganze Moralität

tät abhängt. Laſſen Sie uns dieſe mit der möglichſten Aufmerkſamkeit jetzt unterſuchen. Laſſen Sie uns erſt ſehen, ob die Materie, woraus dieſe Welt beſteht, dieß ewige unabhängige Weſen ſeyn könne. Wenn wir Materie nennen, ſo können wir dabey nichts anders als ein in ſich todtes fühlloſes Weſen denken; und im Ernſt verlangen die Vertheidiger dieſes Syſtems auch wohl nicht, daß wir etwas anders dabey denken ſollen. Das ewige durch ſich ſelbſt nothwendige Weſen, das alle mögliche Vollkommenheiten in ſich haben muß, wäre alſo ohne alles Bewußtſeyn, ohne alle Empfindung, ohne alle Wirkſamkeit; es wäre todt; es müßte ſeiner Natur nach todt ſeyn. Denn da die Natur des allerhöchſten Weſens darinn beſteht, daß es alle mögliche Vollkommenheiten, die ſich einander nicht widerſprechen, in ſich faſſet, ſo müſſen Leben, Vernunft und Freyheit ſolche Eigenſchaften ſeyn, die mit der Natur dieſes Weſens unmöglich beſtehen können. Was bin ich nun? Ein denkender Theil eines ewig todten Weſens. Und woher habe ich das Vermögen, daß ich meiner mir bewußt bin, daß ich denke? Iſt dieſe Kraft eine von der Materie wirklich unterſchiedene Vollkommenheit, oder iſt ſie eine natürliche Wirkung derſelben? Ob ein allmächtiges vernünftiges freyes Weſen mir, wenn ich nichts als Materie wäre, eine ſolche Kraft beylegen könne, dieſe Unterſuchung gehört noch nicht hierher. Aber wenn die Grundurſache meines Weſens ſelbſt ewig todt iſt, ſo iſt es ſo unmöglich, daß dieſe mir eine Vollkommenheit, die ſie ſelbſt nicht hat, mit-

theilen könne, als es unmöglich iſt, daß Nichts die Materie hätte hervorbringen können; ich muß alſo annehmen, daß dieſe Kraft nur eine zufällige Wirkung der beſondern Zuſammenſetzung meiner Theile iſt. So iſt aber mein Bewußtſeyn nichts anders als Figur, und mein Denken nichts anders als Bewegung; und ſo iſt, wie Bayle ganz richtig ſchließt, die eine Veränderung des Orts nichts als eine gerade Linie, die andre, eine Empfindung der Freude, die dritte, ein mathematiſcher Begriff, und noch eine andre, die Idee einer moraliſchen Handlung, die mit der Liebe oder der Furcht eines höchſten Weſens verbunden iſt; denn aus Zuſammenſetzung und Bewegung kann in Ewigkeit nichts als Figur und Bewegung entſtehen; ſo wie auch die Töne und Farben, ohne unſre Empfindung, nichts anders ſind. Woher wäre aber dieſe Bewegung in einem ewig todten Weſen zuerſt entſtanden? Was gab ihr den erſten Stoß? Wenn zum Exempel, die Materie dieſes Sonnenſyſtems von Ewigkeit in ihrem Schwerpunkte beyſammen lag, was will ich mir, wenn außer ihr kein lebendiges Weſen iſt, für eine Kraft denken, die dieſe Maſſe in ſo viel Körper, als die Sonne und die Planeten ſind, vertheilte, und ſie in die verſchiednen Entfernungen ſtieß, die mit dem Mittelpunkte der verſchiednen Schwere das abgemeſſene Verhältniß behielten? Des Herrn von Büffons Comet iſt hierzu nicht hinreichend; denn woher kam dieſer? und ſo ungeſchickt er auch in ſeinem Laufe war, ſo ware er doch ſchon in Bewegung. Hier muß ich alſo wiederum Nichts zur er-

ſten wirkenden Urſache annehmen; oder ich muß annehmen, daß die Bewegung eine weſentlich nothwendige Eigenſchaft der Materie ſey. So wäre es aber unmöglich, daß ſie je in einigem Theile in Ruhe wäre; und geſetzt auch dieß, daß die Summe ihrer innern und äußern Bewegung immer dieſelbe bliebe, wer gab ihr die verſchiedne Richtung, und ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit die herrliche Harmonie, daß die unzähligen Arten von Geſchöpfen, wovon dieſe Materie gebildet iſt, ein ſo vollkommenes Ganzes machen? Die Entfernung der Sonne, die Bewegung, die Lage und Dichte der Erde, das Maaß des Feuers, die Schnellkraft der Luft, das Maaß des Waſſers, das Maaß der Gewächſe und der lebendigen Geſchöpfe, alles iſt mit einander verbunden, alles gegen einander abgewogen; nirgend iſt eine abſolute Nothwendigkeit, und alles iſt in der vollkommenſten Harmonie.

Ich gehe ins Feld; welche Mannigfaltigkeit, welche Ordnung! Vom Schwamme bis zur Eiche, wie viel Stuffen! Einige Gewächſe ſterben und erneuern ſich alle Jahre, andre dauren Jahrhunderte; einige vermehren ſich einfach, andre tauſendfältig; das eine reift in dieſer, das andre in der andern Jahrszeit; wie viele Weisheit! Wenn alles zugleich reifte, wenn alles ſich in gleichem Maaße vermehrte, wie unnütz! Wenn alles Kraut bliebe, wenn alles Baum würde, wie arm! Wie viele Millionen Geſchöpfe finden allein in dieſer ſtufenweiſen Größe ihre Wohnung und Nahrung, wozu eine

ne hundertmal größre und für den Menſchen eben ſo viel-mahl unbrauchbarere Erdfläche nicht hinreichen würde! Im Thierreiche finde ich eben die Mannigfaltigkeit, dieſelbige Ordnung. Ein jedes vermehret ſich nach dem Maaße der Nahrungsmittel und ſeiner Brauchbarkeit. Die Fiſche und Inſecten vermehren ſich unendlich; der Wallfiſch wirft nur zwey Junge; und die Inſecten, damit ſie von ihrem Geburtsorte ſich ſo viel mehr verbreiten können, bekommen von ihrer Vermehrung Flügel. Unter den Landthieren iſt eben dieſes Verhältniß. Die nützlichern Heerden leben vom Graſe; der größte Theil der übrigen lebt, um den Reichthum der Natur zu vervielfältigen, eines von dem andern; aber vom Löwen in den afrikaniſchen Wüſten, bis zum Ameiſenlöwen, ſind die Stärke, der Inſtinkt und die Vermehrungskraft in dem raubenden und leidenden Geſchlechte ſo genau gegen einander abgemeſſen, daß eine jede Art unveränderlich dieſelbe bleibt. Sie haben alle einerley Nahrungs- und Erhaltungsglieder; aber in einem jeden ſind ſie nach der Nahrung, die es braucht, nach dem Elemente, worinn es lebt, und nach ſeiner beſondern Natur aufs genaueſte abgeändert. Alles iſt gegen einander abgemeſſen; der Bau und das Gewicht des Vogels gegen das Gewicht der Luft; der Bau und das Gewicht des Fiſches gegen das Gewicht des Waſſers; ein jedes Glied hat in einem jeden ſeine abgemeſſene Stelle, und das genaueſte Verhältniß mit dem ganzen übrigen Leibe; ich verändre in Gedanken ein einziges, ich verrücke es um eine Linie, ſo iſt das ganze

Thier eine hülfloſe Misgeburt. Wo der Mechanis-mus aufhört, da fängt der Inſtinkt an; ein jedes kennet ſeine Nahrung, ſeinen Gatten, ſeinen Feind, deſſen Waffen und Angriffe; es kennet das Maaß ſeiner eigenen Kräfte; es weiß, ob es fliehen, ob es ſich zur Wehr ſetzen, ob es zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen ſoll. Einige ſterben mit Einem Sommer; andre ſind nur auf den Winter todt; einige ſammlen ſich mit der ökonomiſchſten Vorſicht ihren Wintervorrath; andre reiſen mit einer geographiſchen Kenntniß der Erd-gegenden, die den erfahrenſten Steuermann beſchämt. Und dieſer Inſtinkt iſt in dem kleinſten Thiere, weil er zu eines jeden Erhaltung gleich unentbehrlich iſt, eben ſo ſtark, als in dem größten. Nur die höhere denkende Kraft, wenn ich ſie ſo nennen kann, ſteigt wiederum, von unendlicher Weisheit und Güte ge-meſſen, von dem einfachſten Gefühle, durch unzählige Stuffen immer feinerer Empfindungen, bis an die Grenzen der Vernunft, in einem jeden Thiere nach dem Maaße ſeiner übrigen Vollkommenheit. Wie unbrauchbar wären der Hund und das Pferd, bey allen ihren übrigen Vollkommenheiten, wenn ſie nicht eben diß Maaß von Gelehrigkeit und Gedächtniß hät-ten: aber wie unglücklich, wenn ſie noch um den ge-ringſten Grad höhere oder wahre Vernunft hätten?

In einer eben ſolchen harmoniſchen Verbindung mit der Welt ſtehe ich auch. Meine Figur, meine Sinne, meine Kräfte, — ich bin ganz nach dieſer Welt abgemeſſen. Mein Geſicht, mein Gehör, alle

mei-

meine Sinne, könnten in unendlich verſchiednen Graden ſtumpfer, ſie könnten in eben ſo unendlichen Graden ſchärfer ſeyn; Aber ich nehme einen von dieſen, ſo iſt die Welt nicht mehr für mich; ich würde leben können aber es würde für mich keine Schönheit, keine Harmonie mehr ſeyn.

Wenn ferner meine Kraft zu empfinden und zu denken nichts als eine Wirkung der beſondern Zuſammenſetzung meiner Theile iſt, ſo muß ich mir ſo viel andre Seelenkräfte denken können, als ich mir andere Zuſammenſetzungen denken kann. Aber was für ein glückliches Ungefähr, woraus eben die Kräfte, die ich wirklich habe, entſtanden ſind! Geſetzt, ich hätte die ſchärſſte Beurtheilungskraft bekommen, aber kein Gedächtniß; oder ich hätte die lebhafteſte Einbildung ohne Vermögen zu ſchließen; oder dieſe Kräfte hätten unter ſich nur eben dieß Verhältniß nicht; die Nothwendigkeit der directen Empfindungen meiner Sinne, und die freye Anwendung meiner Vernunft, oder die nothwendigen und willkührlichen Bewegungen meines Leibes, hätten nicht dieſe weiſe abgemeſſene Grenze; geſetzt nur dieſe einzige Möglichkeit, daß die Eindrücke meiner Empfindungen unveränderlich gleich lebhaft blieben; oder daß ſie das Verhältniß nicht mit meiner Vernunft hätten; oder daß meine Vernunft mit meinen ſinnlichen Empfindungen nicht in dieſem Gleichgewichte ſtünde; oder meine Nerven hätten nur nicht das Maaß von Reizbarkeit; oder ich empfände alles, was mich berührt, durch die ganze

Nerve; ich hätte das Maaß vom Leibe nicht; ich hätte nicht eben dieſe Glieder, ich könnte nur nicht aufrecht gehen; ich hätte bey aller meiner Vernunft nur dieſe Finger nicht; oder die Menſchen wären insgeſammt nicht ſo einförmig; ſie hätten nicht alle zuſammen das ähnliche Maaß von Kräften, eben die Empfindungen, eben die Leidenſchaften, eben die Grundſätze der Erkenntniß, eben das Gefühl von Glückſeligkeit: — So hörten auf einmal alle menſchliche Verbindungen auf, und ich wäre mit allen meinen Fähigkeiten zugleich für mich das armſeligſte und unglücklichſte Geſchöpf.

Und in dieſem abgemeſſenen Verhältniſſe ſtehe ich und alle einzelne Geſchöpfe mit der ganzen übrigen Natur. So wenig indeſſen auf der Palette des Künſtlers die eine Farbe die Miſchung der andern beſtimmt, und ſo wenig alle Farben zuſammen genommen die Art des Bildes beſtimmen, ſo wenig liegt auch der Grund dieſer weiſen und wohlthätigen Verbindung in der Natur zuſammengenommen oder in den einzelnen Theilen. Einzeln iſt alles für ſich nichts; keines weiß von dem andern; es beſtimmt auch keines das Daſeyn und die Kräfte des andern; die Gewächſe beſtimmen die Geſtalt und Natur der Thiere nicht; die einzelnen Glieder und Muskeln des Thiers beſtimmen die Art und Kräfte der übrigen Glieder nicht. Es ſind alles nur Kräfte, in ſo weit ſie in dieſer Verbindung ſtehn; verrücke ich dieſe, ſo iſt alles todt, ein Chaos, eine Welt voller Misgeburten. In

dieſer

dieſer Ordnung allein iſt es Vollkommenheit, Schönheit, Reichthum, aber ein Reichthum, wie in einem wohlgeordneten Hauſe, wo für die Nothdurft und das Vergnügen der Einwohner mit der wohlthätigſten Weisheit geſorgt iſt, wo nichts mangelt, wo auch für den Zufall abgerechnet iſt, aber auch nichts unnütz verſchwendet wird. Eben dieſes Geſetz der weiſeſten Sparſamkeit herrſcht auch in dieſer reichen Mannigfaltigkeit durch und durch; nichts iſt mangelhaft, aber alles in Proportion des Endzwecks; nichts iſt umſonſt und allein für ſich; es muß alles zugleich zur Erhaltung des andern, und zuletzt zur beſten Vollkommenheit aller lebendigen Geſchöpfe und endlich des Menſchen nützlich werden. Die Kräfte ſind gegen die Wirkungen, die Mittel gegen die Kräfte abgewogen. Und dieſe Ordnung hört auch ſelbſt im Tode nicht auf. Die Lilie auf dem Felde, das geringſte Inſect, es muß alles mit ſeiner Schönheit, mit ſeiner Vollkommenheit die Allmacht und Güte des Schöpfers der Natur verherrlichen: Aber ſo bald der Endzweck, warum es da war, erfüllet iſt, und es ſtirbt; ſo ſind gleich wieder ſo viel andre Geſchöpfe da, die zur Reinigung der Erde und der Luft jenes wieder zu ihrer Erhaltung anwenden, oder es in ſeine erſten Urſtoffe auflöſen, und dieſe der Natur überliefern müſſen, damit ſie dieſelben zur Hervorbringung neuer Geſchöpfe gleich wieder gebrauchen könne. Was ſoll ich mir, wenn kein höherer alles ordnender Geiſt vorhanden iſt, der dieſe weiſe Einrichtung gemacht, für einen blinden Zufall oder Mechanismus denken, woraus dieſel-

dieſelbe entſtanden wäre? Einzelne Würfe, eine ſucceſſive Einrichtung kann ich mir hiebey nicht denken. Keine fruchtbare Erde ohne Sonne, keinen Mond ohne dieſe Erde, keine Gewächſe ohne dieſe Atmoſphäre, keine Thiere ohne dieſe Gewächſe: Es iſt alles Ein Plan; es hat nothwendig alles auf einmal ſeine Natur und Verbindung bekommen müſſen.

Tiefſinnig antwortet mir hier der Epicuriſche Weiſe: Dieſer ganze Reichthum der Natur, alles, was du ſiehſt vom Sandkorne bis zur Sonne, wir Philoſophen ſelbſt, es iſt alles nichts, als ein ungefähres blindes Gemiſch eines ewigen Koths. Der Stoff von allem, nämlich Feuer, Erde, Waſſer, Salz, war alles von Ewigkeit, obwol ewig todt, dennoch durch ſich ſelbſt nothwendig. Ohne alle innere und äußere Urſache, ohne allen zureichenden Grund, war dieſe Materie in Bewegung. Die Feuer- und Lichttheilchen vereinigten ſich; daraus entſtunden Sonnen; aus den gröbern wurden Erdkörper und Planeten; aus der Sonnenwärme, dem Waſſer, und der Erde entſtund eine neue Gährung; die Theilchen ſetzten ſich auf verſchiedene Art; und daraus entſtund der ganze Reichthum der Natur, den du mit ſo vieler Verwunderung anſieheſt. Ein Theil blieb unförmig und leblos, der andre wuchs in Pflanzen und Kräuter, und bekam die Kraft ſich zu vermehren; eine andre Maſſe fieng an zu leben; und ſo entſtunden die Thiere vom Regenwurme und der Ameiſe bis zum Wallfiſche und Elephanten; und die verſchiednen Naturen aller

dieſer Weſen, ihre verſchiedne Geſtalt, ihre beſondern Kräfte, ſelbſt unſre eigene Kraft zu denken, unſer Witz, unſre ganze Philoſophie iſt nichts als eine zufällige Wirkung dieſer blinden Gährung. Aber warum währet dieſe Gährung nicht immer fort? Hat die Natur ihre Zeugungskraft etwann verloren? Dieſelbigen Urſtoffe ſind noch da; warum entſtehen alſo nicht immerfort noch neue Arten von Geſchöpfen, und warum jetzt auf keine andre Art, als nach den ordentlichen Geſetzen der Fortpflanzung? Was ſetzte dieſer Gährung die Grenze, daß ſie bey einem jeden Geſchöpfe da aufhörte, wo die Harmonie der Natur es erforderte? Welche Kraft hielt die überflüſſigen Theilchen zurück, und ſchaffte die mangelnden herbey? Wie entſtunden aus dieſer blinden Miſchung die nach der Natur eines jeden Geſchöpfes ſo abgemeſſenen Stuffen der Vollkommenheit? Wie brachte dieſe zufällige Miſchung, zu Einer Zeit und an Einem Orte, von einerley Art eben zwey Geſchöpfe hervor, die nur ſo weit, als es zur Fortpflanzung ihrer Art nöthig war, unterſchieden, und in allen ihren übrigen Theilen ſich ſo ähnlich blieben? Oder wo iſt ein ſolches allgemeines Naturgeſetz, das die verſchiednen Feuchtigkeiten, Fibern und Häute zur Bildung eines Auges oder eines andern organiſchen Theils ſo zuſammenfügte, daß das Auge zugleich zu der Natur des Lichts, und das Ohr zu der Natur der Luft das bewundernswürdige Verhältniß erhielt? Wo das Geſetz, das ſo viel beſondre Arten von Fibern, Häuten, Muskeln, Knochen bildete, als der wundervolle Plan eines menſchlichen

oder thieriſchen Leibes, nach eines jeden Beſtimmung, in der Reihe der Natur, und nach dem Elemente, worinn es lebet, es erfodert; das für die Nachtvögel andre Augen, als für die, ſo am Tage fliegen und für die Thiere, die in der leichtern Luft leben, andre, als für die Fiſche; das andre Zähne und Magen für die graſenden, andre für die fleiſchfreſſenden Thiere bildete? Und wo iſt die anziehende oder zurückſtoßende Kraft in der Natur, die dieſe unzähligen Theile, die zu dem Bau eines Thiers gehören, ſo zuſammenbringt, daß ſie ſich nie verirren, daß das Auge des Fiſches ſich nie in den Kopf des Adlers, und der Huf des Pferdes ſich nie an den Fuß des Löwen verirret; die alle dieſe Theile, ohne einen zu vergeſſen, ohne einen zu viel zuzulaſſen, nach dem genaueſten Verhältniſſe dergeſtalt ordnet, daß eine gewiſſe Einheit, ein Leib daraus wird, der lebt, wächſt, empfindet, ſich vermehret, wie es die Abſicht einer jeden Gattung, und wiederum deren ihr Verhältniß mit der ganzen Natur erfodert; die bey der unendlichen Mannichfaltigkeit aller thieriſchen Leiber die merkwürdige Einförmigkeit beobachtet, daß ſie alle eine rechte und linke Seite, alle einen Kopf und Nacken und einen Rückgrat in der Mitte, daß ſie alle einerley Gliedmaßen zu ihrer Erhaltung, einerley Werkzeuge zur Empfindung haben, welche nur ſo weit abgeändert ſind, als die beſondre Natur einer jeden Art es erfodert; die den Thieren ſchon, ehe ſie geboren werden, eine harte Haut unter den Füßen gab; die dem aufrecht gehenden Menſchen den langen Fuß, und an den Armen die Schlüſſelbeine gab, welche dem Thie-

re

re fehlen; und dagegen dem Menſchen die natürlichen Waffen und die Vortheile des feinern Geruchs und Geſchmacks, die den Thieren unentbehrlich waren, entzog, weil er Vernunft und Hände hat? Iſt hier keine Kraft, die einen Zweck hat, keine vorwiſſende austheilende Vernunft, die die ganze Natur und das Verhältniß aller ihrer unendlichen Theile in der vollkommenſten Verbindung überſieht? Vermuthlich iſt zwar alles, was jetzt entſteht, in ſeinem Keime ſchon vorgebildet, und alle Zeugung nur Entwicklung. Aber dies macht das Wunder der Weisheit nur ſo viel unendlicher. Denn wo war der nächſte Keim von dieſem letztern? Woher entſtund die Miniatur des allererſten? Wer ſchloß, wenn die Einbildung es wagen darf es zu denken, die Millionen Keime, die ſich ſeit der Schöpfung her ſchon entwickelt haben, und bis ans Ende der Natur ſich noch entwickeln werden, in einander, und endlich alle in den erſten; und wer berechnete ihre Zahl nach dem Verhältniß, die eine jede Art der daraus entſtehenden Geſchöpfe mit der ganzen übrigen Natur hat? Die Antwort, daß ſo viele misslungene Verſuche oder Würfe vorhergegangen, iſt kindiſch. Warum könnten nicht auch Geſchöpfe mit überflüſſigen Füßen auf dem Rücken, oder mit Augen an dem Hintertheile des Kopfes leben? Allmähliche Anwüchſe, wie bey den Cryſtallen und Erzen, ſind hier auch nicht möglich. In keinem Thiere läßt ſich ein Herz ohne Gehirn, ein Gehirn ohne Herz, ein Herz ohne Puls- und Blutadern, eine Bewegung ohne Muskeln, eine Empfindung ohne Nerven? ein

Wachs-

Wachsthum ohne Nahrungsglieder denken. Herr Lionnet zerlegt in ſeiner Raupe etliche tauſend ſichtbare Muskeln, Nerven, Adern, die alle zum Weſen dieſes Wurms gehören. Und wo iſt endlich der natürliche Mechanismus, der das Maaß aller dieſer Geſchöpfe ſo genau nach dem Verhältniſſe mit den übrigen Geſchöpfen einrichtete? Was erhält die Anzahl der neuen Geburten gegen die Sterbenden in der unveränderlichen Proportion? Was den Unterſchied der Geſchlechter nach der beſondern Beſchaffenheit einer jeden Gattung? Was erhält endlich alle dieſe verſchiednen Naturen, daß ſie, ungeachtet der unendlichen Revolutionen, Auflöſungen und Zerſtörungen, immer nach einerley Geſetzen fortdauren; daß ſie ſich nie zerſtören; daß keines aus ſeinem Gliede kömmt; daß vom Atome bis zur Sonne alle dieſe unzähligen Gliedern zuſammen nur Eine Kette, Ein vollkommenes Ganzes machen? Schickt es ſich noch für keinen Weiſen in dieſer Anlage der Natur einen Schöpfer zu erkennen, und iſt es philoſophiſcher, iſt es der Vernunft anſtändiger, dieſe abſichtvolle Harmonie einem blinden Ungefähre, oder, nach der neuern Sprache, einer formenden Materie, einer allgemeinen ausdehnenden und anziehenden Kraft, als einer vorherſehenden mit Weisheit wählenden Vernunft zuzuſchreiben? Kann denn auch die Raſerey eine Modephiloſophie werden?

Aber vielleicht entgehe ich dieſen Widerſprüchen, wenn ich die Welt ſelbſt, mit der Einrichtung und

Ver-

Verbindung ihrer Geſchöpfe, für dieß ewige nothwendige Weſen annehme. Beym erſten Anblicke hat dieß Syſtem mehrern Schein. Denn da ich mir einmal ein von Ewigkeit nothwendiges durch ſich ſelbſt beſtehendes Weſen gedenken muß, warum kann ich denn die Welt nicht eben ſo wohl ſelbſt für dieſes Weſen annehmen, als daß ich mir außer derſelben ein ſolches denke? und ſo habe ich auf einmal den Grund, woraus ich mir alle dieſe Ordnung und Vollkommenheit, die ich ſo ſehr bewundern muß, erklären kann. Denn ſo iſt alles nur Eins, nur Eine unendliche Subſtanz, und alle Verſchiedenheit der Geſchöpfe, die lebloſen und denkenden Naturen, ihre verſchiedenen Fähigkeiten und Kräfte, ſind nichts als ſo viel nothwendige Modificationen dieſes einzigen unendlichen Weſens. Aber was habe ich erſtlich für einen Grund, die widrigſten Naturen, die Sonne und den Ocean, den Kieſel und den Menſchen, für eine und dieſelbe Subſtanz zu halten? Könnte es auch widerſinniger ſeyn, wenn ich alle Eigenſchaften des Vierecks und der Schneckenlinie als Modificationen einer und derſelben geraden Linie anſehen, und zwar aus dem willkürlich angenommenen Grunde annehmen wollte, daß keine andre als eine unendlich gerade Linie möglich ſey, die alle mögliche Figuren nothwendig in ſich enthalte? Diß heißt, ohne allen Grund voraus ſchon angenommen, was man erſt beweiſen ſollen. Aber ich will den unſinnig willkührlichen Satz behalten; ſo bleibt doch dieſer Grundſatz wenigſtens dabey immer derſelbe, daß das Weſen, welches nothwendig durch

ſich ſelbſt iſt, unmöglich nicht ſeyn könne. Iſt nun die Welt, mit allen ihren Theilen und Geſchöpfen zuſammengenommen, dieß ewige unabhängige Weſen; ſo ſind auch alle Geſchöpfe, ihre Zahl, ihre Arten, ſo iſt ein jeder Wurm ein weſentlicher Theil dieſer allerhöchſten Subſtanz, und ſo weſentlich nothwendig, daß ich mir das allerhöchſte Weſen ohne denſelben eben ſo wenig, als ohne Unendlichkeit, müßte gedenken können. Welcher Unſinn! So bald ich mir ein durch ſich ſelbſt nothwendiges Weſen denke, ſo kann ich mir den Begriff von deſſen Unendlichkeit aus meinen Gedanken ſo wenig einen Augenblick entfernen, ſo wenig ich mir die Vorſtellung des Raums oder der Zeit einen Augenblick wegdenken kann. Aber ein einzeln Geſchöpf, einen Planeten, ein ganzes Sonnenſyſtem kann ich mir in der Welt weniger denken, ohne daß meine Vorſtellung von der Welt dadurch im geringſten leidet. Hier iſt der Unterſchied des abſolutnothwendigen und möglichen. Aber auch dieß iſt der Unſinn nicht ganz. Dasjenige Weſen, welches durch ſeine innere Natur abſolut-nothwendig iſt, kann auch nicht anders ſeyn, als es iſt. Es iſt folglich unmöglich, widerſprechend-unmöglich, daß ein einziges Geſchöpf anders geſtaltet wäre, als es iſt, daß es ſich anders bewegte, als es wirklich thut; ſo fließt es aus der Natur des höchſten Weſens, daß die Cometen von allen Himmelsgegenden aufgehen, die Planeten hergegen vom Abend nach Morgen ſich bewegen; und ſo iſt die Misgeburt keine Abweichung von der Regel der Natur, ſondern das einzige ungeſtalte Geſchöpf

gehört

gehört ſo weſentlich zu der allerhöchſten Natur, daß es eine widerſprechende Unmöglichkeit wäre, wenn es ſeinem Geſchlechte völlig ähnlich wäre. Könnte ich auch was ausſchweifenders denken? Dieß ſehe ich wohl, daß alles in ſeiner Art höchſt vollkommen iſt; daß die gegenwärtige Entfernung der Erde von der Sonne, und die Lage ihrer Achſe, nach der Natur der Geſchöpfe unter allen möglichen die beſte iſt; daß die Anzahl der Geſchöpfe ein bewundernswürdiges Verhältniß zu ihrer verſchiedenen Beſtimmung hat, und daß ihre verſchiedenen Naturen und Gliedmaßen nach ihrem Elemente und ihrer Nahrung aufs vollkommenſte eingerichtet ſind: Aber daß eben der Winkel von ſechs und ſechzig Graden, den unſre Erdachſe macht, aus der Natur des ewig nothwendigen Weſens fließe, und daß es eine widerſprechende Unmöglichkeit ſey, daß dieß alles auch im geringſten anders wäre, als es iſt; dieß wäre alles, was ſich ungereimtes ſagen ließe. Aber der Unſinn geht noch weiter. Iſt die Welt, mit allen ihren Geſchöpfen zuſammengenommen, dieß ewige nothwendige Weſen, und ſind alle Bewegungen und Veränderungen, die in dieſer Welt vorgehen, nichts als Modificationen und Beſtimmungen dieſer einzigen allerhöchſten Natur; ſo ſind auch alle Menſchen weſentliche Theile dieſes Gottes, und ſo ſind alle Handlungen der Menſchen eben ſolche Modificationen, die unmittelbar in dieſer einigen allerhöchſten Natur nothwendig vorgehen. Wie iſt nun ein Haller von einem La Mettrie, ein Fenelon von einem Malagrida unterſchieden? Weisheit und

Raſerey, Tugend und Laſter, ſind auf dieſe Art nur leere Wörter. Alle Irrthümer, alle Bosheiten, alle Gotteslaͤſterungen, (vor dieſer Folge zitterte Spinoſa ſelbſt,) es ſind alles Modificationen dieſer einzigen allerhöchſten Natur, die alle gleich abſolut nothwendig ſind; und indem ſie alle in der einigen allerhöchſten Natur geſchehen, ſo ſind ſie zugleich, indem ſie geſchehen, die allerhöchſte Vollkommenheit, die nur möglich iſt: Denn es iſt alles Gott; der Straßenräuber, der Richter, der Henker und das Rad, alle ſind weſentliche Theile dieſer einzigen allerhöchſten Natur, und die verſchiednen Handlungen des Räubers und des Henkers ſind nichts als abſolut-nothwendige Beſtimmungen dieſes einzigen allerhöchſten Weſens.

Endlich, wenn die Welt, mit allen ihren Geſchöpfen zuſammengenommen, dieß ewige nothwendige Weſen iſt, ſo iſt außer dem, was wirklich iſt, auch abſolut nichts möglich; ſo iſt es auch unmöglich, daß dieſes Weſen aus freyer Macht etwas hervorbringen oder wirken könne; ſo hat es keine Freyheit, keine Macht, nicht mehr als der Stein, wenn er zu Boden fällt, der bey aller Vernunft in keiner andern Direction fallen könnte, als worinn er fällt; eben ſo wenig eine wahre Erkenntniß oder ein Bewußtſeyn; ſo iſt dieß allerhöchſte Weſen todt, und ſo ſind wiederum Leben, Bewußtſeyn und Freyheit unmögliche Vollkommenheiten, die ſich von dem allerhöchſten Weſen ohne Widerſpruch nicht gedenken laſſen; ſo

kennet

kennet dieſes Weſen ſich ſelbſt nicht; ſo hat es von ſeinem eigenen Daſeyn und ſeinen Kräften keine Empfindung. Denn wenn ich nicht mit leeren Worten ſpielen will, ſo kann ich mir daſſelbe nicht anders als todt vorſtellen. Es iſt wahr, in mir lebt es, und iſt ſich ſeiner bewußt, aber in dem Tiſche, woran ich ſitze, in der Mauer, die mich umgiebt, iſt es todt; in mir denkt es, und in dieſem Augenblicke in vielen tauſend Menſchen zugleich, aber in jedem einzeln, ohne ſich ſeiner Gedanken in dieſen verſchiedenen Modificationen bewußt zu ſeyn, und denkt vielleicht eben ſo viel Widerſprüche. In mir denkt es jetzt die Unmöglichkeit ſeines Bewußtſeyns; im Spinoſiſten glaubt es ſich zu begreifen, im Newton iſt es erhabenſte Vernunft; im Werlhof liebenswürdigſte Tugend; im Candide läſtert es ſich; im Tollhauſe raſet es. Iſt es möglich, daß die Vernunft mitten in dem hellſten Lichte ſich dergeſtalt verblenden kann? Ewiger Vater des Lichts und aller Vollkommenheit, ſollte die Furcht, dich zu kennen, daß du ein lebendiges, heiliges und weiſes Weſen biſt, ſollte die Furcht vor deinem heiligen Geſetze, (o was iſt der Leichtſinn für eine Peſt der Vernunft!) die geheime Urſache dieſer Verblendung ſeyn können? Richter der Gedanken und des Herzens der Menſchen, richte ſie mit Erbarmen, und erleuchte ſie. Erleuchte auch mich, und gewöhne meine Augen, daß, wo ich hinſehe, ich dich, o allerheiligſtes und gütiges Weſen, ſehen und erkennen möge, damit meine Ueberzeugung von deinen Vollkommenheiten immer lebendiger und freudiger, und mein Gemüth zu deiner

Verehrung und Liebe, und zur aufrichtigen und thätigen Liebe meiner Mitgeſchöpfe, die du mit mir zu einerley Glückſeligkeit berufen haſt, immer mehr erweckt werde.

Dritte Betrachtung.

Daß Gott der allervollkommenſte Geiſt ſey.

Aber was könnte ich mir noch für einen höhern Grad von Ueberzeugung von dem Daſeyn dieſes allerhöchſten Weſens wünſchen, als ich wirklich habe? Es iſt der allerhöchſte, deſſen meine Vernunſt fähig iſt. Denn ich mag die Natur eines durch ſich ſelbſt nothwendigen Weſens für ſich betrachten, ſo fühle ich mich gezwungen, ein lebendiges, vernünftiges Weſen anzunehmen; oder ich mag die Welt anſehen, ſo ſagen es mir die Himmel, ſo rufen mir alle Geſchöpfe zu, daß ein Gott, ein vernünftiges, weiſes und freyes Weſen ſey, und meine eigene Vernunft würde ſich daſſelbe nicht denken können, wenn ich dieſe Kraft von ihm nicht erhalten hätte. Deutlicher und ſtärker hätte ſich Gott mir nicht offenbaren können.

Einige Weltweiſe glauben in dem allgemeinen Gefühle, das ſich von einem ſolchen allerhöchſten Weſen unter allen Menſchen äußert, noch einen beſondern Beweis zu ſehen, und erklären ſich dieſe Empfindung, als einen

einen von der Vernunft unabhängigen angebornen Begriff, den Gott unmittelbar in die menſchliche Seele gepflanzt habe, um dieſe wohlthätige und zur Moralität und Glückſeligkeit der Menſchen ſo unentbehrliche Erkenntniß dadurch noch ſo viel allgemeiner und ſicherer zu machen. Aber da uns Gott eine Vernunft gegeben, womit wir ſeine ewige Kraft und Gottheit, die in der Schöpfung der Welt ſich ſo deutlich offenbaret hat, nothwendig empfinden müſſen, in welcher Abſicht hätte er uns denn neben dieſer Vernunft noch einen ſolchen unmittelbaren Begriff von ſeinem Daſeyn eingepflanzet? Hätten wir auch einen Grund, angeborne Begriffe von Farben anzunehmen, da wir Augen bekommen haben, womit wir dieſelben unterſcheiden können? Sollte uns dieſe Erkenntniß deßwegen unmittelbar angeboren ſeyn, weil ſie für die Wohlfahrt und Sittlichkeit der Menſchen zu wichtig iſt, als daß ſie der unſichren Vernunft allein hätte anvertrauet werden können, ſo müßte ſich dieſelbe auf die Wahrheit von der Vorſehung, der Unſterblichkeit der Seele, und auf alle weſentliche Religionswahrheiten eben ſo wohl erſtrecken. Wie leicht könnte aber dieß zu weit ausgedehnt, und bis zur Tyranney gemisbraucht werden! Dann aber ſchiene auch der Schöpfer dieſen Endzweck dadurch ſelbſt nicht erreicht zu haben. Denn ein angeborner Begriff, der nach ſeinem Endzwecke vor der Vernunft vorhergehen und derſelben zur Erleuchtung und Sicherheit dienen ſoll, den aber die Vernunft ohne erlernte Worte ſich nicht denken kann, deſſen ſie ſich auch nicht eher bewußt iſt, biß ſie durch

den Unterricht dazu erweckt wird, der auch in Anſehung ſeiner Deutlichkeit und fruchtbaren Richtigkeit dem Unterrichte und der Anwendung der Vernunft allemal gleich bleibt, und der endlich ſo dunkel, ſo unnatürlich und verſtümmelt hat werden können, daß er in Anſehung ſeiner Richtigkeit ſich aus dem menſchlichen Geſchlechte beynahe ganz hat verlieren können; von einem ſolchen angebornen Begriffe müßte man wenigſtens geſtehen, daß er ſeinen Endzweck nicht erfüllte.

Es iſt zwar kein Volk, es müßte denn bis zu einer thieriſchen Dummheit verwildert ſeyn, wobey ſich nicht einige Empfindung von einem höchſten Weſen äußerte. Aber wo iſt auch ein Volk ſo wild, das bey einer Reihe von Wirkungen ſich nicht auch eine Urſache, und bey vernünftigen Wirkungen eine vernünftige Urſache denken müßte? Und es ſey, daß die Vernunft durch die Betrachtung der Ordnung und Schönheit der Welt auf dieſen Begriff von einem erſten allerhöchſten Weſen zuerſt gekommen, oder daß ſie zuerſt durch einen nähern Unterricht darauf geführet ſey; ſo blieb er, wie er einmal da war, der Vernunft zu wichtig und zu nahe, wenn er auch durch die Nachläſſigkeit verunſtaltet ward, daß er ſich nicht mit der Sprache hätte erhalten und fortpflanzen ſollen. Er hat aber unter allen heydniſchen Völkern mit dem wahren Begriffe zu wenig Aehnlichkeit behalten, als daß er den Abdruck eines von dieſem Schöpfer ſelbſt unmittelbar in die Seele gepflanzten Begriffs

ſeyn

ſeyn könnte. Er iſt zu verunſtaltet, als daß auch ſelbſt nur die Vernunft unmittelbar Theil daran haben könnte. Die Vernunft hat ſich diß höchſte Weſen nie zuerſt als einen Jupiter oder als einen Fetiſch denken können. Wie viel weniger hätte das Bild, das Gott ſelbſt zur Erhaltung ſeiner Erkenntniß in die Seele geprägt hätte, ſo unkenntlich werden können? Solche verunſtaltete Vorſtellungen können wohl nichts mehr als verſtümmelte Ueberbleiſel einer ältern Traditon ſeyn, die aus einer urſprünglich reinen Quelle hergekommen, aber durch die gewaltigen Zerſtreuungen, die mit der erſten Bebauung der Erde nothwendig verknüpft ſeyn mußten, unvermerkt immer ungeſtalter und unkenntlicher wurden, und die, wie die Vernunft durch ein geſelliger Leben zu mehr Ruhe und Nachſinnen kam, ſchon ein zu heiliges Anſehen bekommen hatten, als daß ſie es da noch hätte wagen dürfen, etwas verfälſchtes dabey zu argwohnen. Plato ſagt, daß der Aegypter ihre Götterbilder auch zu ſeiner Zeit noch nicht ſchöner hätten gemalet werden dürfen, als ſie es tauſend Jahre vorher geweſen; und dieſe unförmlichen Abbildungen hatten in den Augen der Aegypter ſchon allein ſo was heiliges, daß ſie auch gleich kein Bedenken mehr hatten, einen ſchandbaren Antinous unter ihre Götter aufzunehmen, ſo bald er nur eben ſo ſteif, wie die übrigen, gezeichnet war. Ein merkwürdiger Beweis, wie die Vernunft bey allem übrigen Wachsthume in Geſchmack und Scharfſinnigkeit an die unſinnigſten Begriffe ſich gewöhnen, und, wenn ſie erſt durch

das Alter ein ehrwürdiges Anſehen bekommen haben und in Pomp eingekleidet ſind, ſie vergöttern kann, ohne daß die Philoſophie, ohne die Hülfe außerordentlicher Revolutionen, es wagen dürfte, ſie angreifen zu wollen. Ohne ſolche Hülfen, die die Vorſehung jedesmal ſelbſt veranſtalten und bereiten muß, iſt alle Vernunft nicht hinreichend, eine allgemeine Erleuchtung zu befördern. Sie iſt ein Licht, das nur ſeinen Mann erleuchtet, aber mit demſelben auch jedesmal in Gefahr iſt, zu verlöſchen. Sokrates ſahe die Ausſchweifungen des Aberglaubens ſeiner Vaterſtadt; er ſahe ſie, aber weil er ſich es merken ließ, mußte er den Giftbecher trinken. Plato ſahe ſie auch; aber durch das Exempel ſeines Lehrmeiſters gewarnet, ſprach er mit Fleiß zweydeutiger, und opferte den Göttern mit allem Pöbel. Die Philoſophie, ſagt Herr d'Alembert, wagt es allein nicht, die Schranken des Aberglaubens zu zerbrechen; ſie wartet beſcheiden, bis die Zeit ſie öffnet; und wenn ſie es eher wagt, ſo ſind ihre Verſuche ſehr mißlich. Alle angegriffene Herrſchſucht iſt rachgierig; und was kann rachgieriger ſeyn, als herrſchende Irrthümer, die vom Pöbel angebetet, und von der Politik unterſtützt werden? Der Tod eines Sokrates hilft zu ihrer Bekämpfung nichts; hierzu wird das Blut vieler Helden erfodert, und viele ſolcher Helden macht die Philoſophie nicht. Ein einziger drohender Befehl; ſo ſchwört der Verfaſſer ſeinen Eſprit eben ſo niederträchtig ab, als er ihn ſtolz und zuverſichtlich vorher bekannt gemacht. Selbſt der große Galilei, der Vater der wahren Naturlehre,

der zuerſt die Vernunft mit der Natur recht bekannt gemacht, muß, um dem Zorne des heil. Officii zu entgehen, ſeine Einſichten verläugnen. Laſſen Sie es uns, Gn. Herr, der Vorſehung ſo viel mehr danken, daß wir unſern Gott, wie er iſt, in ſeinem herrlichen Lichte ſehen, und mit aller Freymüthigkeit, wie wir ihn erkennen, auch bekennen dürfen.

Die innere Natur ſeines Weſens können wir bey ihrer unendlichen Größe zwar nicht faſſen; denn ſo müßten wir unendlich, wie Er, ſeyn. Wir kennen die innere Natur des geringſten Weſens nicht; wie ſollten wir die begreiſen, die mit keinem erſchaffenen Weſen verglichen werden kann? Indeſſen verlieren wir dadurch nichts; denn wir ſehen ſeine Wirkungen; und mit dieſen iſt die Vorſtellung aller möglichen Vollkommenheiten in unſrer Seele zugleich gegenwärtig. Auch dieſe Vollkommenheiten können wir nicht alle faſſen; aber wir erkennen genug davon, um uns das glückliche Verhältniß daraus zu erklären, worinn wir mit dieſem allerhöchſten Weſen ſtehen. Laſſen Sie uns zur Empfindung dieſer unſerer Glückſeligkeit es uns jetzt vorhalten, wie herrlich unſer Gott iſt.

Gott iſt nothwendig durch ſich ſelbſt; unmöglich, daß er nicht ſeyn könnte; unmöglich, daß er je nicht geweſen; unmöglich, daß er irgendwo nicht ſeyn könnte; unendlich in der Dauer und im Daſeyn, von Ewigkeit zu Ewigkeit da, von Unendlichkeit zu Unendlichkeit gegenwärtig. Er iſt nicht ſelbſt Dauer oder Raum;

Raum; Dauer und Raum ſind nur durch ihn; Ewigkeit und Unendlichkeit wären beyde ohne Ihn Nichts. Ueberall Gott; in jener Ewigkeit, da noch außer ihm Nichts war, wo eine ewige Nacht noch die Tiefen deckte, worinn nachher durch ſein Wort die Welten wurden, da war Er ſchon, der er iſt. In jenen Tiefen, dort an dem äußerſten Ufer der Schöpfung, in einem jeden Punkte des grenzenloſen Raums, da iſt Er, und ohne Ausdehnung, ohne Theile, wo Er iſt, unendlich; alles auf einmal; alles Auge, alles Ohr, alles Vernunft, alles Wirkung: Aber nicht, wie die Seele der Welt; ſonſt wäre er leidend und wirkend zugleich; ſo wären ihre Theile, Theile von Ihm, und ſo würde er alle Veränderungen der Welt zugleich leiden. Er iſt nicht mehr die Seele der Welt, als unſre Seele die Seele von den Dingen iſt, die ſie außer ſich empfindet. Ueberall gegenwärtig mit aller Unendlichkeit; nicht durch die Wirkſamkeit allein; denn Wirkſamkeit läßt ſich ohne Gegenwart nicht begreifen; ſondern dem Weſen nach. Ohne Figur; ſonſt wäre er eingeſchränkt, und wenn er irgendwo nicht ſeyn könnte, ſo wäre er nirgend nothwendig. Das einfachſte Weſen; ſich immer vollkommen ähnlich, in Ewigkeit unveränderlich daſſelbe; auf einmal Alles, ohne Wachsthum, ohne Abnahme; denn er iſt durch ſich ſelbſt. Unmöglich deswegen auch mehr als Eins: Denn bey mehrern unendlichen Weſen, die außer einander und von einander unterſchieden wären, wäre keines unendlich. Dieß widerſpricht der Natur eines durch ſich ſelbſt nothwendigen Weſens,

ſens, und dieſe Einheit wird durch die Gleichförmigkeit und Harmonie der ganzen Natur beſtätigt.

Aber dieſe Ewigkeit und Unendlichkeit würden auch ſeyn, wenn dieß Weſen todt, wenn die Welt oder die Materie dieß nothwendige Weſen ſelbſt wären. Ein Weſen ohne Vernunft und Freyheit hätte aber mit aller ſeiner Unendlichkeit für mich noch nichts verehrungswürdiges; nichts mehr als ein ewiger unendlicher Raum; eben ſo gut könnte es für mich noch ein ewiges Nichts ſeyn. Aber daß dieſes unendliche, dieſes allgegenwärtige Weſen ein Geiſt, nämlich ein lebendiges, vernünftiges, freyes, und von der Welt unterſchiednes Weſen iſt, daß er der Herr und Schöpfer der Welt und auch Mein Schöpfer iſt, dadurch wird er mir Gott, auch Mein Gott; der allerwichtigſte, der erleuchtendſte, der beruhigendſte Gedanke, die Richtſchnur aller meiner Handlungen, der Grund meiner ganzen Glückſeligkeit und Ruhe. Ich kenne zwar wiederum das innere Weſen eines Geiſtes nicht, aber auch dadurch verliere ich nichts; kenne ich das Weſen der Materie doch nichts deutlicher. Ich denke mir bey dieſem letztern Worte, ohne zu wiſſen was es iſt, ein ſolches Subject, dem die Ausdehnung, die Undurchdringlichkeit, und die übrigen Eigenſchaften, die ich an den Körpern wahrnehme, eigen ſind. Und da es mir widerſprechend-unmöglich vorkömmt, wie denken, wählen, wirken, Eigenſchaften eines ſolchen Körpers ſeyn könnten, ſo nenne ich das, wo ich dieſe urſprüngliche Kraft wahrnehme, einen Geiſt, und die-

ſe

ſe Kraft ſchließe ich aus den Wirkungen. Denn wo ich Vernunft und Wahl in den Werken antreffe; da muß Vernunft und Freyheit in der Urſache ſeyn. Aus dieſem Grunde halte ich mich ſelbſt für ein vernünftiges freyes Weſen, und ein ſolches unendlich vernünftiges freyes Weſen iſt deßwegen mein Gott auch, und meine Vernunft kann ſich nichts gewiſſers denken, oder es müßten alle Widerſprüche wahr ſeyn, die ich mir bey der Vorſtellung eines ewig todten Weſens denken müßte. Und hieraus ſchließe ich zugleich, daß dieſer allervollkommenſte Geiſt von allem, was ich Materie nenne, weſentlich unterſchieden iſt. Das innere Weſen der Materie und alle ihre möglichen Eigenſchaften brauche ich hierzu wieder eben ſo wenig zu kennen. Sollte ich das Feuer vom Waſſer deßwegen nicht unterſcheiden können, weil mir die innere Natur dieſer beyden Elemente unbekannt iſt? Ich kenne von der Materie genug, um dieſen Schluß daraus mit aller Sicherheit zu machen. Denn ich mag ihre Undurchdringlichkeit, ihre Ausdehnung oder ihre Theilbarkeit nehmen, ſo finde ich nirgend die Möglichkeit einer denkenden Kraft. Will ich aber eine jede Subſtanz Materie nennen, ſo ſpiele ich mit den Worten. Es iſt wahr, ich kann mir von einem Weſen ohne Ausdehnung keine deutliche Vorſtellung machen; habe ich aber deswegen ein Recht, die unkörperliche Natur eines Weſens für unmöglich zu halten, das in ſeiner ganzen Natur über alle endliche Begriffe erhaben iſt, und von allen endlichen Weſen nothwendig unterſchieden ſeyn muß? Habe ich mehr Licht, wenn ich mir ein

denkendes Weſen als ausgedehnt vorſtelle? Einige Weltweiſe unſrer Zeit ſcheinen zwar das Anſehen einer beſondern Scharfſinnigkeit darinn zu ſuchen, daß ſie das unkörperliche Weſen eines Geiſtes beſtreiten. Mit aller Beſcheidenheit eines Chriſten und Weltweiſen, wagte Locke den Satz, daß es der Allmacht Gottes vielleicht noch möglich ſey, einer auf gewiſſe Art zuſammengeſetzten Materie die Kraft zu denken mitzutheilen. Als Chriſt hielt er die Unſterblichkeit der Seele aus weit ſtärkern Gründen hierbey genug geſichert, und ſie iſt es auch; hergegen hielt er es für die allergrößte und widerſprechendſte Unmöglichkeit, daß Gott, als die erſte Urſache aller denkenden Kraft, ein materielles Weſen ſeyn könne. Dieſen Satz aber, daß Gott einem erſchaffenen materiellen Weſen die Kraft zu empfinden und zu denken vielleicht noch mittheilen könne, führte er nur als ein Exempel von der engen Einſchränkung unſrer gegenwärtigen Erkänntniß an, indem wir der Allmacht Gottes dieß Vermögen nicht völlig abſprechen könnten, und es dennoch ohne Offenbarung, nach allen Begriffen unſrer Vernunft für unmöglich halten müßten. Wiewohl Bayle auch dieß ſchon für einen demüthigenden Beweis von der Unſicherheit der menſchlichen Vernunft hielt, daß dieſer große Mann auch nur dieſes behaupten können. Indeſſen, was Locke für einen Beweis von der Einſchränkung aller menſchlichen Vernunft, und was Bayle für einen Beweis von der Schwachheit der allerſchärfſten Vernunft hielt, dadurch glaubt mancher witziger Philoſoph auf einmal ein ſtarker Geiſt

zu ſeyn, und allen Tiefſinn eines Lockes zu beſitzen, wenn er nur dieſen Satz mit aller Zuverſicht und ohne alle Einſchränkung nachſprechen kann. Geſetzt aber, daß ich mir auch dieß noch als möglich gedenke, daß Gott nach ſeiner Allmacht einem untheilbaren Punkte der Materie, (denn in der Zuſammenſetzung, wie der engliſche Weltweiſe es annimmt, ſcheint es nach ſeinen eigenen Grundſätzen widerſprechend,) dieſe denkende Kraft mittheilen, und denſelben zum Sitze meiner Empfindungen machen könne; was denke ich dann, wenn ich mir dieſe Kraft, wie ſie es in dem höchſten Weſen ſeyn müßte, in einer unendlich ausgedehnten Materie unabhängig vorſtelle? Denn, ſoll ſie der Materie, als Materie zukommen, ſo kann ich nicht ein unendliches denkendes Weſen annehmen; ſondern ſo muß ich ſo viel endliche und von einander unabhängige denkende Weſen annehmen, als ich mir in der Materie unendliche Theile denken kann. Dieß wäre aber eine unendlich mannichfaltige Einheit. Soll dieſe Kraft aber nur in einem Atome dieſes unendlichen Weſens ſeyn, ſo iſt außer dieſem Atome in demſelben auch alles todt; ſo hat dieſer Atom auch allein die Welt erſchaffen; und ſo iſt die denkende Kraft von der Materie wirklich unterſchieden. Soll aber die denkende Kraft dieſes unendlichen Weſens nicht in der Materie, als Materie beſtehen, ſoll ſie auch nicht in einem einzigen Atome derſelben ſeyn; ſo müßte ſie endlich in der Zuſammenſetzung beſtehen: So entſtünde aber die denkende Kraft aus der Zuſammenſetzung undenkender Theile; und wie erfährt hier der eine Theil die Be-

wegung oder den Gedanken des andern, oder wie erfährt das Ganze die Bewegung von einem jeden einzelnen Theile, ſo daß daraus nur ein einfacher Gedanke entſtünde? Und wie ſoll ich dieſe Zuſammenſetzung mir in dem höchſten Weſen vorſtellen? Soll ich ſie mir als nothwendig, als willkührlich, oder als zufällig denken? Iſt ſie abſolut nothwendig, ſo höret alle Vernunft und Freyheit auf; iſt ſie zufällig, ſo hat die Ordnung der Welt aus der blinden Vermiſchung ihrer Theile eben ſo gut entſtehen können: (Denn, ob ich den ſchöpferiſchen Gedanken der blinden Zuſammenſetzung der Materie, oder ob ich alles der zufälligen Bewegung der blinden Materie unmittelbar zuſchreibe, dieß iſt einerley:) Soll ſie aber willkührlich ſeyn, ſo ſetze ich die Wirkung eher als die Urſache, und nehme ſchon eine denkende Kraft an, die aus der Zuſammenſetzung erſt entſtehen ſoll.

Dieß ſind alles Schlüſſe von Locke. Was denke ich aber endlich dabey, wenn ich eine unendliche ausgedehnte Materie annehme, die von der körperlichen Welt weſentlich unterſchieden ſeyn ſoll? Denn, wenn ich auch alle Nebenbegriffe von der Materie abſondere, ſo muß ich ihr wenigſtens, (oder ich mache ein bloß leeres Wort daraus,) die Undurchdringlichkeit laſſen, daß nämlich die Materie denſelbigen Raum nicht einnehmen kann, den eine andre ſchon erfüllet; denn ohne dieſe würde auch die Beweglichkeit nicht mehr zu erklären ſeyn. Was könnte ich nun aber widerſprechenders ſagen, als wenn ich das allerhöchſte

unendliche Weſen von der Welt unterſchieden, und dennoch als materiell behaupten wollte? Will ich aber dieſen Widerſpruch vermeiden, wie nahe komme ich dann dem allergefährlichſten Irrthume, womit die Verläugnung Gottes unmittelbar verknüpft iſt, nämlich, daß Gott und die Welt nur Eine Subſtanz ſind! Der Eigenſinn und der Stolz, nur was ungewöhnliches zu ſagen, ſind zwar in der Geſchichte der Philoſophen ſo ungewöhnliche Fehler nicht, daß der Eifer, womit einige neuere Weiſe dieſen unbequemen Begriff behaupten, deswegen verdächtig werden ſollte: Aber was gewinnet man für die Warheit, wenn man ihr ein Wort nimmt, das ſie mit Sicherheit ausdrückt, und an deſſen Stelle ein anders einſchieben will, das an ſich wenigſtens eben ſo dunkel iſt, und deſſen Begriff man nicht verfolgen kann, ohne, nach Baylens Urtheil, zur wirklichen Verläugnung des höchſten Weſens unmittelbar verführt zu werden; oder bey dem man, nach dem Urtheile Lockens, wenigſtens in der größten Gefahr iſt, den richtigen Begriff von Gott zu verlieren, weil der Begriff von einer denkenden Kraft dem Begriffe der Materie zu fremd iſt, als daß ſie unſer Verſtand lange zuſammen denken könnte? Und man wird dieſe beyden Männer doch wohl nicht in dem Verdachte haben, daß der eine in ſeinen Folgerungen zu ſchüchtern, und der andre zu unbedachtſam geweſen ſey? Das Wort Geiſt, iſt auch kein verneinender Begriff allein, woraus ſich nichts erkennen ließe, worüber der Verfaſſer des Dictionaire philoſophique, und der Jeſuit den der Marquis

d'Argens in ſeinem Ocellus wegen ſeiner Scharfſinnigkeit anführet, ſo abgedroſchen witzig ſind. Daß ein Geiſt ein denkendes freyes Weſen iſt, dieß iſt der bejahende Begriff; die Immaterialität wird nur zu mehrerer Beſtimmung hinzugeſetzt, um dadurch alle Vorſtellung zu entfernen, die den Hauptbegriff zerſtören würde. Einige Kirchenväter haben zwar auch das Wort Materie, wenn ſie vom höchſten Weſen reden, gebraucht; aber es iſt bekannt, daß ſie noch die Sprache ihrer ehmaligen philoſophiſchen Schule redten, und unter dem Worte, Körper und Materie, im Gegenſatz von allen zufälligen Eigenſchaften, eben das verſtunden, was wir nach unſrer Metaphyſik Subſtanz nennen, wobey ſie aber allem, was die Vorſtellung von einer Zuſammenſetzung hätte erregen können, wenn von Gott die Rede war, aufs deutlichſte widerſprachen. Der ganze Fehler blieb alſo bey ihnen bloß im Ausdrucke. Und ſeit wann hat denn die Welt angefangen, die oft unbeſtimmten Ausdrücke dieſer übrigens redlichen und des Namens der Philoſophen gewiß nicht unwürdigen Männer als Grundſätze in der Weltweisheit anzunehmen? Wie weiß man ſich zu behelfen! Findet man in einem Kirchenvater ein Wort, das man gegen die Religion gebrauchen zu können glaubt, ſo ſind Lactantius und Tertullianus Philoſophen; findet man hergegen von den ſcharfſinnigſten Weiſen die Wahrheit der Religion beſtätigt, ſo ſind die Leibnitze, die Boylen, die Newtons, die Addiſons und Paſcals abergläubiſche Pedanten. Schlag zu, ſagt Herr d'Alembert bey Gelegenheit gewiſſer unbilliger Ausfälle auf die

Philoſophie, dem Themiſtocles nach, aber bring Gründe vor. Könnte man bey den gewöhnlichen elenden Angriffen, die gewiſſe ſich ſo nennende Philoſophen auf die Religion gethan, und die, wenn ſie ſchon tauſendmal beantwortet ſind, aus dürftigem Haß immer wiederholet werden, nicht eben das ſagen? Will man Einwürfe gegen die Religion machen, ſo mache man ſie nur ſtark; ſo gewinnet die Wahrheit allemal: Denn ſo ſind ſie ihr das, was die Schatten in einem Gemälde ſind, und erheben ihr Licht, welches durch die Zuſätze oder die Sprache der Menſchen vielleicht geſchwächt war: Denn Religion iſt nur Religion, ſo weit ſie wahr iſt; aber bey Wortſpielen und Chikanen kann ſie weder gewinnen noch verlieren. Warum ſollen wir uns alſo den Gedanken, der der Grund unſrer glücklichſten Erleuchtung iſt, vorſetzlich verdunkeln? Wir werden dieſes höchſte Weſen hernach zwar noch in einem vollkommenern Lichte ſehen; laſſen Sie es uns indeſſen fürs erſte verſuchen, was unſre Vernunft für Vollkommenheiten darinn entdecken kann.

Der Schöpfer der Welt iſt ein lebendiges, vernünftiges, freyes Weſen; hiervon ſind wir ſo deutlich überzeugt, als wir in der Welt Ordnung und Weisheit wahrnehmen, und als wir in uns ſelbſt eine Kraft zu denken und zu wollen haben. Wie aber in einem endlichen Weſen ein endlicher Verſtand möglich iſt, ſo iſt in dem unendlichen Schöpfer dieſer Weſen ein unendlicher Verſtand nothwendig, oder der Widerſpruch müßte in der Unendlichkeit liegen; dieß hieße aber die

Zeit für möglich und die Ewigkeit für unmöglich halten. Die vollkommenſte Vernunft kann eine ſolche Allwiſſenheit zwar nicht faſſen; aber die ſchwächſte kann ſich Gott ohne dieſelbe nicht denken. Alle Geſchöpfe empfinden und denken nur durch ihn. Von der Schnecke bis zum Engel, der mit einem Blicke ganze Welten überſieht, theilte er nach Wohlgefallen das Maaß der Empfindungen aus. Aber wer hätte ſeiner Erkenntniß ihr Maaß beſtimmen können? Meine Erkenntniß iſt kurz, weil meine Dauer kurz iſt; und ſie iſt eingeſchränkt, weil meine Gegenwart eingeſchränkt iſt. Ich erkenne daher nichts, als was ich mit meinen ſtumpfen Sinnen erreiche, alles nur einzeln, alles ſtückweiſe, nach und nach, wie ich es erkrieche; und ſo wie ich das eine erreiche, ſo verſchwindet mir das andere ſchon wieder. Das eine iſt mir unendlich zu groß, das andre unendlich zu klein; und von dem wenigen was ich ſehe, ſehe ich noch nichts als die Schaale, das *innere* bleibt mir überall verſchloſſen. Meine Vernunft führet mich zwar etwas weiter, meine Einbildung noch etwas weiter; aber je weiter ich mich wage, je dunkler und unſichrer wird auch meine Ausſicht. Der Weiſe bauet ſich Syſteme, und ſchmeichelt ſich *als* einem Schöpfer, der auch Welten bauen könne; aber eine einzige neue Erfahrung, ein neuer Wurm zernichtet die ganze Schöpfung.

Der Schöpfer der Welt kann nicht ſo, wie ich, erkennen. Ich würde ihn erniedrigen, wenn ich aus dem Grunde, daß ich auch denke, ihn mit mir darinn

vergleichen wollte. Wie ſehr muß meine Seele ſchon von dem Lebensgeiſte des Wurms unterſchieden ſeyn! Gott muß nothwendig alles auf einmal mit der deutlichſten Gewißheit ſehen. Er iſt allen Dingen unmittelbar zugegen; hier iſt alles in ihm Ein Blick, Ein Gedanke. Seine Wohnung iſt der ganze unendliche Raum; in einem jeden Punkte deſſelben iſt er Gott; er würde alſo nichts kennen, wenn er nicht alles kennte. Und nicht das Wirkliche und Gegenwärtige allein; er muß auch das Mögliche und Zukünftige mit eben der Gewißheit und Deutlichkeit kennen: Denn er iſt zugleich als der Schöpfer gegenwärtig, dem nothwendig alles, was er erſchaffen konnte, ewig gegenwärtig ſeyn mußte; als der Schöpfer, der allen Dingen die Natur, die Kräfte, das Maaß von Kräften und die Verbindung gab, wie ſie nach ſeiner Weisheit ihre Wirkſamkeit erhalten ſollten, und durch deſſen allmächtigen ſchöpferiſchen Willen allein alles in ſeiner beſtimmten Wirkſamkeit von einem Augenblicke zum andern fortdauret; denn alles iſt nur Exiſtenz und Kraft, wie und ſo lange er will, daß es ſeyn ſoll. Es müſſen alſo alle mögliche Verbindungen und Folgen der Dinge bis in alle Ewigkeit in ſeinem unendlichen Verſtande gegenwärtig ſeyn. Hier erblicke ich den erſten Grund meiner Religion, den Grund meiner Heiligung und Ruhe. — Halt ein, mein Geiſt, um dieſe Vollkommenheit deines Gottes recht zu empfinden. Der Schöpfer der Welt iſt allgegenwärtig; — auch mir; ſeinem Angeſichte kann ich nicht entfliehen, keine Finſterniß kann mich vor ihm verbergen, er kann mich aus

ſeinem Verſtande keinen Augenblick verlieren, er ſieht alle meine Handlungen, auch meine Schickſale; denn er iſt auch Mein Schöpfer. In jener Ewigkeit, da er die Exiſtenz dieſer Welt beſchloß, da ſahe er auch mich, und wählte die Meine, beſtimmte den Punkt meines Daſeyns, beſtimmte das Maaß meiner Kräfte, ordnete meine Verbindungen, wog mit wohlthätiger Hand meine Schickſale, ſahe — o Gott, möchteſt du ſie alle mit Wohlgefallen ſehen! — ſahe alle meine, auch mir ſelbſt jetzt noch verborgene Handlungen von ferne. Denn er erkennet auch meine Gedanken. Ohne dieſe Erkenntniß wäre alle ſeine übrige Allwiſſenheit nichts, nichts für mich, nichts für Gott ſelbſt; ſo wäre auch meine Ruhe nichts; denn ſo wären alle meine guten Abſichten und meine Bemühungen, mein Herz zu beſſern, umſonſt. Denn da es in meiner Gewalt nicht iſt, meine Abſichten wirklich zu machen, ſo iſt die Richtigkeit meines Herzens meine einzige Beruhigung. Gott könnte mich alſo nur nach dem Aeuſſerlichen beurtheilen; wie viel hätten nun der Verräther und Heuchler hier voraus! So ſollte die Heucheley auch meine größte Kunſt ſeyn; denn ſo könnte ich mit einem kleinen Vorrath prächtiger Sentenzen und mit etlichen wohlfeilen glänzenden Handlungen, bey ungekränkten Begierden, das Wohlgefallen meines Gottes und die Bewunderung der Welt zugleich mir erſchleichen. Aber könnte ich mir auch den Schöpfer der Welt ohne Kenntniß der Abſichten und Geſinnungen ſeiner Geſchöpfe denken? Dieß kann wieder die blödeſte Vernunft nicht; der blindeſte Heyde, der nicht weiß, wie er ſeinen Gott

ſich vorſtellen ſoll, ruft ihn zuverſichtlich bey ſeinen Opfern zum Zeugen der Redlichkeit ſeines Herzens an. Nein, kein guter Gedanke, kein geheimer Wunſch, der vom Herzen nicht biß auf die Zunge ſteigt, kann vor ihm verloren gehen. Nun urtheile die Welt von meinen Handlungen, wie ſie will; Beruhigung genug für mich, daß Gott von meinen Abſichten der Zeuge iſt! Die Art dieſer Erkenntniß begreiſe ich wieder nicht; denn ich weiß ſelbſt nicht, wie ich denke: Dieß weiß ich aber, daß mein Schöpfer näher mit mir bekannt ſeyn muß, als ich es ſelbſt bin. Denn ſollte er ſein eigen Werk nicht kennen; ſollte der Schöpfer der Welt Geſchöpfe hervorbringen, die ihre Abſichten vor ihm verbergen könnten, deren Handlungen er jedesmal erſt abwarten müßte, um ihre Geſinnungen daraus zu errathen, und wobey er noch immer in Gefahr bliebe, von ihnen hintergangen zu werden?

Ich ſchlieſſe hieraus, daß Gott auch die zukünftigen freyen Handlungen der Geſchöpfe unter allen möglichen Bedingungen, mit allen ihren Folgen, mit eben der deutlichen Gewißheit erkenne. Ich darf mir hier keine ſolche Kette von Urſachen und Wirkungen, wie in der körperlichen Welt, gedenken, woraus Gott gleichſam die Handlungen ſeiner freyen Geſchöpfe berechnete; denn ſo wäre, wie in der ſichtbaren mechaniſchen Welt, alles nach eben ſo nothwendigen, aber nur geheimern Geſetzen geſtimmet. Wenn aber, wie ich hier vorausſetze, wahre Freyheit iſt, ſo iſt dieſe Erkenntniß von aller Erkenntniß, wovon ich mir eine

Vor-

Vorſtellung machen kann, weſentlich unterſchieden; mir und dem höchſten Engel vielleicht gleich unbegreiflich; und vielleicht iſt hier die Grenze einer endlichen und unendlichen Vernunſt. Aber noch unbegreiflicher wäre es mir, daß Gott Geſchöpfe ſollte gemacht, und mit einer Kraft begabt haben, die er ſelbſt nicht überſehen könnte; Dädaliſche Maſchinen, wie Plato ſagt, die, ſo bald ſie fertig wären, den Händen ihres Künſtlers entwiſchten; Geſchöpfe, welche die Ordnung der Welt nach ihrer Willkühr ändern könnten, und wobey für ſeine Allmacht und Weisheit nichts übrig bliebe, als daß er die Thorheiten ſeiner Geſchöpfe nur immerfort ausbeſſerte, und ſie auf die erträglichſte Art unter einander verbünde. So hätte der Schöpfer der Welt bey ihrer Schöpfung ſich vergeblich eine Abſicht vorgeſetzt; und ſo wäre die Ordnung, die ich bey den Veränderungen in der Welt mit ſo vieler Bewunderung wahrnehme, die Weisheit, womit das Gute und Böſe darinn gegen einander abgewogen ſind, und das überwiegende Gute, worinn ſich endlich alles entwickelt, das unerklärlichſte Spiel des Zufalls. Die Freyheit der menſchlichen Handlungen bleibt hiebey, was ſie iſt. Es iſt wahr, es iſt unmöglich, daß das, was Gott als gewiß vorher ſieht, nicht auch gewiß geſchehen ſollte; denn ſonſt müßte das, was gewiß geſchehen wird, nicht gewiß ſeyn. Wenn ich mit der Denkungsart und dem Grade der Empfindlichkeit eines Freundes bekannt bin, ſo kann ich mit einem groſſen Grade von Wahrſcheinlichkeit wiſſen, was er in den Umſtänden, worinn er ſich befindet, für Entſchlieſſungen nehmen werde; wür-

de ich die Umſtände länger vorher ſehen, ſo würde ich die Entſchlieſſungen auch ſo viel länger vorher ſehen. Ich unterſtehe mich nicht die göttliche Vorherſehung hieraus zu erklären. Gott erkennet nicht durch Schlüſſe, nicht durch Berechnungen. Ich führe es nur zur Erläuterung an, daß die Freyheit der Handlungen dadurch, daß dieſe vorher geſehen werden, in nichts geändert wird. Der Grund ihrer Gewißheit liegt in dem, der ſie thut, und ſie würden eben das ſeyn, wenn ſie nicht vorher geſehen würden. Widerſprechendes oder unmögliches iſt in dieſer Erkenntniß nichts; nur meinem Verſtande, wie die ganze Natur dieſes unendlichen Weſens, unbegreiflich. Aber wie vermeſſen, wenn ich meinen eingeſchränkten Verſtand zum Maaßſtabe der Unendlichkeit machen wollte! Meine Empfindungen, ſo ſtumpf ſie auch ſind, müßten der Muſchel ſchon unbegreifliche Allgegenwart, und meine kurzſichtigen Schlüſſe, gegen ihr ſtumpfes Gefühl, ſchon Weiſſagungen und Allwiſſenheit ſeyn. Meine Erkenntniß ſteht mit der Erkenntniß eines Engels vielleicht in eben dieſem Verhältniſſe; und was bin ich, was iſt der Engel gegen den Unendlichen? unendlich eingeſchränkter, als die Muſchel in ihrer Schaale.

Das unumſchränkte Weſen muß in ſeiner Liebe zum Guten eben ſo unendlich ſeyn. Ohne Güte kann ich mir keinen Gott gedenken. Ein Schöpfer, der ſeine Geſchöpfe nicht liebte; — ein unendlicher Geiſt, der nach allen Abſichten das Beſte kennet, und es nicht wollen könnte; — ein unabhängiges Weſen, das die

Quelle aller Vollkommenheit iſt, und das Unvollkommene, das Böſe wollen könnte; — was für Widerſprüche! Alle unfreundliche liebloſe Geſinnungen, die argwöhniſche Grauſamkeit des finſtern Tyrannen, der ſeinem ganzen Volke nur Einen Nacken wünſcht; der Neid des niedrigen kleinen Geiſtes, der ſich bey dem geringſten Vorzuge ſeines Freundes entfärbt, die Wuth des Rachgierigen, ſie kommen alle aus einem kränkenden Gefühl eigener Unwürdigkeit und Schwachheit, und ſind nichts als Bemühungen, dieſe Kränkungen oder ihre Urſachen zu entfernen. Bey einem Gefühle wahrer und ſichrer Gröſſe iſt es unmöglich böſe zu ſeyn; unendlich unmöglicher dem allerhöchſten und unabhängigen Weſen, das die urſprüngliche Quelle aller Vollkommenheit iſt, und von deſſen Willen die Wirkſamkeit aller möglichen Kräfte abhängt. So würde ich mir das höchſte Weſen denken müſſen, wenn es möglich wäre, daß ich es mir ohne unmittelbare Empfindung ſeiner wohlthätigen Gröſſe denken könnte. Jetzt noch unendlich mehr. Denn alles, was ich um mich ſehe, was ich empfinde, mein Gefühl, meine Exiſtenz ſelbſt, es iſt nichts als Güte. Wenn die Neigung zur höchſten Güte nicht der urſprüngliche Grundtrieb dieſes Weſens wäre, wie viel ſchreckliche Spuren müßten ſich von einer feindſeligen oder auch nur liebloſen Geſinnung in den Werken eines allmächtigen Weſens finden! Aber ich ſehe in der ganzen Natur nichts als Wirkungen einer unendlichen Weisheit und Liebe, die alle meine Fähigkeit, ſie zu empfinden, überſteigt. Die Vollkommenheit und

Schön-

Schönheit ihrer einzelnen Theile, ihr Reichthum, ihre wohlthätige Harmonie, alles preiſet ihres herrlichen Urhebers unveränderliche Neigung zum Guten: Denn alles iſt offenbar zur Vollkommenheit der empfindenden Geſchöpfe eingerichtet; und je fähiger und ausgebreiteter ihre Empfindungen werden, je gröſſer offenbaret ſich die Fürſorge für ihre Glückſeligkeit. Kein Trieb, für deſſen Sättigung nicht aufs liebreichſte geſorgt wäre; keine Fähigkeit, die nicht ihre Befriedigung, keine Empfindungskraft, die nicht ihre Reize hätte; kein Lebensgeſchäfft, das nicht von den angenehmſten Empfindungen begleitet würde; keine Schwachheit, die nicht ihren Schutz hätte; keine Gefahr, die nicht warnend, kein Schmerz, der nicht heilend wäre; und alle Unordnungen, die ich in der körperlichen und moraliſchen Welt wahrnehme, anſtatt daß ſie mich in der beruhigenden Ueberzeugung von der unveränderlichen Güte dieſes Weſens wankend machen ſollten, machen mich darinn noch ſo viel gewiſſer. Denn ich ſehe nirgend ein gewähltes, nirgend ein im Ganzen überwiegendes Uebel, keines, das nicht aus der Erwählung eines gröſſern Guts bloß zufällig, oder eine unzertrennliche Folge einer Einrichtung wäre, welche die Vollkommenheit des Ganzen ſo viel überwiegender und allgemeiner machen ſollen. Auch der Menſch, der verderbteſte Menſch, mag in ſeinen Leidenſchaften noch ſo feindſelig ſcheinen, ſo leuchtet das wohlthätige Bild des Urhebers ſeiner Natur aus ihren Grundtrieben noch allemal hervor. In der ganzen moraliſchen Natur iſt kein urſprünglicher Trieb,

der

der der allgemeinen Vollkommenheit nachtheilig wäre. Nächſt der Selbſtliebe, bleibt der Trieb zur Menſchenliebe und zur Geſelligkeit der weſentlichſte in der Natur. Die Wohlthätigkeit behält für das ſchwärzeſte Herz ihre Reizung, und die Freude an dem Elende anderer Menſchen ſetzt immer den unnatürlichen Zuſtand einer aufgebrachten Leidenſchaft oder eines verwundeten Gewiſſens voraus. Ein Caligula hat ſeine Lieblinge, die er mit Wohlthaten überhäuft; er ſucht nur die Unwürdigſten aus, weil er ſich mit dieſen allein für ruhig hält. So kenne ich Gott, und auf dieſe Erkenntniß ſeiner Allwiſſenheit und Güte gründe ich mein Vertrauen und meine ganze Religion.

Aber, da die Natur dieſes unbegreiflichen Geiſtes von der meinigen ſo unendlich unterſchieden iſt, iſt es denn nicht zu dreiſt, wenn ich die Vollkommenheiten eines über alle meine Begriffe ſo erhabnen Weſens nach den Vollkommenheiten meiner eingeſchränkten Natur mir einbilde? Es iſt wahr, ich habe faſt kein ander Mittel, von den göttlichen Eigenſchaften mir einen Begriff zu machen, als daß ich ſie von meiner eigenen Natur entlehne. Ich muß auch dieß zugeben, daß etwas in mir eine Vollkommenheit ſeyn könne, die in der Natur dieſes unendlichen Weſens eine Unvollkommenheit ſeyn würde. Aber der Grund meines Glaubens bleibt deßwegen gleich feſt und ſicher. Ich weiß, daß alle Vollkommenheiten, die ich in meiner Natur wahrnehme, ihre Einſchränkungen haben müſſen. Daß ich in meiner Erkenntniß zunehme, daß ich

aus allgemeinen Begriffen, aus Erfahrungen, aus Aehnlichkeiten auf das Gegenwärtige ſchlieſſe; ſo groß auch dieſe Vollkommenheit iſt, wenn ich ſie mit den noch eingeſchränktern Fähigkeiten der geringern Geſchöpfe vergleiche; ſo iſt es doch überhaupt eine Unvollkommenheit, die von der Einſchränkung meiner Natur herrühret, und die ich dieſem unendlichen Geiſte, ohne ihn zu erniedrigen, nicht beylegen könnte. An dieſe Einſchränkungen denke ich aber auch nicht, wenn ich an ſeine Erkenntniß oder Weisheit denke. Hergegen das Vermögen zu erkennen und zu wollen ſelbſt, dieß iſt eine weſentliche Vollkommenheit, die von der Einſchränkung meiner Natur nicht herkommen kann, und die ich ihm, als dem Schöpfer meiner Natur, deßwegen mit aller Sicherheit beylege. Denn es iſt unmöglich, daß eine weſentliche Vollkommenheit in der Wirkung ſeyn könne, die nicht urſprünglich in der Urſache wäre. Dieſen Schluß giebt Herr Hume ſelber zu; er will nur, ich ſoll der Urſache keine andre Eigenſchaften beylegen, als ſolche, die genau hinreichend ſind, die Möglichkeit der Wirkung daraus zu erklären. Ich brauche auch zu meiner vollkommenſten Beruhigung weiter nichts. Mein Schöpfer hat meiner Natur die Kraft zu denken und zu wollen beygelegt; dieſe Kraft muß nothwendig auch in ihm ſeyn; und hiebey denke ich mir nur ſeine Unendlichkeit. Dieß iſt der hinreichende Grund meiner ganzen Erkenntniß. Denn was iſt ein unendlicher Verſtand und ein unumſchränkter Wille anders, als vollkommenſte Weisheit und Güte? Die Erklärungen, die ich mir von

dieſen Vollkommenheiten mache, ſind eben ſo wenig willkürlich. Die urſprünglichen Begriffe, die ich mir nach der Natur der Dinge von Weisheit und Güte machen kann, ſind mit denen, die ich aus ſeinen Werken erlerne, völlig eins. Ich ſehe, wie alles zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit der empfindenden Geſchöpfe eingerichtet iſt; dieß iſt mein erſter Begriff von Güte: Ich ſehe ferner, wie alle Mittel aufs herrlichſte hiezu eingerichtet ſind; dieß iſt mein erſter Begriff, den ich von Weisheit habe. Wie ſollte ich alſo dem Urheber der Natur nicht Weisheit und Güte mit Zuverſicht beylegen können; oder wie ſollte er in der Einrichtung der Natur eine andre Weisheit offenbaret haben, als wie ſie in ihm iſt, und, da er mir eine Vernunſt gab, mich dadurch verleitet haben, daß ich mir von ſeiner Weisheit nothwendig eine falſche Vorſtellung hätte machen müſſen? Mit eben der Zuverſicht aber, womit ich ſeine unveränderliche Weisheit und Güte erkenne, nenne ich ihn auch *heilig* und *gerecht*. Die Namen ſind nur verſchieden, das Weſen iſt Eins. Denn die Heiligkeit iſt eben dieſe unveränderliche Neigung zur höchſten Vollkommenheit. Nach ihrer Anwendung auf die empfindenden Geſchöpfe iſt ſie Güte, in der Verbindung mit der vollkommenſten Weisheit iſt ſie Gerechtigkeit; die eigentliche groſſe moraliſche Vollkommenheit dieſes höchſten Weſens. Denn da Gott in ſeinem unendlichen Verſtande das Verhältniß aller Dinge mit der unveränderlichſten Deutlichkeit erkennet, ſo würde eine jede andere Güte, die dieſer Weisheit entgegen wäre, Unvollkom-

kommenheit und Schwachheit ſeyn. Und dieſe Gerechtigkeit iſt das groſſe Geſetz der Schöpfung, weil es das ewige Geſetz des Schöpfers ſelbſt iſt. Es hat alles an ſeiner ewigen Güte Theil; kein Eigenſinn, keine unbedungene Wahl, keine Leidenſchaft kann ein Geſchöpf davon ausſchlieſſen; aber eben ſo wenig kann ſie an unfähige oder unwürdige Lieblinge verſchwendet werden. Mit der freudigſten Ruhe ſehe ich demnach auch mich als einen gewiſſen Gegenſtand dieſer Liebe an; nur daß ich nicht mehr Theil daran haben kann, als ſeine Weisheit, nämlich die Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, es leidet, (allemal die glücklichſte Bedingung für mich;) aber auch nicht mehr, als ſeine Weisheit, nach meinem Beſtreben, ihm in der Liebe zum Guten ähnlich zu werden, mir geben kann, (Die gerechteſte, aber auch die ernſthafteſte Bedingung für mich;) und er wird, er muß mich hierüber, mit dieſer unveränderlichen Weisheit, nach der Fähigkeit richten, die ich von ihm bekommen habe. Denn er würde ſich ſelbſt verläugnen, er würde mich zu ſeiner eigenen Verläugnung zwingen, wenn er gütig gegen mich ohne dieſe Weisheit ſeyn, wenn ich dieſem groſſen Geſetze ſicher entgegen handeln könnte, und wenn er, bey ſeiner unveränderlichen Neigung zum Guten, den damit nothwendig verknüpften Ernſt gegen das Böſe nicht eben ſo thätig beweiſen wollte.

So muß das höchſte Weſen ſeyn, oder es iſt gar keines. Ohne dieſe weiſe Güte kann ich mir keine Gottheit denken. Ich weiß, daß ſie alle meine Be-

griffe unendlich überſteigt; aber es iſt die gröſte Beruhigung für mich, daß ich in dieſem Abgrunde aller Vollkommenheiten mich verliere. In dieſe Unergründlichkeit mit meinen Empfindungen mich zu verſenken, iſt ein ewiges Geſchäfft für mich, und mir ein Beweis, daß ich ewig ſeyn werde. Sie iſt mir indeſſen, bey aller meiner jetzigen Einſchränkung, wahr und ſtark genug, daß ich mein Leben ſeinem heiligen Willen muthig widme, und meine ganze Religion darauf gründe. Er iſt unendlich gütig; deswegen liebe ich, deswegen vertraue ich ihm: Er iſt mit unendlicher Weisheit gütig; deswegen fürchte ich ihn, und gehorche ihm. Dabey iſt er allmächtig; ſein Wille iſt Allmacht; was kan ich zu meiner Heiligung ſtärkers, zu meiner Beruhigung gröſſers denken?

Vierte Betrachtung.

Von der Vorſehung.

Dieß weiß ich alſo, und ich weiß es mit einer Ueberzeugung, womit ich von meinem eigenen Daſeyn gewiß bin, daß der Schöpfer der Welt ein unendlich vollkommener Geiſt iſt, deſſen ganze Natur in einer unveränderlichen Neigung zur höchſten Vollkommenheit beſteht. Aber ich fühle, daß mir, bey dieſer Erkenntniß, zu meiner völligen Beruhigung noch etwas fehlet. Denn wenn dieſer Gott bey der Schöpfung

der Welt nur die allgemeinen Geſetze der Natur geordnet, und ihre einzelnen Veränderungen den blinden Kräften der Dinge, oder dem Eigenſinne der freyen Geſchöpſe überlaſſen hätte; wenn ich alſo mit meinem Daſeyn kein beſonders Object für ihn wäre; wenn ich zu klein für ihn wäre, daß er meine Schickſale nicht bemerkte, daß er mein Beſtreben ihm zu gefallen nicht achtete: So hülfe mir alle meine andre Ueberzeugung noch nichts; dieſer Gott wäre mit allen ſeinen Vollkommenheiten für mich noch nicht da; er wäre Mein Gott noch nicht; ſeine Weisheit, die ich in der allgegemeinen Einrichtung der Welt wahrnehme, würde ich bewundern, ſeine Allmacht würde mich in Erſtaunen ſetzen; aber für mich würde die Welt noch nichts beſſer als ein Chaos oder als eine Maſchine ſeyn, worinn meine Schickſale nach einer blinden Nothwendigkeit beſtimmt würden. Ich hätte alſo noch gar keine Religion; denn ich hätte für meine Handlungen noch keine wahre Richtſchnur, für meine Ruhe noch keinen zuverläßigen Grund, und meine künftige Beſtimmung bliebe mir noch eben ſo dunkel, als wenn ich gar keinen Gott kennte. Aber ſollte ich das Daſeyn dieſes höchſten Weſens ſo deutlich erkannt haben, und hierüber zu keiner beruhigenden Gewißheit kommen; ſollte ich auf dem halben Wege zu meiner Ruhe ſtehen bleiben müſſen? Unendlich herrlicher Geiſt, der du dich meiner Vernunft ſo deutlich offenbaret haſt, daß ich mit freudiger Ueberzeugung weiß, daß du, o Gott, ein lebendiges und unendlich weiſes und gütiges Weſen biſt, verkläre meine Augen, daß

ich

ich in dieſem Lichte die völlige Beruhigung finde, die mir ſo wichtig iſt; daß ich dich auch als meinen Gott, als meinen allwiſſenden und gütigen Gott ehren, und mit freudiger Zuverſicht mein Vertrauen auf dich ſetzen möge! Ich kenne dich als den Schöpfer der Welt, als den allervollkommenſten Geiſt, der unumſchränkt in ſeiner Erkenntniß, unendlich vollkommen in ſeinem Willen, unbegrenzt in ſeinem Vermögen zu wirken iſt. — Faſſe dich, meine Vernunft, dieſem Lichte, das dich nicht irren laſſen kann, mit behutſamen Schritten zu folgen.

Gott iſt der Schöpfer der Welt, der Urheber aller Dinge, der allen Weſen ihre Natur beſtimmte, der ihnen allen ihre Kraſt zu wirken gab, der das verſchiedne Maaß ihrer Kräfte abwog, der ihnen die Verbindung anwies, worinn ſie wirken, der ihnen den Punkt ſetzte, wo ihre Wirkungen anfangen, wo ſie aufhören ſollten. Ohne dieſe Einrichtung läßt ſich keine vernünftige Schöpfung denken. Denn Gott iſt ein allwiſſendes, weiſes, und freyes Weſen. Nach dieſer Allwiſſenheit muß er alſo nothwendig alle mögliche Wirkungen und Veränderungen vorhergeſehen, und nach dieſer Weisheit muß er nothwendig ſeine Urſachen gehabt haben, warum er den Weſen, die er ſchuf, eine ſolche Natur, ſolche Kräfte, eine ſolche Verbindung gegeben hat. Wollte ich hieran zweifeln, ſo müßte ich ihm alle Vernunft und Freyheit wieder abſprechen, und ich könnte die Ordnung und Harmo-

nie der Welt aus einem blinden Zufall eben ſo gut erklären.

Hat aber Gott bey der erſten Einrichtung der Welt ſeine weiſen Abſichten gehabt, ſo müſſen dieſelben auch noch jetzt fortdauren; denn die Welt dauret fort, und ungeachtet der unaufhörlichen Auflöſungen, Verbindungen, Trennungen, bleibt die Natur in allen ihren Theilen und in ihrer Ordnung unveränderlich dieſelbe. Die ganzen Weltkörper bleiben ohne alle ſichtbare Veränderung in ihrer erſten anerſchaffenen Natur. Andre, wie die Luft, das Feuer, das Waſſer, die Salze, alle Elemente und Urſtoffe der Dinge, welche die verſchiedenen Naturen der Körper ausmachen, ſind in einem beſtändigen Wechſel von Auflöſung und neuer Zuſammenſetzung; aber das Maaß, die Kraft, das Verhältniß dieſer Körper bleibt ſich immer gleich. Mit einem Sommer, in einigen Jahren, höchſtens in hundert, iſt die ganze organiſche Natur ausgeſtorben, und in ihre erſten Urſtoffe wieder aufgelöſet; und dennoch bleiben alle Arten der Geſchöpfe, ihre verſchiedenen Naturen, ihre Kräfte, Triebe, und Verhältniſſe das, was ſie bey ihrer erſten Schöpfung waren; alles ſtirbt, alles entſteht nach einerley unveränderlichen Geſetzen. Ich mag mir dieſe Erhaltung erklären, wie ich will; ich mag ſie als einen Mechanismus anſehen, wobey Gott weiter nichts gethan, als daß er bey der Schöpfung die erſten Kräfte hervorgebracht, ſie zuſammengeſetzt, und ſie hernach ihrer innerlichen Wirkſamkeit überlaſſen habe;

oder

oder ich mag annehmen, daß dieſe Erhaltung nichts als ein immer fortdaurender Einfluß des allmächtigen ſchöpferiſchen Willens ſey: So bleibt dieſer Schluß wenigſtens allemal derſelbe, daß unmöglich eine Wirkung in der Welt ſeyn könne, die Gott nicht wiſſe, die er nicht vorhergeſehen, die er nicht genehmiget; und ſo ſchlieſſe ich mit eben der Zuverſicht, daß auch ich — — Armſeliges ſtolzes Geſchöpf, ruft mir hier der Weiſe zu, wie niedrig denkſt du von dem Schöpfer der Welt, daß, weil du in dieſer Welt auf einige Augenblicke mit exiſtireſt, er dich deswegen bey ihrer Anlage auch beſonders gewählet, und daß nun, da du da biſt, ſeine ganze Gottheit ſich auch mit dir noch beſonders beſchäfftigen müſſe. Lerne die Gröſſe des Schöpfers der Welt anſtändiger beurtheilen. Er ſchuf die Welt, aber nicht nach deinen kindiſchen Begriffen, daß er dich, und eine jede Ameiſe, und eine jede Eichel, bey der Schöpfung der Welt in ſeinem unendlichen Verſtande beſonders ſich vorgeſtellet, und darauf mit ſeiner Weisheit den Punkt bedächtlich überlegt habe, wo du mit den andern Inſecten, die zugleich mit dir da ſind, in der Reihe der Dinge deinen Platz haben ſollteſt. Er ſchuf dich und die Welt, aber er ſchuf ſie wie Gott; er wählte die Geſchlechter, gab einem jeden die Natur, wodurch ſie in der Reihe der Weſen ſich unterſcheiden, und ordnete die Geſetze, wornach ſie unveränderlich in dieſer Natur fortdauren ſollen. Durch ein ſolches allgemeines Geſetz bekameſt auch Du deine Exiſtenz, und mit derſelben das Gemiſch von Vernunft und Thorheit, wie die Mannigfal-

faltigkeit und Ordnung des Ganzen es erfordert, aber ohne daß dein unbedeutendes Ich deswegen je ein beſondrer Gegenſtand ſeiner Allwiſſenheit hätte ſeyn müſſen. Wie dürftig! wie ſtolz! daß dieſe groſſen Geſetze, wodurch Millionen Welten in ihrer Ordnung beſtehen, zu deinem Daſeyn nicht hinreichen, ſondern daß dieſer Schöpfer um dich hervorzubringen, eine beſondre Schöpfung veranſtalten, und, ſeitdem du da biſt, ſeine ganze Allmacht mit deinen elenden Bedürfniſſen ſich beſchäfftigen müſſe. Wozu wären dieſe weiſen Geſetze, wenn er den Zuſtand eines jeden einzelnen Geſchöpfs immer beſonders beobachten, und zur Erhaltung deſſelben immerfort unmittelbar behülflich werden müßte? Iſt er aber von der Vollkommenheit ſeiner Geſetze verſichert, daß dadurch alles geſchehen muß, wie es dem groſſen Plane ſeiner Schöpfung gemäß iſt, wozu ſoll ſich ſeine Gottheit denn zu einer jeden einzelnen Kleinigkeit erniedrigen? Dieſe Ordnung des Ganzen iſt es, worinn ſeine Majeſtät ſich offenbaret; was du aber, als ein einzelnes Glied, in dieſer Kette der Dinge für einen Platz haſt, dabey bleibt die Kette im Ganzen, was ſie iſt. Ein allgemeines Geſetz brachte dich, nimmt dich wieder weg, bringt einen andern an deine Stelle, ohne daß dieſe Ordnung darunter im geringſten leidet. Willſt du, wenn ein Sturm an dem Ufer des Meers den Sand hin und her wälzt, daß er mit ſeiner Allwiſſenheit ein jedes Korn beſonders begleite? Der Ocean hat ſeine Grenzen, das einzelne Sandkorn mag liegen, wo es will; und du magſt in der Reihe der Dinge dieſen

oder

oder einen andern Platz haben, die Welt war, was ſie iſt, ehe du da wareſt, und wenn du nicht mehr da biſt, wird ſie auch dieſelbe bleiben. Diß iſt die Gröſſe ſeiner ewigen Kraft und Weisheit, daß er durch allgemeine Geſetze für die Erhaltung des Ganzen zu ſorgen gewußt hat, ohne daß er je nöthig hat, zur Regierung der einzelnen Theile ſich herunter zu laſſen; und von dem Gehorſame dieſer Geſetze verſichert, ſieht er auf die Heerszüge eines Alexanders, und auf die Furche, die die Mücke mit ihren Flügeln im Ocean macht, mit einerley Gleichgültigkeit herab; der Plan ſeiner Weisheit bleibt bey beyden, was er iſt; einzelne Unordnungen können darinn nichts verändern. Ein Heer von Heuſchrecken kömmt, und verzehrt die Frucht von ganzen Gegenden; die Peſt frißt alle deine Heerden; die Welt theilet ſich in zwey Kriegsheere, und drohet das halbe menſchliche Geſchlecht zu verwüſten; du zitterſt, denkſt, die Natur werde untergehen, und rufſt ihn in deiner Angſt zur Rettung ſeiner Ehre um ſchleunige Hülfe an: Aber er lachet deiner kindiſchen Angſt, und bleibt in ſeiner Ruhe ungeſtört; denn er weiß; daß ſeine Verordnungen über die Gefräßigkeit der Inſecten und über alle Ueppigkeit und Wuth der Menſchen triumphiren müſſen; und ſiehe, deine Scheuren und Ställe werden immer wieder voll, und in zehn Jahren zieht die Wuth der Menſchen mit gleich groſſen Kriegsheeren wieder gegen einander, ohne daß er deßwegen nöthig gehabt, neue Schöpfungen zu veranſtalten, oder von ſeinem Throne auf die Erde zu ſteigen, und die Unordnungen auszubeſſern. Unter

dieſe allgemeinen Geſetze erniedrigt ſeine Vorſehung ſich nie; die einzelnen Unordnungen überläßt er dem Zufall und der Willkühr der Geſchöpfe. Dieß lehret dich wieder die ganze Geſchichte der Welt. Der harte Geizige beſitzt die gröſten Güter, und der Menſchenfreund ſeufzet nach dem Glücke, wohlthätig ſeyn zu können, vergebens; ein Tiberius wird grau auf dem Throne, da ein Titus kaum einige Jahre das Glück der Menſchen befördern kann; Domitian und Heinrich der vierte gehn auf einerley Art aus der Welt; wo findet das beſcheidne Verdienſt ſeine Belohnung? Die Unſchuld wird ohne Hülfe verrathen, und der Verräther triumphiret; der opfert Hekatomben, und wird arm, dieſer läſtert alle Vorſehung, und ſtirbt glücklich; wo hat die Vorſehung je die Scheiterhauſen ausgelöſcht, die ein Alba oder ein fanatiſcher Mönch zur Vertilgung der Vernunft und Wahrheit angezündet haben? Könnte ein unendlich weiſes und gütiges Weſen die beſondern Schickſale der Welt regieren, und dieſe Unordnungen geſchehen laſſen? Und wo hat ſeine Allmacht bey einer allgemeinen Ueberſchwemmung auf dein Gebeth je den Fluthen befohlen, deine Aecker nicht zu berühren, oder bey einer Feuersbrunſt der Flamme gewehret, daß ſie dein Dach nicht hat ergreifen dürfen? Siehe, du betheſt und glaubſt eine beſondre Vorſehung, aber bleibt der Lauf der Dinge deßwegen nicht, wie er iſt? Und welche Verwirrung, wenn er dich und einen jeden, der ihn um Hülfe anruft, beſonders erhören wollte! Höre demnach auf, von einer beſondern Vorſehung zu träu-

men,

men, die den Schöpfer der Welt erniedrigt, und dich nicht beſſer macht; und lerne, daß ſeine unendliche Gottheit zu erhaben ſey, als daß ſie um dein Nichts und um ein jedes einzelne Geſchöpf ſich beſonders bekümmern ſollte.

Gott zu erhaben, als daß er ſich um mich und ein jedes einzelne Geſchöpf beſonders bekümmern ſollte? — Ein ſchrecklicher Gedanke, der die ganze vernünftige Schöpfung intereſſiret, der alle Würde der menſchlichen Natur zernichtet, der den heiligſten Pflichten ihr Gewicht, der allen Geſetzen ihre Sicherheit nimmt, der Gott aus der ganzen Natur verbannet! Gott bekümmert ſich nicht um mich; — er iſt zu erhaben; — er kennet mich nicht. – Ja Gott, wenn ich jene Welten alle betrachte, die in ihrer Weite und Gröſſe unendlich ſind; und wenn ich über die ſichtbaren mit meinen Gedanken in die ewige Tiefe zu jenen Sonnen hinaufſteige, deren Licht von ihrer Schöpfung an vielleicht noch nicht zu uns heruntergekommen; (und hier bin ich doch noch in der Mitte, denn wo ſollte ich in dem Raume, der Deine Wohnung iſt, ein Ende finden? hier iſt alles für mich Mittelpunkt;) und wenn ich dann wiederum anſehe, wie unendlich klein dieſe Erde, und was für ein unendlich kleiner nichts bedeutender Punkt ich wieder auf dieſer Erde bin, wie wenig ich vermiſſet wurde, ehe ich da war, wie wenig mein wirkliches Daſeyn bemerkt wird, und wie ſchnell die Ewigkeit daſſelbe wieder verſchlingt: So kann mir ſelbſt dieſer kleinmüthige

Gedanke oft einfallen, ob auch alle deine Allwiſſenheit hinreichend ſey, mich Nichts zu entdecken, und mein Verhalten oder meine Bedürfniſſe zu bemerken. So bald ich aber wieder bedenke, daß Du Unendlicher in dieſem grenzenloſen Raume überall gegenwärtig, daß Du überall Gott, überall das allwiſſende, das weiſe, das allmächtige Weſen, daß Du der Schöpfer der Welt, mein Schöpfer biſt; ſo bin ich mir auch auf einmal wieder wichtig, eben ſo wichtig, als wenn ich der Gegenſtand deiner Allwiſſenheit und Allmacht allein wäre. Nein, ein wahrer Mangel der Erkenntniß kann es unmöglich ſeyn. Es müßte alſo eine vorſetzliche Unwiſſenheit ſeyn; Gott müßte mich nicht kennen wollen. Ja, ich habe dieſen demüthigenden Vorzug, daß ich vorſetzlich etwas nicht wiſſen kann; denn ich weiß nichts, wo ich mit meinen Sinnen nicht hinreiche. Aber wo iſt dieſer unendliche Geiſt eingeſchloſſen; wo ſoll ich mir den Thron denken, wo er von ſeiner Schöpfung entfernt wohnte? Kann ſich dieſer Gott auch ſeiner weſentlichen Allwiſſenheit entſchlagen? Kann er ſich auch ſeiner Allgegenwart, ſeiner Unendlichkeit entziehen? So kann ich mir auch die Unendlichkeit auſſer dem Raume, oder den Raum auſſer ſich ſelbſt einbilden. Cicero wünſcht, daß Homer, anſtatt die menſchlichen Unvollkommenheiten den Göttern beyzulegen, die Menſchen auf die göttlichen Vollkommenheiten vielmehr möchte gewieſen haben. Was bliebe aber der Schöpfer der Welt mehr als eine ſolche homeriſche Gottheit, als ein Jupiter, der, indem er auf dem Ida eingeſchläfert iſt, nicht

nicht weiß, wie es indeſſen ſeinen Trojanern geht? Und warum ſollte Gott mich nicht kennen wollen? Das einzelne iſt ihm zu klein. Ja mir muß vieles zu klein ſeyn; ich muß mich mit allgemeinen Vorſtellungen behelfen, weil ich ſonſt im Ganzen nichts überſehen würde, und dieß nenne ich großmüthig, das Kleine nicht wiſſen wollen. Aber wie ſoll ich mir in der vollkommenſten Allgegenwart das Einzelne ohne das Ganze, und das Ganze ohne das Einzelne denken? In dem Raume iſt das Sandkorn eben ſo gegenwärtig, als der Berg. Oder braucht etwan dieſer unendliche Geiſt, wie ich alles einzeln aufzuſuchen, und ſtückweiſe ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen? Wie klein muß ich Gott machen, wenn ich ihn ſo groß machen will, daß er mich nicht kennen ſoll! Und warum ſollte ich dieſem allwiſſenden Gotte zu klein ſeyn? Es würde, ſagt man, ſeiner Weisheit zuwider ſeyn, wenn ſeine Allwiſſenheit ſich mit einem jeden einzelnen Objecte noch beſonders beſchäfftigen wollte; denn da er bey der Schöpfung, durch die weiſe Einrichtung der allgemeinen Geſetze, für die Erhaltung und Vollkommenheit des Ganzen auf einmal hinreichend geſorgt, ſo ſey die Bemerkung und Regierung der einzelnen Theile völlig überflüſſig. Ein Künſtler, der einmal ſeine Uhr nach ſeinen Abſichten zuſammengeſetzt, würde entweder den innern Mechanismus ſeines Werks, oder ſeine Mühe überflüſſig machen, wenn er ein jedes einzelnes Rad immerfort ſelbſt unmittelbar ſtellen wollte.

Laſſen Sie uns dieß mit aller Aufmerkſamkeit prüfen; denn hier iſt der Grund des ganzen Misverſtändniſſes.

Gott regieret die Welt nach allgemeinen, unveränderlichen Geſetzen; nicht nach einzelnen Gelegenheiten, nicht ſtückweiſe. — Hierinn iſt der Chriſt mit dem Philoſophen eins. Sollten aber die einzelnen Geſchöpfe von ſeiner weiſen Vorſehung deßwegen ausgeſchloſſen, und, wie ſeine Weisheit und Güte dieſe ewigen Geſetze ordnete, in ſeinem unendlichen Verſtande nicht gegenwärtig geweſen ſeyn? Dieß iſt der Unterſcheidungspunkt. Müßte ich das letztere annehmen, ſo wäre freylich alles, was ich von einer Vorſehung denke, nichts als ein ſüſſer Traum. Habe ich aber Gründe genug, die mich überführen, daß dieſer Schöpfer mich kennet, und daß, wie er dieſe allgemeinen Geſetze ordnete, ſein allwiſſendes Auge mich unmöglich hat überſehen können, ſo habe zugleich alles, was ich mir zu meiner Ruhe von der ſpecielleſten Vorſehung denken kann. Die Natur Gottes und ſein Werk, die Welt, wird es entſcheiden.

Gott hat zur Erhaltung der Ordnung und Vollkommenheit der Welt allgemeine Geſetze geordnet; dieſer Grundſatz iſt, wie geſagt, unwiderſprechlich. Aber hier bleibt erſt die obige groſſe Frage noch zu beantworten übrig, ob der Schöpfer, nachdem er dieſen allgemeinen Mechanismus der Welt geordnet, die Geſchöpfe aus ſeinem Verſtande oder aus ſeiner

Allge-

Allgegenwart habe entfernen können. Der Künſtler kann es; er kann ſein Werk, nachdem er es gemacht hat, von ſich entfernen. Aber in welche Gegend des Raums hat der Schöpfer der Welt nach vollbrachter Schöpfung ſich zurückgezogen? Wie kann ich einem Weſen, das nothwendig gegenwärtig iſt, nicht gegenwärtig ſeyn? Hier müßte ich die allererſte und weſentlichſte Eigenſchaft des höchſten Weſens, die Unendlichkeit, läugnen. Oder ſoll ich mir den Verſtand dieſes unendlichen Geiſtes als einen todten Spiegel vorſtellen, wo ich auch ungekannt gegenwärtig ſeyn könnte? So müßte ich ihm alle Empfindung abſprechen. Ich will indeſſen dieſen Widerſpruch als möglich annehmen; ich will es annehmen, daß dieſer unendliche Geiſt, ſeit der erſten Schöpfung und Beſtimmung der allgemeinen Erhaltungsgeſetze, die Welt aus ſeiner allwiſſenden Gegenwart habe entfernen können; ſo mache ich wieder aus der Schöpfung das allerleereſte nichtsbedeutendſte Wortſpiel. Denn was ſoll ich mir von einer Beſtimmung von allgemeinen Geſetzen oder Kräften denken, wobey die einzelnen Theile, woraus dieſe Kräfte beſtehen, oder worauf dieſe Geſetze ſich beziehen, vollig vernachläſſigt wären? Kann ich mir auch eine gewiſſe und beſtimmte Summe von Kräften ohne die einzelnen Kräfte vorſtellen, die dieſe Summe zuſammen ausmachen? Kann ein Künſtler, damit ich dieß Gleichniß behalte, von der Wirkung ſeiner Maſchine auch ſicher ſeyn, wenn er nicht die Kräfte aller einzelnen Theile ſich vorher beſonders vorgeſtellet, und gegen einander abgemeſſen

hat?

hat? Entweder Gott gab, bey der Schöpfung, der Summe von Kräften, woraus die verſchiedenen Geſchlechter der Weſen beſtehen, und wodurch ſie fortdauren ſollten, ein beſtimmtes Maaß oder nicht. Gab er ihnen keines, wie konnte er von ihrer Wirkung ſicher ſeyn? Gab er ihnen eins, wie konnte er ihre einzelnen Wirkungen nicht geſehen haben? Gott konnte allerdings allgemeine Geſetze verordnen; er konnte z. E. ein Geſetz der Schwere machen, und der Materie befehlen, nach dem Maaß ihrer innern Maſſe ſich nach ihrem Mittelpunkt zu ſenken. Eben ſo konnte er auch den Geſchöpfen ein Geſetz der Fortpflanzung einprägen. Aber daraus wurde noch keine Welt. Beyde Geſetze ſind wirklich da. Gott leitet die Himmelskörper nicht unmittelbar; es iſt eben dieß allgemeine Geſetz der Schwere, wodurch ſeine unendliche Weisheit alle Planeten und Cometen in ihrem Laufe und in der herrlichen Ordnung erhält, daß ſie, ſo ſehr ihre Kreiſe auch durch einander gehen, ſich in ihrem Laufe niemals ſtören. Aber wie konnte Gott z. E. die verſchiednen Bahnen des Merkurs und Saturns beſtimmen, ohne die einzelnen Theile ihrer verſchiednen Maſſen, wenn ich hier einen menſchlichen Ausdruck brauchen darf, gegen einander abzuwägen, und den erſten Trieb zu ihrer Bewegung mit der Summe ihrer beſondern Schwere zu vergleichen; und wie konnte er bey dem mannigfaltigen Laufe von ſo vielerley Irrſternen von ihrer Ordnung ſicher ſeyn, ohne bey ihrer Schöpfung mit ſeinem göttlichen Blicke alle mögliche Punkte ihres Laufs

und ihrer Entfernungen von einander bis ans Ende der Welt zu überſehen?

So iſt auch ſeine Allmacht zur Bildung und Erhaltung einer jeden Pflanze oder eines jeden lebenden Geſchöpfs nicht unmittelbar geſchäfftig. Dieß wäre zu erniedrigend von dem Schöpfer der Welt gedacht. Seine Weisheit gab bey der Anlage der Welt allerdings einem jeden Geſchlechte ſein beſondres und mit der ganzen übrigen Natur harmonirendes Geſetz, wodurch er ſo wohl die beſondre Natur eines jeden Geſchöpfes, als auch die einmal gewählte Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, bey allen zufälligen Veränderungen der Erde unverändert zu erhalten weiß, ohne daß er je nöthig hat, den erſten Kräften der Natur durch wiederholte Schöpfungen nachzuhelfen, oder die Veränderungen, welche die Zeit und der Zufall darinn machen könnten, wieder auszubeſſern. Eine Fluth, ein Heer von Inſecten, eine auſſerordentliche Witterung, eine anſteckende Seuche verheeret unſre Aecker, unſre Früchte, unſre Heerden; indeſſen halten alle dieſe zufällige Verwüſtungen und der innere Reichthum der Natur ſich unveränderlich dergeſtalt die Waage, und mäßigen ſich zum Beſten des Ganzen allezeit ſo glücklich, daß die Fruchtbarkeit der Natur bey allen dieſen Verwüſtungen nie eine anhaltende allgemeine Armuth zuläßt, der Miswachs hergegen jenen Reichthum wieder dergeſtalt mäßigt, daß die Wohlthaten der Natur allemal ihren Werth behalten, und wir Menſchen die nöthigen

Triebe und Ermunterungen zur Arbeit nicht verlieren können. Welche Vernunft kann die Weisheit der Geſetze, die eine ſolche Ordnung erhält, genug bewundern? Aber welche Vernunft kann ſich auch ſolche Geſetze ohne die allerſpecielleſte Vorſehung gedenken, und die Erhaltung einer ſolchen Ordnung ſich als möglich vorſtellen, ohne daß das Maaß der Fruchtbarkeit eines jeden Geſchöpfes, die beſondre Natur und Vermehrungskraft eines jeden Inſects, die zufälligen Veränderungen des Erdbodens, die jedesmalige Beſchaffenheit der Luft und der Winde auf einer jeden Gegend der Erde bis ans Ende der Welt, bey Beſtimmung dieſer Geſetze in dem unendlichen Verſtande des Schöpfers zugleich mit gegenwärtig geweſen wären? Selbſt dieſes, daß eine jede Art von Geſchöpfen ihr beſonders Erhaltungsgeſetz hat, ſetzet die allerſpecielleſte Vorſehung ſchon voraus. Denn da alle dieſe Geſetze eben dadurch beſondre Geſetze ſind, daß ſie ſich auf die beſondre Beſtimmung eines jeden Geſchlechts, auf die Art und das Maaß ſeiner Vermehrung, auf die Art und das Maaß ſeiner Nahrung, auf die Art und das Maaß ſeiner Glieder, auf ſeinen raubenden und erhaltenden Inſtinkt, auf die beſondern Erd- und Himmelsgegenden, mit einem Worte, auf das Verhältniß mit der ganzen übrigen Natur beziehen; ſo läßt ſich die Einrichtung dieſer Geſetze gar nicht gedenken, ohne die allergenaueſte Vorſtellung dieſes unendlichen Details in dem Verſtande Gottes dabey zugleich zu gedenken. Und je näher wir an den Menſchen kommen, je weniger iſt die Er-

haltung dieſer Ordnung ohne dieſe beſondre Vorſehung begreiflich. Montesquieu macht die Anmerkung, daß die Fruchtbarkeit der Thiere ſich faſt in jedem Geſchlechte unveränderlich gleich bleibe, weil das Maaß des Inſtinkts bey einem jeden daſſelbe ſey; aber wo iſt der Mechanismus, wo ein ſolches allgemeines Zeugungsgeſetz, woraus das ſich immer gleiche Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlechte, nach der beſondern Natur einer jeden Gattung, ſich zugleich erklären lieſſe? Und wenn auch bey den Thieren ſich ein ſolches Geſetz noch als möglich denken lieſſe, welcher Philoſoph darf es wagen, eben dieſes ſo unveränderliche Verhältniß unter den Menſchen aus einem dergleichen allgemeinen Geſetze zu erklären, da die beſondre Art zu denken, die äuſſerlichen Lebensumſtände, die Leidenſchaften und hundert andre Abſichten bey der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts einen ſo groſſen Einfluß haben? — Hier ſind alle Entwicklungsſyſteme, und alle allgemeine Geſetze nicht hinreichend; und man muß dieſe ganze herrliche Ordnung der Natur als den blindeſten Zufall anſehen, wenn man nicht zugleich erkennen will, daß die Natur nach allen ihren Theilen und möglichen Veränderungen in dem Verſtande Gottes zugleich gegenwärtig geweſen, wie er ihre allgemeinen Geſetze geordnet hat. Und dieß ſind die allgemeinen Geſetze, wornach der allwiſſende Gott Welten ſchaft. Bey ſolchen Geſetzen braucht er nie von ſeinem Throne herunter zu ſteigen, um die nicht vorhergeſehenen Mängel auszubeſſern. In ſeinem un-

endlichen Verſtande war von Ewigkeit alles zugegen, und in dieſem göttlichen Blicke wählte ſein weiſer und allmächtiger Wille diejenige Ordnung, worinn die Welt bis an ihr Ende fortdauren ſoll. Dürftige kurzſichtige Menſchen müſſen ſich mit unbeſtimmten allgemeinen Geſetzen behelfen, und daher auch einen Theil ihrer Wirkung auf ein Gerathewol ankommen laſſen; und nach ſolchen allgemeinen Geſetzen würden Sie Welten ſchaffen. Aber nach jenen ſchafft Gott.

Es kömmt aber die Erhaltung und Ordnung der Welt noch nicht allein auf die Kräfte der Geſchöpfe an. Die Verbindung derſelben macht ihre eigentliche Vollkommenheit aus. Ohne dieſe könnte die Welt bey den abgemeſſenſten Kräften noch ein Chaos ſeyn. Denn es iſt alles in der Welt unter einander wirklich verbunden; es berührt ſich alles, das eine iſt in dem andern gegründet, und verrücke ich das eine, ſo bekömmt das übrige alles eine ganz andre Lage. Ein ungefährer Zufall, der in dem vorhergehenden nirgend ſeinen Grund hätte, iſt der gröſte Widerſpruch in der Natur. Es hat alles ſeinen Grund und ſeine Folge; ſeinen Grund, der bis an die Schöpfung zurück geht, ſeine Folge, die bis an das Ende derſelben reicht; und es kann ſich ſo wenig aus der Natur etwas ganz verlieren, ſo wenig als aus Nichts darinn etwas entſtehen kann. Zugleich aber ſind ſo viele Grade der Vollkommenheit möglich, als die Verſchiedenheit der Verbindungen aller einzelnen Theile

möglich iſt; und diejenige Verbindung iſt nothwendig die vollkommenſte, wo die Vollkommenheit der einzelnen Theile, die das Ganze ausmachen, ſo weit dieſe größre Vollkommenheit es leidet, zugleich die gröſte iſt. Wie viele Unvollkommenheiten würde hier eine Vorſehung zulaſſen müſſen, welche die Welt nur nach den Claſſen der Geſchöpfe kennen, und nur dieſe unter einander zu verbinden ſich begnügen wollte. Denn erſtlich, was heißt eine Vorſehung nach Claſſen? Ein unendlicher Geiſt ſieht nichts Claſſenweiſe. Claſſen ſind nur Behelfe für uns. Denn, weil unſer Verſtand zu eingeſchränkt iſt, als daß wir uns viele einzelne Dinge zugleich mit Deutlichkeit gegenwärtig machen könnten, ſo ſammlen wir uns gewiſſe äuſſerliche Merkmale, die ſie mit einander gemein haben, um ſie ſo viel leichter faſſen und von andern unterſcheiden zu können. Dieß nennen wir Claſſen. Wären unſere Fähigkeiten noch geringer, ſo würden wir uns noch gröſſere Claſſen denken müſſen. Der Blinde muß ſich wirklich ſchon größre machen, und die Schnecke würde, wenn ſie denken könnte, die ganze Natur in Eine bringen. Meine Familie denke ich mir noch unter keiner Claſſe, ſie ſind mir alle zugleich noch einzeln gegenwärtig; aber je mehr die Anzahl meine Fähigkeit überſteigt, je mehr muß ich mich mit einer allgemeinern, aber auch immer dunklern Vorſtellung behelfen. Wenn ich meine Mitbürger nenne, ſo denke ich ſchon nichts mehr, als eine Anzahl Menſchen, die mit mir in Einem Staate leben, bey einer Anzahl Staaten, die in einer gemeinſchaftlichen Verbindung

ſtehen, denke ich das römiſche Reich; alle Reiche dieſer Erde zuſammen nenne ich die Welt; hier habe ich aber faſt nichts mehr als die Charte vom Globus vor Augen; endlich wird meine Fähigkeit ſo dürftig, daß ich mir, wie ein Kind, eine Menge ganzer Weltſyſteme unter dem Bilde eines Scorpions oder eines Bären denke. Soll ich den unendlichen Schöpfer der Welt auch ſo philoſophiſch denken laſſen? Dieſem unendlichen Geiſte iſt nothwendig ein jedes einzelnes Geſchöpf nach allen Umſtänden gegenwärtig, die es zu dieſem beſondern Geſchöpfe, und eben dadurch zugleich in einem beſondern Gliede in der allgemeinen Verbindung der Dinge machen. Ihr Einfluß in dieſe Verbindung hat mit der äuſſerlichen Aehnlichkeit, wornach ſie in dem Regiſter oder Cabinett des Naturkündigers ſtehen, nichts gemein. In der Natur hat ein jedes einzeln ſeine beſondere Lage, ſeine beſondre Wirkſamkeit, und dieſe macht es in der Verbindung der Welt eben ſo verſchieden, als wenn es von der entfernteſten Gattung wäre. In dieſem Verhältniſe iſt ſich nichts vollkommen ähnlich; es wirkt alles einzeln, nichts claſſenweiſe, ein jedes hat ſo wohl in die Folge, als in das Zugleichſeyn der Dinge, ſeinen beſondern Einfluß; es wirkt alles in und durch einander. In der Maſchine ſetzt die geringſte Bewegung die beſondere Verbindung aller einzelnen Theile voraus. So auch hier; hier iſt ein jedes Sandkorn ein beſonderes Rad; die Lage des Gröſſern bezieht ſich auf die Lage des Kleinern; das moraliſche iſt mit dem phyſiſchen verbunden; das phyſiſche veranlaſſet die beſondre Lage

des moraliſchen. Ohne die Gans im Capitolio wäre vielleicht kein Cäſar und kein Rom; die Bewegung des Meeres, die an der nordiſchen Küſte einen Kieſel losſpület, iſt die Wirkung eines Sturms, der in dem entferntern Weltmeere eine Flotte zertrümmert; der Kieſel kömmt in die Hand eines Kindes, von da in die Hand des Naturkündigers, und giebt zu den wichtigſten Entdeckungen Anlaß. Wie nahe ſteht der Apfel, der in Newtons Gegenwart vom Baume fiel. mit der richtigen Erkenntniß des ganzen Weltſyſtems in Verbindung! Wir ſind zu eingeſchränkt, als daß wir dieſe Verbindung bis in ihre kleinſten Theile überall verfolgen könnten. Aber der Schöpfer der Welt ſieht ſie, er muß ſie ſehen, er mußte ſie bey der erſten Anlage der Welt in der vollkommenſten Deutlichkeit ganz überſehen, oder dieſer unendliche Geiſt ſahe nichts; in Claſſen nnd Geſchlechtern konnte er nichts ſehen. Aber ſo ſpotte ich ſeiner, wenn ich ihn noch den Schöpfer nenne; ſo ſind Schöpfung und Vorſehung leere Worte; ſo iſt die ganze Ordnung der Natur, die herrliche Ordnung, worinn alle anſcheinende Unordnungen und Diſſonanzen ſich aufs harmoniſchſte entwickeln, ein blinder Zufall, ein Concert, nach den allgemeinen Geſetzen der Tonkunſt gemacht, ohne auf die einzelnen Noten zu achten.

Eine unendliche Weisheit und Güte macht nothwendig ihr Werk, die Welt, in allen ihren Theilen ſo vollkommen, als die größre Vollkommenheit des Ganzen es leidet. Auch in dieſer Abſicht macht das menſch-

menſchliche Geſchlecht den wichtigſten Theil der Natur aus. In der organiſchen Natur, für ſich betrachtet, bleiben ſich die Geſchlechter der Geſchöpfe und ihre einzelnen Theile immer gleich; aber die moraliſche kann durch den verſchiednen Zuſtand der einzelnen Theile unendlich vollkommener oder unvollkommener werden. Denn in der organiſchen geht alles nach gewiſſen ſich immer ähnlichen Geſetzen oder Trieben, hier aber alles nach beſondern willkührlichen Abſichten und Bewegungsgründen. In der organiſchen iſt daher auch ein jedes einzelnes Geſchöpf ſo vollkommen, als es ſeiner Natur nach ſeyn kann, es erhält ſeine ganze Vollkommenheit mit ſeiner Exiſtenz; aber hier kann die Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eines jeden einzelnen Menſchen nach ſeinem verſchiednen Verhältniſſe unendlich gröſſer und geringer werden. Allgemeine Geſetze, wodurch die beſte Vollkommenheit des Ganzen beſtimmt würde, laſſen ſich hier gar nicht denken. Will ich alſo hier keine beſondere Vorſehung annehmen, die ſich über alle einzelne Individua erſtreckt, ſo bleibt nichts übrig, als daß dem Schöpfer die Vollkommenheit und Unvollkommenheit dieſes Theils ſeiner Schöpfung völlig gleichgültig geweſen; daß er die Menſchen allein ſeiner Vorſehung nicht gewürdigt, und ihre Glückſeligkeit dem Zufalle überlaſſen habe. Ein ſchrecklicher Gedanke! Ein Weſen von unendlicher Allmacht, Weisheit und Güte ſoll Geſchöpfe mit Vernunft und Empfindung erſchaffen, und ihrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit mit einer unempfindlichen Gleichgültigkeit zuſehen; es ſoll den edelſten Theil ſeiner

ner Schöpfung, der durch die Vorzüge ſeiner Natur der gröſten Vollkommenheit fähig, aber auch der gröſten Unvollkommenheit ausgeſetzt iſt, ohne es ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen, dem ungefähren Zufall überlaſſen! Dieß muß ich wenigſtens annehmen, daß das menſchliche Geſchlecht, ſo wohl im Ganzen als in ſeinen Theilen, einen höhern Grad ſicherer Vollkommenheit haben würde, wenn Gott mit einer beſondern Vorſehung über das Daſeyn, das Verhalten und die Verbindung aller einzelnen Menſchen waltete. Ich muß auch dieß annehmen, daß Gott es habe thun können. Der Gedanke, daß es Gott aus Liebe zur Ruhe, aus Furcht der Mühe nicht gethan habe, iſt ſo niedrig, daß er ſich auch keinen Augenblick bey dem Gedanken von Gott erhalten kann. Auch können ſeine Gröſſe und Seligkeit ihn niemals hindern, ſeinen Vollkommenheiten gemäß zu handeln. Wie ſoll ich mir denn den Schöpfer der Welt, der die todte Natur in allen ihren Theilen zum Spiegel ſeiner unendlichen Herrlichkeit gemacht, den weiſeſten und gütigſten Vater der Natur, der für die Vollkommenheit des geringſten Inſects mit ſo unendlicher Weisheit geſorget hat, ſo nachläßig, ſo hypochondriſch-neidiſch, ſo tyranniſch-ſtolz gedenken, daß er die Menſchen allein, um derenwillen die ganze übrige Natur ſo vollkommen iſt, die er allein mit der Fähigkeit erſchaffen hat, daß ſie ihre Vollkommenheit empfinden können; die er allein mit der Fähigkeit erſchaffen, daß ſie aus ihrer Vollkommenheit auf die Weisheit und Güte eines Schöpfers ſchlieſſen können; die dieſe unendliche Weisheit

und Güte in einem jeden Inſecte auch täglich vor Augen haben; daß er dieſe allein, ſo weit ihre Natur ſie erfodert, ſeiner gnädigen Fürſorge nicht gewürdigt habe. Aus träger Fühlloſigkeit, aus Neid, aus Stolz, aus Eigenſinn ſoll der Schöpfer der Welt die Vollkommenheit ſeiner eigenen Geſchöpfe, ſeiner edelſten Geſchöpfe nicht wollen! — Ehe will ich mir die Gewalt anthun, und alle Beweiſe von ſeinem Daſeyn zu läugnen ſuchen; ich läſterte ihn wenigſtens nicht.

Es iſt wahr, das Geſchlecht bleibt. Aber dieß mag für Inſecten genug ſeyn; für Geſchöpfe, die mit Vernunſt und Empfindung erſchaffen wurden, ſind Erhaltungs- und Verdauungsglieder nicht genug. Menſchen, wie demüthigend für euch! Dem Gott, der den Blumen ihre Staubfäden zugezählet, und für das geringſte Inſect mit ſo vieler Liebe ſorgt, daß es ſo vollkommen iſt, als es nach ſeiner Fähigkeit werden kann; dieſem euren Schöpfer ſoll es genug ſeyn, daß ihr wie ein Geſchlecht von Maden fortdauret! Ich weiß, wie klein ich bin, wenn ich mich einzeln anſehe: Aber wenn ich mich als ein Geſchöpf des weiſeſten und beſten Weſens, wenn ich mich als ein vernünftiges und von ihm ſelbſt mit den feinſten Empfindungen begabtes Geſchöpf anſehe, wenn ich mich als ein Glied in der allgemeinen Verbindung der Dinge anſehe; ſo höre ich auf mir klein zu ſeyn, ſo bin ich mir wichtig, ſo iſt jeder Punkt meiner Exiſtenz, ſo ſind alle meine Handlungen, alle Veränderungen meines Lebens wichtig, dem Schöpfer ſelbſt wichtig; ſie müſſen alle von ihm

geſehn,

geſehn, von ihm genehmigt, von ihm gewählt, bey der Grundlage der Welt von ihm gewählt, in ein Buch geſchrieben ſeyn, und ſie können unmöglich anders zu ſtehen kommen, als wie er ſie lieſet.

Die Kette bleibt freylich was ſie iſt, das einzelne Glied mag dieſen oder einen andern Platz darinn haben; aber dieß iſt nur von einer Kette wahr. Hier aber iſt keine einfache Kette todter Glieder, hier iſt Verbindung; Verbindung von lauter wirkſamen Kräften, die zugleich in unendliche Glieder faſſen. Eine jede einzelne Handlung von mir ſetzet tauſend andre in Bewegung; ich verliere ſie vielleicht in der nächſten Verbindung ſchon aus dem Geſichte, aber ihr Einfluß kann nicht vernichtet werden; der Verſtand des ewigen Regenten der Welt überſieht ſie bis in die Ewigkeit. Hier iſt Muth, Gnädigſter Herr, für den tugendhaften Mann, für den Gerechten, für den Wohlthätigen! Muth, um die Wahrheit und die Tugend zu ehren! — Muth, ſeine Begierden zu verläugnen, die Kronen der Könige zu verläugnen, die Welt zu verläugnen! — Auch Muth, in dem Geringſten getreu zu ſeyn, auch die kleinſte gute Handlung nicht gering zu ſchätzen! Unſre Augen ſehen zwar ihre nächſte Wirkung nur; auch dieſe iſt vielleicht ſo klein, daß ſie kaum zu bemerken iſt. Ein ernſthaftes Wort, zur Vertheidigung der Wahrheit und der Tugend geredt; — ein gutes beherztes Wort, zur Vertheidigung der Unſchuld geſprochen; — ein Trunk kaltes Waſſers, dem Elenden zur Erquickung gereicht; — eine geringe Hülfe,

dem Unterdrückten in ſeiner Noth gewähret; — ein verlaſſenes Kind, mit ein Paar Worten zum Guten ermuntert; — mit einer Kleinigkeit zur Geſchicklichkeit und Tugend angeführet; — Wir ſterben darüber; die That wird auch in keine Jahrbücher aufgezeichnet; ihre nächſten Folgen werden durch unzählige Verbindungen durchflochten; endlich kömmt ihre groſſe Wirkung; vielleicht Jahrhunderte nach uns, in einer ganz andern Gegend, wo kein menſchliches Auge auf ihren Grund zurück ſpüren kann; aber ſollte der allgegenwärtige Schöpfer der Welt ſie aus ſeinem Auge indeſſen auch verloren haben? Doch auch Schrecken und Verantwortung für den, der aus Eitelkeit, aus Eigenſinn und Stolz die geringſte Gelegenheit, Gutes zu thun, vernachläßigen kann! Schrecken und ewige Verantwortung für den, der aus Leichtſinn mit ſeinen Worten, mit ſeinem Exempel, die Wahrheit und Tugend in den Augen des Einfältigen und Unſchuldigen verdächtig machen; Schrecken des Todes und der Hölle für den, der eine Sünde gering ſchätzen, der ſie mit kaltem Blute begehen, der ſich ihrer rühmen, der die Laſter predigen, der den Menſchen die Bewegungsgründe zur Tugend rauben, ſie zu ihrer Verläugnung verführen kann! Es wäre ihm beſſer, wenn er nie gebohren wäre. Er ſtirbt; aber ſeine Sünde nicht; ihre Folgen bleiben, ihr Gift verbreitet ſich durch unzählige Glieder, und iſt vielleicht noch tödtlicher am Ende der Welt. Sollte Gott indeſſen die erſte unglückliche Urſache aus ſeinen Augen verloren haben? Der Sünder iſt todt; aber ſollte ſein Tod ihn vor aller

Re-

Rechenſchaft gegen ſeinen Schöpfer ſchützen? Könnte ich in einer ſolchen Verbindung dem allwiſſenden, dem weiſeſten und heiligſten Weſen unbemerkt und gleichgültig ſeyn, ſo wäre gar kein Gott.

Und dieß ſind die Gründe, worauf der Chriſt ſein Vertrauen zu einer beſondern Vorſehung ſtützet. Es iſt die weſentliche Allwiſſenheit ſeines Gottes, es iſt deſſen nothwendige Weisheit und Güte, es iſt der Begriff einer vernünftigen Schöpfung, es iſt die wirkliche Ordnung und Vollkommenheit der ganzen Natur, was ihn darauf führet. Dieſe müßte er alle läugnen; er müßte die ganze moraliſche Natur des höchſten Weſens, er müßte deſſen Exiſtenz läugnen, wenn er einen Augenblick daran zweifeln könnte. Indeſſen denkt er, wenn er dieſe Vorſehung eine beſondre Vorſehung nennet, an keine Ausnahme von der einmal gewählten Ordnung der Welt, an keine Aufhebung ihrer weiſen Geſetze, an keine Wunder, an keine Veränderung in dem göttlichen Rathſchluſſe. Eine ſolche beſondere Vorſehung lieſſe ſich, ohne Gott zu erniedrigen, nicht denken; und von Ehrfurcht für deſſen unendliche Weisheit durchdrungen, beſtreitet der Weiſe eine ſolche Vorſehung mit Recht. Aber hierinn iſt der Chriſt völlig mit ihm eins. Denn wie ſollte der Chriſt von ſeinem Gott unanſtändiger und niedriger, als der Weiſe von dem höchſten Weſen, denken, da alle richtige Erkenntniß, die dieſer davon hat, nichts als zurückgeworfene Strahlen von jenes ſeinem Lichte ſind? Er weiß, daß ſeine Schickſale

ſale insgeſammt in dem allgemeinen Plan der Welt unveränderlich mit begriffen ſind: Aber da er die gewiſſe Ueberzeugung hat, daß ein unendlich weiſes und gütiges Weſen, wie der Schöpfer der Welt iſt, die Verbindung der Dinge zur beſten Vollkommenheit aller ſeiner Geſchöpfe, nach eines jeden beſondern Fähigkeit, eingerichtet; ſo hat er auch die freudige Zuverſicht, daß auch er, mit ſeinem ganzen Verhalten, in dem Verſtande ſeines Schöpfers ewig gegenwärtig geweſen, und, wie Gott in ſeinem ewigen Rathſchluſſe den Plan von dieſer Welt geordnet, daß er nach ſeiner ewigen Weisheit und Liebe auch diejenige Verbindung gewählet habe, die er für ihn und für das Ganze als die beſte erkannte. Er denkt alſo bey der beſondern Vorſehung die über ihn waltet, weiter nichts als dieß, daß ſein Gott ihn mit ſeiner Liebe kennt, daß derſelbe als ein heiliger und gerechter Gott alle ſeine Abſichten, ſeine Handlungen, ſeine Schwachheiten kennt, und daß alle ſeine Verbindungen, alle Veränderungen und Schickſale ſeines Lebens, von ſeiner ewigen Weisheit und Güte hiernach gewählet und geleitet, und, wenn auch nicht unmittelbar gewählet, dennoch aus den weiſeſten Abſichten von ihm zugelaſſen ſind. Und da dieſe unendliche Liebe für die beſte Vollkommenheit eines jeden geringen Geſchöpfes, nach dem Maaſſe ſeiner ihm dazu anerſchaffenen Fähigkeiten, geſorgt hat; ſo ſchließt er mit der freudigſten Gewißheit daraus, daß ſein Gott ihm die vorzüglichen Fähigkeiten, wodurch er ihn über alle übrige Geſchöpfe erhaben, auch nicht umſonſt, und noch weniger zu

ſeiner gröſſern Marter habe geben können, ſondern daß er ihm auch eine ſolche Vollkommenheit bereitet haben werde, die dem Maaſſe dieſer Fähigkeiten, und der Anwendung, die er davon macht, gemäß iſt; kurz, daß ſein Gott ihn kennt, daß er ihn nach ſeiner ewigen Weisheit und Liebe kennt. Dieß iſt die ſpecielle Vorſehung, die der Chriſt ſich denkt, die ſpecielleſte, die er zu ſeiner Ruhe ſich denken kann. Die Dunkelheit, die hiebey noch übrig bleiben könnte, liegt bloß in der Unvollkommenheit der menſchlichen Sprache, daß wir die gegenwärtige Erkenntniß Gottes, und das, was Gott von Ewigkeit ſahe und beſchloß, als verſchieden ausdrücken. In dem ewigen Verſtande Gottes iſt aber auch, nach dem Bekenntniß des Chriſten, keine ſucceſſive Erkenntniß, keine Ueberlegung, keine Aendrung von Entſchlieſſungen, ſondern alles ein unveränderlicher Blick, ein Rathſchluß. In dieſem göttlichen Blicke waren, nebſt allen möglichen Weſen, auch alle Menſchen mit allen ihren Handlungen und Gedanken, und mit deren bis in die Ewigkeit fortgehenden Veränderungen und Folgen, von Ewigkeit gegenwärtig. Hier berief er einen jeden, daß er ſeyn ſollte, beſtimmte den Punkt ſeines Daſeyns, bezeichnete den Punkt ſeines Standes, ordnete ſeine Verbindungen; hier ſahe er das Gute, ſahe das Böſe; wählte jenes, ließ dieſes aus höhern Abſichten zu, gab ihm die Wendung, ſetzte ihm die Grenzen, daß es nie überwiegend werden kann, ſondern zur beſten Vollkommenheit des Ganzen ſich allemal entwickeln muß. Hier berief er aus freyer Macht, doch nicht ohne unendliche Weisheit,

heit, dieſen zum Pfluge, den Held zum Schwerdte, den König zum Throne. Hier beſtimmte er das Schickſal der Thronen und der Hütten; hier bekamen der Ocean und der Eroberer ihre Grenzen; hier machte er die Anlage, woraus zur geſetzten Zeit, zum Seegen der Völker, die Antonine und Trajane kommen; hier ſahe er aber auch den Punkt, wo es nöthig war, einem in Ueppigkeit und Bosheit verſunkenen Volke einen Domitian, einen Scharfrichter in ſeinem Regenten zu geben. Hier ſahe und beſtimmte er die Perioden, wo Mäßigkeit und Gerechtigkeit die Nationen heben, Ueppigkeit und Laſter aber, zur Warnung für die Welt, ſie auch wieder zerſtören ſollten. Hier theilte er auch einem jeden einzelnen Menſchen ſein Maaß von Fähigkeit und Kräften aus, wies einem jeden ſeine Beſtimmung an, wog ihm mit unendlicher Weisheit und Güte ſein Maaß von Glück und Widerwärtigkeiten zu; ſah die Urſachen, warum er den Ungerechten Schätze auf Schätze häufen, und den Großmüthigen ſeine Wünſche, freygebig ſeyn zu können, nicht erfüllen, warum er hier das Verdienſt ohne unmittelbare Vergeltung, dort hergegen das Laſter zum Schein über die Tugend und Unſchuld triumphiren laſſen wollte; machte aber doch auch zugleich die merkwürdigen Anſtalten, daß die Menſchen an dem ſchrecklichen Falle des Gottloſen, wenn ſie ſein Glück am ſicherſten glaubten, und an dem rührenden Seegen des Gerechten, wenn ſie ſeine Redlichkeit für längſt vergeſſen hielten, allemal ein erweckendes Denkmal hätten, daß er dennoch der weiſe und gerechte Regent

der

der Welt bleibt, wenn er gleich aus höhern Abſichten gewiſſe anſcheinende Unordnungen zuläßt.

Daß Gott auf dieſe Art meine Schickſale von Ewigkeit gewählet, dadurch verliere ich in meiner Ruhe nichts. Wie könnte ich dadurch verlieren, daß Gott mich von Ewigkeit gekannt und geliebt hat? Dieß iſt wiederum nur eine Schwachheit meiner Vorſtellung, daß ich mir in dem gegenwärtigen Rathſchluſſe Gottes, für mich mehr Freyheit und Beruhigung, in dem ewigen hergegen mehr unbedungene Wahl, und für mich mehr Nothwendigkeit vorſtelle. Unſere menſchlichen Ausdrücke ſind nach dem Maaſſe unſrer Erkenntniß eingerichtet. In Unſrer Vorherſehung iſt allemal etwas ungewiſſes und dunkles, und wenn wir etwas voraus beſchlieſſen, ſo geſchieht es daher allemal mit einem gewiſſen unbeſtimmten und unbedungenen Willen, weil wir alle die zufälligen Veränderungen, die gegen die Zeit entſtehen könnten, nicht vermögend ſind vorherzuſehen. Aber in Gott iſt Sehen und Beſchlieſſen von Ewigkeit bis zu Ewigkeit Eins; Zukunft iſt nur für Menſchen. Ob Gott ſich alſo jetzt erſt entſchlöſſe mich zu bemerken, und meine Schickſale nach ſeiner Weisheit zu ordnen, oder ob er es nach dieſer ſeiner Vorherſehung von Ewigkeit gethan, dieß iſt zu meiner Beruhigung nothwendig einerley. Wie könnte aber Gott das, was er nach ſeiner Allwiſſenheit nothwendig vorherſehen mußte, nicht eher, als bis es geſchieht, ſehen wollen, oder wie konnte er von Ewigkeit etwas als das Beſte ſehen, und ſeinen

Rath-

Rathſchluß bis in die Zeit verſchieben? So hätte Gott bey der Schöpfung der Welt nichts gedacht, nichts geſehen, bey allen Kräften, die er ſchuf, nichts gedacht, und alle freye Weſen ohne Abſicht erſchaffen. Ich mag alſo dieſe Vorſehung, von welcher Seite ich will, anſehen, ſo iſt ſie allezeit die beruhigendſte, die ich mir gedenken kann. Gott ſahe mich, meine Handlungen, meine Abſichten, meine Geſinnungen, meine Schwachheiten von Ewigkeit; ſo ſieht er mich auch jetzt, der weiſeſte und gütigſte Gott; hiernach beſchloß er in dieſer Ewigkeit meine Schickſale, und nach dieſem Rathſchluß leitet er mich jetzt, dieſer weiſe und allmächtige Gott; hierinn ſind alle mögliche Beruhigungsgründe für mich enthalten. Mein Gewiſſen kann mich jetzt allein beunruhigen; bin ich hiergegen geſichert, ſo erwarte ich alle meine noch zukünftigen Schickſale getroſt, und wenn die Erde untergienge, ſo ſehe ich unter ihren Trümmern der Ewigkeit mit eben der beherzten Ruhe entgegen. Was ich hiebey annehme, daß Gott, bey dieſer Fürſorge für mich, auf das gröſte Beſte des Ganzen zugleich geſehen, auch dieß würde er als der Vater der ganzen Natur thun, wenn er mich jetzt erſt ſähe; nur würde bey einer ſolchen gelegentlichen Einrichtung das Beſte der Welt ſo wohl, als das meinige, allemal ſehr mangelhaft ſeyn. Oder wollte ich darüber eiferſüchtig ſeyn, daß Gott die beſte allgemeine Vollkommenheit meinem Eigenſinne nicht aufopfert?

All this dread Order break? for whom? for thee,
Vile Worm? O Madneſs! Pride! Impiety!

Ich

Ich kann nie glücklicher werden, als wenn ich ſo glücklich bin, wie es dieſe Ordnung des Ganzen leidet; ſo bin ich ſo glücklich, als die höchſte Weisheit und Güte mich machen kann. Wie heilig wird mir aus dieſem Geſichtspunkte der Lauf der Welt, wie wichtig ihre kleinſte Veränderung! Die höchſte Weisheit hat alles nach der beſten Vollkommenheit des Ganzen abgemeſſen. — Nun iſt mir ſelbſt die dürftige Geſchichte meines eigenen Lebens wichtig; der Punkt, wo ich ſtehe, wichtig; die geringſte Begebenheit, die mich betreffen kann, wichtig; es iſt alles mit der beſten Vollkommenheit des Ganzen verbunden, von der höchſten Weisheit damit verbunden. Nun iſt es buchſtäblich wahr, es muß buchſtäblich wahr ſeyn, daß alle Haare auf mein Haupte gezählet ſind, und keines ohne ſein Wiſſen auf die Erde fallen kann. Denn Zufall iſt nicht möglich; für einen unendlichen Verſtand kann kein Zufall ſeyn, für die höchſte Weisheit darf kein Zufall ſeyn; der allergeringſte könnte den ganzen Plan derſelben umkehren.

Nothwendigkeit iſt in dieſer Vorſehung auch nicht. Veranlaſſungen ſind da; Gewißheit auch; aber keine ſolche Nothwendigkeit, die mich mit ſich fortriſſe. Sie würde es ſeyn, wenn Gott eine Einrichtung der Welt voraus gemacht, ohne auf mein freyes Verhalten dabey zu ſehen, und mich nachher in dieſelbe nur mit eingeflochten hätte; oder wenn Gott einen abſoluten Rathſchluß über mich hätte faſſen können, ohne daß mein Verhalten in ſeinem Verſtande bey dieſem Rathſchluſ-

ſe zugleich gegenwärtig geweſen wäre. Aber dieſe Verbindung hat nicht mehr Nothwendigkeit für mich, als wenn Gott jetzt erſt mein Verhalten ſähe, und ihr anjetzt erſt die Verbindung gäbe, die er nach ſeiner Weisheit und Gerechtigkeit für die beſte hält; denn ſie bleibt meinem freyen Verhalten immer gemäß. Meine Pflicht zur Arbeit, meine Pflicht, meiner beſten Vernunft zu folgen, meine Verantwortung, hören dabey ſo wenig auf, als ſein Gnadenbeyſtand dabey überflüſſig oder unmöglich wird. Auch iſt mein Gebeth deswegen nicht umſonſt. Es behält in ſeinem göttlichen Rathſchluſſe denſelben Einfluß, den es haben würde, wenn es möglich wäre, daß Gott es dieſen Augenblick zuerſt bemerkte, oder umgekehrt, es hat denſelben Einfluß, den es gehabt haben würde, wenn ich wirklich in dem Punkte der Ewigkeit ſchon exiſtiret hätte, wo ich ſeinem unendlichen Verſtande mit meinem ganzen Verhalten gegenwärtig war. Ich bete demnach mit aller Freudigkeit und Zuverſicht. Nicht, um Gott zur Aufmerkſamkeit auf mein Daſeyn erſt zu erwecken; Seine Augen ſahen mich, da ich noch unbereitet war. Nicht, um ihn von meinen Bedürfniſſen erſt zu unterrichten, und ihm die Anweiſung zu geben, wie er mir am beſten helfen könne; er weiß alles, was ich bedarf, unendlich beſſer als ich. Auch nicht, um ihn erſt zur Liebe und zum Mitleiden zu bewegen; Seine Liebe war eher als mein Gebeth. Auch bete ich nicht, daß er Wunder thun, und den Lauf der Dinge, den er nach ſeiner Weisheit gewählt, deswegen aufheben ſoll, weil er meinen einſeitigen Ab-

ſichten

ſichten etwan entgegen iſt. Es kömmt eine Fluth, eine Feuersbrunſt, die meinen Aeckern, meinem Hauſe den Untergang drohet. Sie kömmt Ihm nicht von ungefähr; Er ſahe ſie in ihren erſten und entfernteſten Veranlaſſungen. Hätten die höhern Abſichten ſeiner Weisheit dieſe Zulaſſung nicht erfodert, was war ſeiner Allmacht leichter, als der Fluth und der Flamme einen andern Lauf zu geben, oder ſie gar zu verhindern? Aber er läßt ſie zu; hier hat ſeine Weisheit höhere Urſachen, und in dieſen höhern weiſen Urſachen bin ich gewiß allemal mit begriffen; und ſo finde ich in den traurigſten Fällen auch allemal Ruhe genug für mich, ſo bald meine Schwachheit aus ihrer erſten Verwirrung ſich nur erholen, und bis zu dieſen Gedanken ſich erheben kann. Indeſſen rufe ich ihn mit aller Zuverſicht an, und ich halte mein Gebet für nichts weniger als vergebens; es iſt auch nichts weniger als ein leeres Compliment. Denn was kann ich natürlicher thun, da ich ſeinen göttlichen Rathſchluß nicht vorherſehe, als daß ich zu ſeiner ewigen Weisheit und Güte in allem meinen Anliegen zuförderſt meine Zuflucht nehme? Seine Vorherſehung hebt dabey mein Verhältniß gegen ihn nicht auf. Es bleibt alſo allemal meine natürlichſte Pflicht, da mein Leben und meine Schickſale von ſeiner freyen Güte abhangen, daß ich nach dieſem Verhältniſſe, worinn ich mit ihm als meinem weiſeſten und gütigſten Schöpfer ſtehe, auch in allen Umſtänden meines Lebens mich gemäß bezeige, und ihm als dem unumſchränkten Urheber alles Guten in Demuth huldige. Und da er nach ſeiner

Weisheit keinen blinden oder unbedungenen Rathſchluß über mich faſſen konnte, ſondern mein Verhalten ihm dabey allezeit gegenwärtig war, ſo iſt es auch unmöglich, daß ich mich ſeiner gnädigen Fügungen bey einem entgegengeſetzten Verhalten verſichern könnte, welches mich ſeiner Gnade unwürdig machte. Könnte alſo der unſinnige Gedanke mir hiebey einfallen, daß Gott als ein weiſer Gott, auch ohne mein Gebet, für mich und für die Welt das Beſte wählen müſſe, und daß ich ihm dieſe Pflicht daher ſicher entziehen könne, ſo müßte ich auch denken, daß er dieſen meinen unſinnigen Trotz nicht vorhergeſehen, und daß er, als ein weiſer Gott, das Beſte der Welt und ſeiner moraliſchen Geſchöpfe, auch ohne Abſicht auf ihr Verhalten, habe wählen können. Wollte ich aber aus demüthigem Vertrauen zu ſeiner unendlichen Weisheit und Güte es nicht wagen, ihm meine kurzſichtigen Wünſche vorzutragen, ſondern ſeinem allezeit beſten Willen mich in ruhigem Vertrauen überlaſſen, ſo wäre dieſer Glaube das ihm angenehmſte Gebet. Aber wie könnte dieß Vertrauen in meiner Seele in dieſem Grade lebendig ſeyn, ohne daß meine Empfindungen wenigſtens in ſtummen Worten gegen ihn ausbrächen? Und ſo würden dieſe Ausbrüche wenigſtens allezeit das heiligſte und angenehmſte Geſchäfft meines Herzens bleiben; ſo würde es allezeit wenigſtens meine heiligſte und angenehmſte Pflicht bleiben, daß ich ihn als die ewige Quelle alles Guten in Demuth ehrte, daß ich ihn für alle Gnade, die von ihm unaufhörlich auf mich zufließt, dankbar preiſe, daß ich

alle meine vernünftigen Mitgeſchöpfe zu ſeiner gemeinſchaftlichen Verherrlichung mit meinem Exempel aufriefe; und die beſtändige Erneuerung dieſer Empfindungen von ſeiner ewigen Allmacht, Weisheit und Liebe würde zugleich meiner ganzen Religion das Leben geben, und das feſteſte Band bleiben, mich in allen meinen Verhältniſſen gegen ſeine Gottheit zu erhalten.

Der Einwurf, daß mein Gebet nicht allezeit erhöret wird, ſondern der Lauf der Dinge dennoch unveränderlich bleibt, wie er iſt, kann dieſe Freudigkeit des Vertrauens, womit ich bete, jetzt am allerwenigſten ſtören. Dieß iſt nur der erſte Ausbruch meiner ſinnlichen Schwachheit, wenn ich um die Erfüllung meiner Wünſche bitte; mein letzter und wahrer Gedanke bleibt allezeit, daß ſein heiliger und beſter Wille geſchehen möge. Denn wenn ich einen Lauf der Dinge nenne, ſo denke ich dabey nichts anders, als die Fügungen dieſes weiſeſten und beſten Willens. Wunder erwarte ich alſo nicht; und geſetzt, daß ſeine ganze Allmacht auf mein Gebet jederzeit bereit ſtünde, würde ich dann durch alle Wunder glücklicher werden können, als er es von Ewigkeit nach ſeiner unendlichen Weisheit und Güte über mich verſehen hat? In ſo fern ich alſo dieſe Ordnung durch mein Gebet nicht jedesmal nach meinen einſeitigen und eigenſinnigen Wünſchen ändern kann, gewinne ich, ich geſtehe es, durch meinen Glauben an dieſe Vorſehung nichts. Aber dieß gewinne ich, da Gott dieſe meine

Ergebung in ſeinen heiligen Willen ſieht, daß ich mich eben deswegen bey ſeiner Fürſorge für das Beſte des Ganzen, allezeit als ein beſonders Object ſeiner Allwiſſenheit und Liebe mit Beruhigung anſehen kann. Mehr erwarte ich davon nicht; und die ganze Geſchichte meines Lebens iſt nichts als ein Tagebuch dieſer Vorſehung. Nimmermehr hätten bey einem blinden Zufall alle meine eitlen Wünſche ſo glücklich unerfüllet bleiben, und mir ſo wohlthätig vergütet werden können, wenn nicht eine höhere Weisheit über mich waltete, die mir nichts als eine Wohlthat geben kann, was meine Schwachheit nicht ertragen, oder was einer höhern Wohlfahrt hinderlich ſeyn könnte. Nimmermehr hätten alle meine Schwachheiten, meine Fehler, woran ich mit Zittern zurück denke, eine ſo glückliche Wendung für mich nehmen können, wenn ſie nicht von einer erbarmenden ewigen Liebe wären geleitet worden. Geſetzt aber, ich fände auch in meinem ganzen Leben keine Spur davon, ſo blieben doch noch tauſend Gründe für meinen Glauben übrig, ehe ich mich überreden könnte, daß Gott mich nicht kennen ſollte, daß er mich nicht ſollte bemerken wollen. Wie? mein Schöpfer, der mir das Vermögen ihn zu kennen gab, der mich ſo gebildet, daß ich ihn als das allwiſſende, als das weiſeſte und gütigſte Weſen kennen und verehren muß, der ſollte, wenn ich ihn ehre, und ihm dieſe Verehrung durch Vertrauen und Gehorſam zu beweiſen ſuche, auf mich und auf den Gottesläſtrer mit einerley Gleichgültigkeit herabſehen? der ſollte mich nicht würdigen, meiner achten zu wollen, und mein redli-

ches

ches Beſtreben, mich ſeinen Vollkommenheiten gemäß zu verhalten, ſtolz verachten? Er gewinnet und verlieret in ſeiner ewigen Vollkommenheit dadurch nichts; dieß weiß ich: Aber ſo kann ich nur von einem Tyrannen denken; von dem allerhöchſten Weſen, dem Schöpfer der Welt, würde es Läſterung ſeyn.

Aber wenn Gott von Ewigkeit alle mögliche Veränderungen der zu erſchaffenden Weſen, und alles mögliche Verhalten der vernünftigen Geſchöpfe vorhergeſehen, und gleich bey der erſten Schöpfung die Kräfte aller Dinge dergeſtalt geordnet, daß die Veränderungen ſo wohl in der körperlichen als moraliſchen Welt, dieſer ſeiner Ordnung gemäß, unveränderlich fortgehen, wird dann der thätige Einfluß ſeiner Allmacht und Weisheit hiedurch von der Welt nicht ausgeſchloſſen, und ſeine gegenwärtige Regierung derſelben zu einem leeren Worte gemacht? Einige Weltweiſe, die dennoch eine beſondre Vorſehung mit aller Aufrichtigkeit bekennen, glauben ſie eben dadurch ſeiner Allmacht und Weisheit ſo viel anſtändiger zu erklären, wenn ſie annehmen, daß die Welt, ohne dieſen fernern Einfluß, bloß durch die innere Kraft fortdauret, die er bey ihrem Anfange durch ſein allmächtiges Wort den Geſchöpfen eingeprägt. Aber da Gott die erſte und höchſte Urſache iſt, wovon die Welt mit allen ihren Kräften und Geſetzen bey aller ihrer Fortdauer immerfort abhängig bleibt; könnte es dann auch eine Verkleinerung ſeiner Allmacht und Weisheit ſeyn,

wenn man annimmt, daß er durch ſeinen göttlichen, obwohl uns unerklärlichen Einfluß dieſe Kräfte in ihrer Wirkſamkeit beſtändig unterhält; oder kann die Vollkommenheit ſeiner Werke dadurch gemindert werden, wenn man die fortdaurende Wirkſamkeit ihres Mechanismus durch dieſen fortdaurenden Einfluß erkläret. Der Künſtler ſchafft und unterhält die Kräfte nicht, wodurch ſeine Maſchine in ihrer Wirkſamkeit fortgeht; die Kräfte ſind unabhängig von ihm da, und er thut weiter nichts, als daß er ſie zuſammenſetzt. Aber da die ganze Kette der Weſen unmittelbar von Gott abhängt, iſt es dann nicht allemal natürlicher anzunehmen, daß ſie auch immerfort von ihm gehalten werde, da wir zumal noch immer ſo viele Erſcheinungen in der Natur wahrnehmen, die ſich aus den bloſſen Geſetzen der Bewegung ſchwerlich erklären laſſen? Wie viel unerklärliches hat nicht allein noch die Fortpflanzung ſo wohl der lebendigen als der lebloſen Geſchöpfe! Der ſcharſſinnige Herr Bonnet glaubt zwar, die Einbildung bebe nur vor dem Entwickelungsſyſtem zurück, aber die Vernunft nehme es mit dreiſter Zuverſicht an. Allein ſollte es nicht auch für die Vernunft noch zu kühn ſeyn? Der Kern des erſten erſchaffenen Apfels, der ſchon ſo viele Millionenmal kleiner als der Baum war, und wovon der Kern des nächſten Baums, der ſich daraus entwickelte, ſchon ſo viele Billionenmal kleiner ſeyn mußte, ſoll die weſentlichen Theile der ganzen Reihe von Bäumen in ſich enthalten, die bis ans Ende der Welt davon abſtammen! — Unſre Sinne ſind freylich das Maaß der Materie und

ihrer Gröſſe nicht. Das, was uns unendlich klein iſt, iſt vielleicht andern Geſchöpfen eben das, was uns die ſichtbare Welt iſt, die uns umgiebt. Aber wie viel bleibt auch der Vernunft nach dieſem Syſteme bey dem neuen Wachsthume der zerſchnittenen Regenwürmer und Polypen unerklärliches übrig! Herr Bonnet glaubt, daß die Natur, durch die ſcharfſichtigen Beobachtungen des befruchteten Eyes von ſeinem berühmten Mitbürger, auf der That ſich habe überraſchen laſſen. Es iſt wahr, die Natur hat ſich vielleicht noch keinem menſchlichen Auge ſo weit zu entdecken gewürdigt, als dem forſchenden Blicke dieſes ihres vertrauten Freundes; aber ſollte ſie ſich nicht doch noch einige Geheimniſſe vorbehalten haben? Er ſieht die Theile des jungen Huhns einzeln nach und nach entſtehn, er ſieht, wie ſie ſich einander nähern, ſich verbinden, und endlich ein Ganzes machen. Aber iſt es hiebey ſchon auſſer allem Zweifel, daß alle Theile ſchon da, und die noch nicht zugleich bemerkten wegen ihrer Durchſichtigkeit nur noch unſichtbar waren? Der groſſe Mann beſchreibt nur, was er wahrgenommen, die Schlüſſe überläßt er dem Nachdenken ſeiner Leſer. Herr Wolff ſieht in der erſten Bildung eines Blattes nichts als einzelne Bläschen, die ſich verſchieben, trennen, vereinigen, wieder trennen laſſen, und er ſchreibt ihre endliche Verbindung einer weſentlichen Bewegungskraft zu. Aber wie iſt dieſe Kraft, die das eine Blatt dem andern immer ähnlich macht, wenn gar keine Anlage von Canälen und Faſern da iſt, von dem ſchöpferiſchen göttlichen Willen unter-

ſchieden? Aus welchen mechaniſchen Geſetzen allein läßt ſich ferner die ſich immer gleiche Proportion des männlichen und weiblichen Geſchlechts bey der Fortpflanzung der Menſchen erklären, die von ſo vielen willkürlichen Urſachen abhängt?

Gewiſſe Geſetze der Natur bleiben, bey dieſem thätigen Einfluſſe der göttlichen Allmacht, ſeiner Weisheit dennoch allemal gemäß. Wir dürfen ſie nur als keine Mittel anſehen, wodurch ſich Gott die Erhaltung der Welt erleichtern wolle. Sie ſind nur Mittel in unſern Augen, durch welche Er, zum Beweiſe ſeiner Weisheit und Allmacht, ſeine Abſichten thätig ausführet; Gott würde alle die Wirkungen ohne Mittelurſachen, wie bey der erſten Schöpfung, eben ſo leicht hervorbringen. Aber eine ſolche Welt, die durch beſtändige Wunder oder ſeinen unmittelbaren Willen immer fortdauerte, würde ſeine Allmacht nicht vergröſſern, und ſeine Weisheit ſeinen Geſchöpfen ewig unbekannt laſſen. Die Welt würde ein Traum ſeyn, worinn wir Gott ſelbſt nicht kennen, und worinn alle Vernunft und lebendige Kräfte umſonſt ſeyn würden. Hört aber ein Regent, der nach feſten Geſetzen durch ſeine Unterobrigkeiten regieret, deswegen ſelber auf zu regieren? Sein mächtiger Wille machte die Geſetze, und durch dieſen Willen haben ſie ihre fortdaurende Wirkſamkeit und Kraft. Dieſe groſſen Geſetze der Natur, wodurch Gott die Welt erhält und regieret, ſind alſo vermuthlich mehr, als das bloß unmittelbare Wollen, wodurch die Weſen ihre

ihre erſte Exiſtenz erhielten; aber ſollten ſie den göttlichen Einfluß deswegen ganz entbehren können, und Gott von der Natur ausgeſchloſſen ſeyn?

Die Freyheit der menſchlichen Handlungen bleibt hiebey auch, was ſie iſt. Gott ſahe oder ſieht (denn dieß iſt in Gott allemal Eins, und darf in unſern Vorſtellungen keinen Unterſchied machen) alle mögliche Handlungen, Veränderungen und Verbindungen vorher, und beſchließt diejenigen zur Wirklichkeit kommen zu laſſen, die den Abſichten ſeiner Weisheit gemäß ſind. Er erhält demnach die Urſachen in ihrer Wirkſamkeit, beſtimmt ihren Kräften das Maaß, und giebt ihnen die Richtung. Von dieſer Oberherrſchaft ſind auch die freyen Geſchöpfe nicht ausgeſchloſſen. Kein Geſchöpf darf ſich eine unumſchränkte Freyheit einfallen laſſen, ſo wenig in ſeinen Handlungen als in ſeinen Wirkungen. Und warum ſollte Gott nicht auch dieſe, wie die übrigen moraliſchen Kräfte, nach verſchiednen Graden austheilen können? Gott ſieht alle ihre Handlungen mit allen ihren möglichen Wirkungen und Folgen; er beſchließt aber ebenfalls nur diejenigen zur Wirkſamkeit kommen zu laſſen, die den groſſen Abſichten ſeiner Weisheit gemäß ſind. Ihre Freyheit wird dadurch nicht aufgehoben. Sie können Abſichten und Mittel wählen, aber er bleibt der Herr von beyden. Der Herr von den Mitteln, daß er ſie nur diejenigen erreichen läßt, oder ihnen das Maaß giebt, oder ſie in ſolche Verbindungen kommen läßt, worinn ſie keine andre wählen können, als die ſeiner Abſicht

ſicht gemäß ſind. Aber er bleibt auch Herr von ihren Abſichten. Er ſieht in ſeiner Allwiſſenheit einen Menſchen, der ſolche Abſichten hat, die ſeiner Weisheit nicht gemäß ſind; er läßt ihn nicht zur Exiſtenz kommen; Oder ſeine Exiſtenz gehört in den Plan der von ihm gewählten Welt; er kömmt dazu, aber der Herr des Lebens nimmt ihn wieder weg, ehe er ſeine Abſichten ausführen kann. Oder er benimmt ihm die Mittel, er läßt andre Urſachen entſtehn, die ſeine Abſichten zernichten, die denſelben eine andre Wendung geben, oder in ihm ſelbſt andre Entſchlieſſungen veranlaſſen. Der Menſch handelt indeſſen allemal nach ſeinen eigenen Entſchlieſſungen, nie unumſchränkt, aber allezeit frey, eben ſo frey, als wenn die Vorſehung ihn ganz allein hätte wirken laſſen. Und wo hätte ſich denn der Herr und Schöpfer der Welt des Rechts begeben, da er vernünftige Weſen ſchuf, die nach Vorſtellungen wirken ſollen, auch ſo oft als es ſeiner Weisheit und Liebe gefällt, durch ſeinen unmittelbaren Einfluß ſolche Vorſtellungen in ihnen zu erwecken, die ſeinen Abſichten und ihrer Natur gemäß ſind?

Fünfte Betrachtung.

Von dem Urſprunge des Böſen.

Aber was helfen die ſcheinbarſten Theorien, wenn ſie von der Erfahrung unmittelbar widerlegt werden? Wenn dieſe Vorſehung ſich noch wei-

ter

ker als über die allgemeinen Schöpfungsgeſetze erſtreckt, und zu den einzelnen Veränderungen in der Welt ſich auch herabläßt; wenn Gott auch alle einzelnen Handlungen ſeiner freyen Geſchöpfe bemerkt, und durch den Einfluß ſeines allmächtigen freyen Willens ſelber lenkt, woher kömmt das Böſe? Woher kommen die vielen Unordnungen, welche die Natur in allen ihren Theilen ſo verunſtalten? Woher die unumſchränkte Wuth ſo vieler ſchädlichen Leidenſchaften? Woher iſt das Laſter ſo glücklich; warum findet die Tugend ſo wenig Vergeltung? Kann das weiſeſte, das gütigſte Weſen, deſſen ewige Liebe zur Vollkommenheit in den allgemeinen Geſetzen der Natur ſo herrlich iſt, dieſe herrlichen Geſetze ſeiner Weisheit durch die einzelnen Unordnungen wieder zernichten? Kann der Schöpfer der Welt ſein eigenes Werk zerſtören?

Dieſer Einwurf verdienet nach unſere ganze Aufmerkſamkeit. Denn die Menge der Syſteme, welche die Vernunft ſich von jeher hierüber gemacht hat, iſt allein Beweis genug, wie wichtig ihr allemal dieſe Zweifel, und wie ſchwer ihr deren Auflöſung geweſen.

Die alten Weltweiſen, die den Schöpfer der Welt noch nicht in dem glücklichen Lichte kannten, worinn wir ihn ſehen, nahmen gröſtentheils, bald ein blindes Schickſal bald die Materie an, woraus ſie ſich die Schwierigkeiten zu erklären ſuchten; aber ein jedes Syſtem, welches ſie ſich wählten, war ein Labyrinth, worinn ſich ihre Vernunft verlor, ſo bald ſie ſich nur einige

einige Schritte hinein wagte. Die philoſophiſche Geſchichte, die faſt nichts als die Geſchichte der Vernunft iſt, hat indeſſen die Vernunft noch wenig behutſamer gemacht. Sie iſt noch immer zuverſichtlich genug, ſich neue Syſteme von der Welt zu erdenken, ehe ſie ſich die Zeit genommen, ſie recht kennen zu lernen, und ſie will ſich noch immer lieber ſtolz für ſich ſelbſt verirren, als ſich leiten laſſen.

Das allerausſchweifendſte Syſtem, und das dennoch faſt der ganze Orient angenommen hatte, war das von zwey unabhängigen Weſen, einem Guten und einem Böſen. Bayle hatte indeſſen zu ſeiner Scharfſinnigkeit das Vertrauen, daß er es wenigſtens gegen die Vernunft unüberwindlich machen könnte; und er hatte auch wirklich die Ehre, daß er die Vernunft damit auf eine Zeitlang in Unruhe ſetzte, bis die Ehre Deutſchlandes, der groſſe Leibnitz, durch ſeine ſinnreiche und tiefſinnige Theodicee ihr die Ruhe wieder gab. Die Vernunft beſann ſich in ihrer erſten Verwirrung nur nicht, daß ſie allemal ſo, wie Leibnitz, gedacht hätte. Der Name der beſten Welt war ihr neu; aber ſonſt hatte ſie ſich, ſeit ihrer Erleuchtung, den Urſprung des Böſen allezeit ſchon ſo erkläret, daß die Zulaſſung deſſelben in überwiegenden beſſern Abſichten gegründet ſeyn müſſe. Leibnitz nennet es auch die Colliſion der Regeln der Vollkommenheit; dieſer Ausdruck iſt deutlicher, und kann nicht ſo leicht, wie jener, unrecht verſtanden werden.

Po-

Pope hat dieß Syſtem, in ſeinem Verſuche vom Menſchen, mit allen Schönheiten ſeines Witzes vorgetragen. Aber ſeine gar zu groſſe Neigung immer ſinnreich zu ſeyn, ſcheinet ihn zuweilen von der genauen philoſophiſchen Richtigkeit zu entfernen, und ihn zu nahe an die Grenzen des Bolingbrokiſchen Syſtems zu führen.

Haller hat, in ſeinem vortreflichen Lehrgedichte von dem Urſprunge des Uebels, in dem erhabenſten Fluge ſich nie von dieſer Richtigkeit entfernet.

Nach Schaftsburys und Bolingbrokes Syſtem, iſt alles, wie es geſchieht, das beſte. Ein bequemes Syſtem für alle Philoſophen und Staatsmänner, wie Bolingbroke.

Der Verfaſſer des Dictionaire philoſophique iſt hierinn mit ſeinem Freunde ſelbſt nicht zufrieden. Dieſem Philoſophen iſt nichts anſtößiger, als daß die Welt, bey ſo vielen, ſeiner Meynung nach, grauſamen und ungerechten Uebeln, die beſte ſeyn, und von einer beſondern Vorſehung regieret werden ſolle. Einer der wichtigſten Beweiſe iſt ihm in dem Artickel Amour, daß die Vergnügungen mit den neuern Laiſſen und Meſſalinen, ſeit der Entdeckung von Amerika, nicht mehr ſo ſicher ſind, als ſie mit denen von dem alten Griechenland und Rom geweſen; und vermuthlich ſind deßwegen, in dem nächſtfolgenden Artikel, die Alcibiaden in einem ſo ſanften Colorit gehalten,

um

um der Welt eine Schadloshaltung dagegen anzuweiſen. Beyde Artikel können indeß zur Probe des ganzen Buchs dienen, und zeigen, was die Wahrheit und Tugend von einer ſolchen Philoſophie zu erwarten haben.

Der Candide iſt ein Pasquill auf die Vorſehung.

Laſſen Sie uns die Welt ſelbſt, wie ſie iſt, ohne alles Vorurtheil anſehen, und verſuchen, ob es dann, wie der Epikurer des Herrn Hume meynet, eine ſo fruchtloſe Bemühung ſey, von dem Uebel, was in der Welt iſt, Rechenſchaft zu geben, und die Ehre der Vorſehung dabey zu rechtfertigen. Es werden uns immer Dunkelheiten übrig bleiben, die wir uns nicht völlig aufklären können. Denn wie wäre es möglich, da alles in der Natur nur ein Ganzes ausmacht, daß wir, ohne zugleich dieß Ganze vom Anfange bis zum Ende in ſeiner Verbindung zu überſehen, eine vollkommene Einſicht von der Einrichtung ihrer einzelnen Theile haben könnten? In dem möglichſt beſten Syſtem müſſen hier einer eingeſchränkten Einſicht nothwendig unauflösliche Schwierigkeiten übrig bleiben. Wir haben hier zween Sätze; der eine iſt unwiderſprechlich, der andere iſt ungewiß und dunkel. Es iſt unwiderſprechlich, daß der Schöpfer der Welt ein Weſen von unendlicher Weisheit und Güte iſt; dieß beſtätigt die allgemeine Anlage der ganzen Natur; aber es iſt ungewiß, ob das, was wir Unvollkommenheit nen-

nennen, auch ein wirkliches Uebel ſey. Wollen wir alſo jene unwiderſprechliche Wahrheit deswegen läugnen, weil wir von etlichen einzelnen Unvollkommenheiten die weiſen Abſichten noch nicht entdecket haben? Je weiter wir in der Entdeckung der Natur fortgehen, je mehr werden wir von der Weisheit und Wohlthätigkeit dieſer Abſichten in den bisher noch geglaubten Unvollkommenheiten überführet. Soll denn für unſere künftige Bemühungen nichts übrig bleiben? Wir müſſen bey unſerer Unterſuchung nur beſtändig dieſe beyden Warnungsſätze vor Augen behalten; daß einzeln etwas eine Unvollkommenheit ſeyn kann, das zur gröſten Vollkommenheit des Ganzen in ſeiner ausgebreiteten Folge unentbehrlich iſt; und daß zweytens unſere Unwiſſenheit und ein falſcher Geſichtspunkt, oder eine irrige Anwendung, uns etwas als eine groſſe Unordnung zeigen können, das in ſeiner wahren Verbindung wirklich die gröſte Vollkommenheit iſt.

Wie klein iſt aber der Punkt, den wir von dieſem unendlichen Reiche Gottes bewohnen; wie kurz und eingeſchränkt iſt unſere Ausſicht? Wollen wir aus dieſem einzigen Punkte dieß ganze unermeßliche Reich beurtheilen? Was iſt einem Kinde unordentlicher, als der Lauf des Himmels, deſſen Ordnung der Weiſe mit Entzücken bewundert? Setzen Sie noch hinzu, daß alle Geſchöpfe, wegen ihrer endlichen Natur, ihre gewiſſen Einſchränkungen und Unvollkommenheiten nothwendig haben müſſen.

Laſſen Sie uns jetzt zuförderſt die Welt oder vielmehr dieſe Erde, (denn dieß iſt der einzige Punkt, den wir noch einigermaſſen überſehen können) in ſo weit ihre Einrichtung das bloſſe Werk des Schöpfers iſt, betrachten. Hievon werden wir wenigſtens erſt noch bekennen müſſen, daß Gott alle ſeine Weisheit und Allmacht angewandt habe, um ſie zu einer Wohnung der Glückſeligkeit und Zufriedenheit zu machen. Ihre abgemeſſene Stellung gegen die Sonne, die weiſe Vermiſchung ihrer Erdlagen, die mit eben ſo vieler Weisheit ausgeſuchte Abwechſelung und Lage ihrer Berge und Thäler, ihr unerſchöpflicher Reichthum, die unendlich weiſe Verbindung aller ihrer Theile, die wohlthätige Abwechſelung der Jahrszeiten, die liebreiche Fürſorge für alle Jahrszeiten und Gegenden, die weiſe Vertheilung der Güter über den ganzen Erdboden: — Denken Sie ſich eine Schönheit, die keine Copie der Natur wäre; denken Sie ſich ein Vergnügen, das ſie Ihnen nicht darböte; Sie können ſie mit aller Ihrer Einbildung nicht übertreffen. Dieſer Reichthum, dieſe Schönheit iſt aber offenbar für die empfindenden Geſchöpfe nach dem Maaſſe ihrer Fähigkeiten, und daher beſonders für den Menſchen. Denn nehmen Sie die Harmonie aller dieſer Objecte mit unſern Sinnen; nehmen Sie die beſondern Arten der Sinne, wie ſie dazu ausgeſucht ſind, dieſen ganzen Reichthum zu erſchöpfen; nehmen Sie den abgemeſſenen Grad ihrer Schärfe, das Maaß ihrer Reizbarkeit, die Mäßigung dieſer Reizbarkeit nach den verſchiedenen Umſtänden unſers

Lebens,

Lebens, ihr wohlthätiges Wachsthum und ihre Abnahme nach den Jahren, den glücklichen Leichtſinn unſerer Kindheit, die eben ſo glückliche Abnahme dieſer Lebhaftigkeit mit dem Alter, die wohlthätige Einrichtung unſers Leibes, die alle Lebensgeſchäfte mit den angenehmſten Empfindungen belohnet, die weiſe Einrichtung unſerer Glieder, die alle dieſe Geſchäfte erleichtert, und womit wir den Reichthum der Natur alle Augenblicke nach unſern Abſichten umſchaffen, und ins unendliche vervielfältigen. Nehmen Sie die Einrichtung Ihrer moraliſchen Natur hinzu; die höhern Vergnügungen der vernünftigen Seele, welche die Erkenntniß der Wahrheit und die Uebung der Tugend Ihnen darbietet, und deren Reizungen mit dem Alter in dem Maaſſe ſo viel lebhafter werden, als die ſinnlichen Empfindungen abnehmen. Nehmen Sie die glückliche Fruchtbarkeit der Einbildung, den wohlthätigen Grundtrieb der Selbſtliebe, die wohlthätige Abänderung dieſes Triebes in ſo viele beſondere und die Empfindungen unſers Vergnügens vervielfältigende Leidenſchaften, den eben ſo glücklichen, und faſt eben ſo ſtarken Trieb zur Geſelligkeit, die zärtlichen Empfindungen der Freundſchaft, die noch ſanftern Freuden des Hausſtandes, das reizende Vergnügen ſich in allen Situationen des Lebens auf ſo mannigfaltige Art nützlich machen zu können; nehmen Sie noch hinzu, daß Sie Ihren herrlichen Schöpfer in allen dieſen Werken denken, daß Sie ihn darinn ſehen, empfinden und lieben können. So müſſen Sie bekennen, daß wir nach den Abſichten dieſes gütigen Schöpfers,

in dieſem erſten Auftritte unſerer Exiſtenz, ſchon ſehr glückliche Geſchöpfe haben ſeyn ſollen.

Dieſe Erde hat zwar auch ihre Unvollkommenheiten, aber dieſe ſind offenbar nach der weiſeſten Einrichtung da. Nichts iſt mit Abſicht böſe, vieles iſt ein noch ungekanntes Gut, vieles iſt nur durch den unrichtigen Gebrauch böſe. Der Aberglaube kocht aus der Cicuta für Sokrates den Tod, ein Menſchenfreund bereitet die heilſamſte Arzney daraus. Sollte das wenige Böſe nicht da ſeyn, ſo würden auch der Reichthum, die Schönheit und Fruchtbarkeit der Erde nicht ſeyn können. Die ſchädlichen Wirkungen ſind dabey aufs äuſſerſte gemäßigt, ſie werden aufs reichlichſte erſetzt, und die Natur bietet uns ſelbſt die Mittel an, ihren geringen Unbequemlichkeiten zu entgehen. Nehmen Sie die Berge von der Erde, ſo iſt ſie gleich nur halb ſo groß, und die ermüdendſte unfruchtbarſte Wüſte. Vergleichen Sie den Schaden der Stürme und Gewitter mit der Fruchtbarkeit und Geſundheit einer reinen Luft. Vielleicht ſind die ſo fürchterlichen Erſchütterungen des Erdbebens das heilſame Mittel, die Luft von Zeit zu Zeit mit einem neuen Vorrathe befruchtender Dünſte aus den innern Klüften der Erde zu bereichern, und die ganze Natur dadurch in ihrer Fruchtbarkeit zu erhalten. Wie gering iſt der ſo leicht verhütende Schade der Raubthiere, gegen die Schönheit, die Reinlichkeit und den Reichthum, den die Natur dadurch erhält! Nehmen Sie die Inſecten weg, ſo nehmen ſie

der Natur und ſich ſelbſt ihren ſchönſten Schmuck; ſo ſind ſo vielen tauſend Claſſen nützlicher und ſchöner Geſchöpfe ihre Nahrung, und den ſpätern Zeiten nach uns vielleicht noch ſo viele nützlichere Entdeckungen genommen. Es iſt offenbar alles nur in gewiſſen Verhältniſſen, nur in einzelnen Theilen, nur zufälligerweiſe böſe! im Ganzen und nach ſeiner Abſicht iſt es Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit.

Unſre Natur hat ebenfalls ihre Unvollkommenheiten. Unſer Leib iſt allerhand ſchmerzlichen Empfindungen, unſer Leben allerhand Gefahren unterworfen; unſre Natur iſt hülflos und arm, ein jeder Augenblick erfordert neue Bedürfniſſe; unſer Leben iſt eine aneinanderhängende Kette von Arbeit und Mühe; wir ſind mit lauter vergänglichen Dingen umgeben, unſre unſterblich geglaubten Werke ſterben oft eher, als wir; alle Güter, die zu unſrer Glückſeligkeit nöthig ſind, ſind mit ſparſamer Hand unter uns vertheilet; keiner hat alles, was er braucht, und nach aller Mühe ſind unſre Begierden nie geſättigt; kaum iſt der eine Wunſch erfüllet, ſo ſehnen wir uns ſchon nach einem andern Gute wieder. Aber wenn wir alle dieſe Unvollkommenheiten in ihrer rechten Verbindung und aus ihrem wahren Geſichtspunkt anſehen, ſo finden wir hierinn noch eben die weiſe und wohlthätige Hand, die die Mängel in der körperlichen Welt vertheilet hat; ſie ſind, wie jene, die Quellen der ganzen Vollkommenheit unſerer jetzigen Natur und mit eben der Weisheit gemäßiget.

Unſer Leib iſt den ſchmerzlichſten Empfindungen unterworfen. Es iſt wahr, dickere Nerven, und die Haut vom Rhinozeros hätten uns dagegen geſichert. Aber mit wie unendlich mehrern angenehmern Empfindungen wird dieſe zarte Empfindlichkeit uns wieder vergütet? Wie unendlich mannigfaltig ſind die Vergnügungen unſers Geſichts und aller übrigen Sinne, gegen die wenigen unangenehmen Empfindungen, die ſie uns verurſachen können; Wie leicht ſind ihre Reize mit Vergnügen geſättigt, wie ſehr die ſchmerzlichen Empfindungen bey aller dieſer Zärtlichkeit gemäßigt; wie ſehr iſt die Geſundheit unſers Lebens bey den kühnſten Bewegungen und gewaltſamſten Anſtrengungen geſichert; wie emſig iſt die Natur nicht, alles, was ſie in Unordnung bringen könnte, wieder wegzuſchaffen; wie heilend iſt der Schmerz nicht ſelbſt! Der Schmerz iſt zwar empfindlicher als die Freude; aber dieß mußte er zur Sicherheit unſerer Erhaltung ſeyn. Und wie bald iſt dagegen auch der gröſte Schmerz bey der geringſten Freude wieder vergeſſen; wie viel lebhafter iſt die Erinnerung des vergangenen Vergnügens; wie viel getreuer und freundſchaftlicher iſt hiebey das Gedächtniß, wie glücklich geſchäfftig die Einbildungskraft, die kleinſte Freude ſich zu vergröſſern, die längſt erloſchenen von neuem zu beleben, und ſelbſt die Unmöglichen ſich auf eine Zeitlang gegenwärtig zu machen! Wie viel lebhafter und anhaltender iſt die Hofnung, als die Furcht! Und was würde bey der Ausſicht in eine glückliche Ewigkeit ſanfter als ſelbſt der Tod ſeyn, wenn es bloß der Tod der Natur wäre, und

wir

wir ihn nicht durch unſere Verzärtelung und Unmäſſigkeit, mitten in der Lebhaftigkeit unſerer Empfindungen, herbey riefen, und ihn dadurch, und durch ein böſes Gewiſſen, uns ſo ſchrecklich machten?

Ferner, unſere Natur iſt arm; unſre Erhaltung koſtet uns täglich neue Arbeit und Mühe; bey allem Fleiſſe iſt ſich keiner zu ſeiner dürftigen Erhaltung ſelbſt hinreichend; alles ſtirbt wieder unter unſern Händen. Der gröſte Theil der Menſchen muß ſein Leben mit niedrigen ſinnlichen Beſchäfftigungen zubringen; unter Tauſenden iſt kaum einer, der die edlern Fähigkeiten des Geiſtes zu üben vermögend wäre; und die geheime Unerſättlichkeit unſerer Seele, die uns mit dem Gegenwärtigen nie zufrieden bleiben läßt, nimmt uns alle Glückſeligkeit wieder, die uns der Schöpfer in der Natur anzubieten ſcheint.

Auch dieß ſind, wir geſtehen es, Unvollkommenheiten, und wir können uns Welten denken, die dieſelben nicht haben; Geſchöpfe, die zur Erhaltung ihrer Exiſtenz, keine Mühe brauchen, unter welche die Mittel zu ihrer Glückſeligkeit gleicher ausgetheilet ſind, deren Geiſt ſich mit erhabenern Objecten beſchäfftigt, die ſich mit vollkommnern Gütern nähren. Aber warum iſt der Trabant des Jupiters, fragt Pope, nicht der Jupiter ſelbſt? Und was haben wir für ein Recht zu fordern, daß der dritte Planet von unſerer Sonnenwelt, die wir bewohnen, und die Millionen ihres gleichen hat, unter allen dieſen Welten die voll-

kommenſte ſey, und daß wir die Bewohner dieſer vollkommenſten Welt ſeyn? Dieß wäre eine Welt, worein wir uns gar nicht ſchickten: Denn wir und dieſe Erde ſind offenbar nach Einem Plane gemacht. Unter allen möglichen Welten mußte aber eine ſeyn, wie dieſe iſt, und dieſe mußte ſolche Einwohner haben, wie wir ſind. Iſt dieß Looß uns zu geringe, ſo hat ein jedes Geſchöpf das Recht, den Schöpfer vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern; die Pflanze, warum ſie keine Ceder iſt, das Roß, warum es nicht die Stärke des Elephanten hat, der Elephant, warum er nicht die volle Vernunft des Menſchen bekommen. Aber iſt der Schöpfer gegen das Roß und den Elephanten deßwegen ungerecht? Ein Geſchöpf iſt allezeit ſo vollkommen, als es ſeyn kann, es ſey in dieſer oder einer andern Sphäre; daß es höhere über ſich hat, dadurch wird es nicht unvollkommener. Der weiſe und beſte Rathſchluß Gottes hat uns vorerſt in die Sphäre dieſer Welt geſetzt; und in dieſer körperlichen Welt wollen wir Engel ſeyn? Und worinn ſoll dieſe unſere höhere Glückſeligkeit beſtehen? Daß wir unſer Leben in ſybaritiſchem Müſſigange oder mohriſcher Trägheit verſchlummern? — Wir ſinnliche irdiſche Geſchöpfe wollen keine Arbeit, eine verſchwenderiſchere Natur, beſtändigere Güter, erhabnere geiſtigere Beſchäfftigungen. Keine Arbeit! — Aber ſo hätten wir die Glieder, die Kräfte, ſo viele Fähigkeiten umſonſt; ſo hätten unſer Leib und unſre Seele ihre beſte Nahrung verloren; ſo hätten wir alle unſre angenehmſten Empfindungen, unſre Bequemlichkeiten, unſre wohlthä-

thätigen Erfindungen und Künſte nicht; ſo würde die Welt für uns nicht reicher als für die Thiere ſeyn, und wir ſelbſt würden Thiere an Dürftigkeit, Thiere an Geſchmack, Thiere an Empfindungen ſeyn. Die Arbeit hat zugleich ihre Mühe: Aber wie reichlich wird dieſe durch eine friſche Geſundheit, durch einen heitern Geiſt, durch einen gereizten Hunger und erquickenden Schlaf verſüßt; wie ſanft iſt nicht die Ermüdung ſelbſt, und wie belohnend das beruhigende Zeugniß, unſere Kräfte nützlich angewandt zu haben?

Wir wollen eine mildere Natur, die unſere iſt zu hülflos und zu arm; die Hülfloſigkeit, womit unſere Kinder gebohren werden, macht uns ſo viele Jahre Mühe, da hergegen die jungen Thiere in etlichen Monaten der Hülfe ihrer Alten entbehren können. Ja! wenn unſre Kinder auch zu nichts anderm beſtimmt wären, als Raben und Wölfe zu ſeyn, ſo wäre die Beſchwerde über dieß ungleiche Verhältniß gerecht. Aber da ſie dazu erſchaffen ſind, um durch Vernunſt und Tugend wohlthätige Glieder in der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, wo bliebe die hiezu nöthige Bildung ihrer Seele, wenn ſie uns auch, wie die jungen Thiere, in etlichen Monathen entlaufen könnten? und wo blieben die zärtlichen und angenehmen Verbindungen, die jetzt die erſte und ſanfteſte Glückſeligkeit unſers Lebens ausmachen?

Wir beſchweren uns, daß die Erhaltung unſerer Natur täglich ſo viele Mühe von uns fodert; daß

wir, um auf einige Stunden die nöthigen Kräfte wieder zu bekommen, den dritten Theil unſers Lebens, ohne unſere Exiſtenz zu empfinden, im Schlafe wieder verlieren müſſen. Aber was bringt uns dieſe Dürftigkeit nicht auch täglich für zwey ſichere Vergnügungen! Wie ſtumpf würden wir unter unſern Beſchäfftigungen werden, wenn eben dieſe für uns ſo wohl ausgeſuchten Bedürfniſſe, uns nicht von Zeit zu Zeit zu den angenehmen Zerſtreuungen, einer mit Hunger genoſſenen Mahlzeit abriefen; wie angenehm iſt uns ferner an jedem Morgen die erneuerte Empfindung unſerer Exiſtenz; wie glücklich unterbricht und verkürzet der Schlaf das Gefühl von unſerer Mühe, und was bringt jeder neue Tag dagegen unſerm Glücke für neue Reize!

Ferner, wir ſind zu unſerer Erhaltung nirgend allein hinreichend; die Mittel dazu ſind mit karger Hand unter alle vertheilet; das dürftigſte Leben erfodert zu ſeiner Erhaltung täglich tauſend Hände. Aber da die Vorſehung die Welt ſo weislich eingerichtet hat, daß dieſe tauſend Hände, ohne von uns gedungen zu ſeyn, in allen vier Theilen der Welt täglich für uns beſchäfftiget ſind, was beſchweren wir uns? Jetzt ſind alle Reichthümer der Natur von Grönland bis Peru unſer, und der Dürftigſte genießt ſie ſo reichlich als die Früchte ſeines eigenen Ackers. Können wir uns auch einen glücklichern Reichthum denken? Was ſoll ich mit der Stärke und Geſchwindigkeit des Pferdes, da Pferde genug für mich da ſind, wenn ich ihrer

nöthig

nöthig habe? Und wird mir die Geſchicklichkeit des Künſtlers nicht eben ſo nützlich, als wenn ich mir alles ſelbſt zubereiten müßte? Der Ackermann ſäet für den Weiſen, und dieſer rechnet ihm dagegen zu ſeiner Anweiſung den Lauf des Himmels aus. Condamine und Maupertuis gehen nach Peru und Lappland, um die Figur der Erde zu meſſen, und der Schiffer braucht ihre Berechnung ſo ſicher, als wenn er ſie ſelbſt gemeſſen hätte.

So findet jede Pflicht ihr eigen Maaß Verſtand;
Der eingetheilte Witz wird ganz zum Nutz verwandt.

Wollen wir alle gleiche Fähigkeiten des Geiſtes, gleich ſeine Empfindungen? Ein Fontenelle hinterm Pfluge; — was wäre unglücklicher? Durch die Vertheilung werden alle Kräfte der Natur unſer; wollen wir ſie alle in uns ſelbſt vereinigt, ſo ſind ſie uns alle unbrauchbar. Die Art und Gröſſe des Guts macht die wahre Glückſeligkeit nicht aus; der iſt der glücklichſte, der die wenigſten unangenehmen Empfindungen hat; hiedurch bleibt die weſentliche Glückſeligkeit ſich, bey allem Unterſchiede der Güter und Fähigkeiten, gleich. Hat der Einfältige, der Niedrige etliche Vorzüge weniger, wie glücklich iſt er dafür in ſeiner Ruhe! Hat der eine ſo viel feinere Empfindungen, ſo ſind des andern ſeine auch ſo viel ſicherer und wohlfeiler geſättigt; hat er nicht ſo viel Vermögen, ſo hat er auch ſo viele phantaſtiſche Bedürfniſſe nicht, wobey der Reiche immer arm bleibt; und die Em-

Empfindung einer dauerhaften Geſundheit, vergütet dem Ackermanne ſehr leicht die ungekannten Vergnügen des Weiſen, und die langweiligen Ueppigkeiten des verzärtelten Reichen. Wir müſſen einen jeden nur nach ſeinen und nicht nach unſern Empfindungen beurtheilen; und wenn wir uns einbilden, daß das Loos der Mühſeligkeit nur allein auf die Niedrigen falle, ſo iſt es ein ſicherer Beweis, daß wir die Groſſen nur nach ihrem äuſſerlichen Glanze kennen. Die groſſen Wohlthaten des Lebens, die reizenden Schönheiten der Natur, die angenehmen Empfindungen der Sinne, das Vergnügen der Freundſchaft, die zärtlichen Freuden der häuslichen Verbindungen, genießt der Niedrigſte mit dem Reichen und Groſſen in gleichem Maaſſe, und mit ſeinen unverdorbenen Sinnen und ſeiner geſunden Seele vielleicht noch voller, wie jener. Ein ruhiges Geſicht und die laute Freude ſind der Beweis, wer ſie am volleſten genieſſe.

Der Menſch fühlet ſich zwar nie ſo vollkommen, daß ihm nicht immer eine Gelegenheit zu neuen Wünſchen übrig ſeyn ſollte. Dieß iſt die Unvollkommenheit, die der Herr von Maupertuis als den Hauptbeweis des überwiegenden menſchlichen Elendes mit einer ſo melancholiſchen Beredſamkeit beſchrieb. Wir können die Unbeſtändigkeit der irdiſchen Güter damit verbinden. Unſer ganzes Leben, ſagt er, iſt nichts als Wunſch. Es iſt wahr, die Erfüllung unſerer Wünſche ſättiget unſere Seele nicht länger, als die Speiſe unſern Leib; aber ſind wir dadurch unglück-

lich,

lich, daß wir immer wieder hungrig werden? Der ſcharfſinnige Mann nannte denjenigen Zuſtand nur allein glücklich, den wir nicht zu verändern wünſchen, und hielt eine jede Situation unſers Lebens, worinn wir nicht ewig dauren möchten, für unglücklich; und daher ſahe er alle Triebe unſrer Seele, ihre Empfindungen zu verändern, als Beweiſe dieſes Elendes an. Aber er ſchloß offenbar zu viel daraus, und nahm ein geringeres Glück und ein wirkliches Unglück für gleichgültige Worte. Der Wunſch, meine Empfindungen zu verändern, beweiſet nur, daß ich noch einen höhern Grad von Glückſeligkeit für möglich halte. Ich will alſo nur neue lebhaftere Empfindungen haben; bin ich aber in meiner gegenwärtigen Situation deswegen unglücklich? Ein Vater ſiehet ſeines wohlgeſitteten Kindes künftigem Glücke mit Verlangen entgegen; ſollte dieſer Zuſtand deswegen unglücklich ſeyn, ſo iſt die angenehmſte Hofnung Marter, und wahre Glückſeligkeit ein Zuſtand, worinn alle Reizungen aufhören. Endliche Geſchöpfe müſſen nothwendig vollkommnere Glückſeligkeiten über ſich gedenken können, und wir können uns ſelbſt den Zuſtand der Seligen nicht vollkommner vorſtellen, als in einer beſtändigen Folge immer gewünſchter, neuer, und geſättigter Empfindungen. Geſetzt wir ſinnliche Menſchen, (denn dieſe unſre ſinnliche Natur müſſen wir immer vorausſetzen,) wir wären mit lauter unvergänglichen Dingen umgeben, ein erfüllter Wunſch wäre hinreichend, uns auf unſer ganzes Leben zu ſättigen; wie ermüdend würde eine ſolche Welt für uns ſeyn! Unſer Leben würde

ohne

ohne alle Triebe, wie ein Schlaf, hinflieſſen; die Reizbarkeit unſerer Empfindungen, die Fruchtbarkeit unſerer Einbildung, alle unſre Kräfte würden wir umſonſt haben; anſtatt eines reizenden Hungers würde uns ein ewiger Ekel quälen: Da hergegen dieſe für uns ſo gut ausgeſuchte Vergänglichkeit, den Scenen der Welt und unſers Lebens immer neue Reize giebt, uns in der angenehmen Erwartung neuer Vergnügen beſtändig erhält, und, indem unſre Wünſche ſelten aus ihrer Sphäre gehen, unter der Mühe dieſes Lebens die ſicherſte Quelle neuer Freuden für uns wird. Wir beklagen die Verwüſtung des alten Griechenlands und Roms: Aber eben dieſe Ruinen ſind es, die unſern Geiſt in beſtändiger Beſchäfftigung erhalten; ſie bilden wieder einen Caylus, einen Hagedorn, einen Winkelmann und Mengs; eine gröſſere Wohlthat für unſre Zeiten, als wenn wir alle Werke des Phidias und Lyſippus noch vor uns hätten. Durch die Ruinen von Aegypten wurde das alte Rom prächtiger, als Memphis je geweſen, und die Peterskirche iſt durch die Trümmer des alten Roms ein prächtiger Gebäude, als dieſes je gehabt hat. Und wer weiß, was die gegenwärtige Barbarey der Türken einer noch ſpätern Welt in den alten Ruinen von Theben ſelbſt noch für wichtige Entdeckungen aufbehalten muß? Denn nichts gehet ganz verloren. Die Zerſtörungen der Zeit ſind in unſern Werken, was der Tod in der Natur iſt; ſie löſet unſre Werke in ihre Urſtoffe nur auf, um unſerm Geiſte immer neue Beſchäfftigungen, und der Welt neue verſchönerte Geſtal-

ſtalten dadurch zu bereiten, und ſie vergräbt ſie unter dem Schutte, um ſie bis an die beſtimmte Zeit ihrer Auferſtehung darunter ſo viel ſichrer zu bewahren. Laſſen Sie uns die Vergänglichkeit der Dinge aus dieſem Geſichtspunkte anſehen, ſo iſt ſie, wie alle andere Unvollkommenheiten, eine der fruchtbarſten Wohlthaten unſers Lebens, und ein neuer Beweis, daß wir nicht von ungefähr die Einwohner dieſer Erde geworden ſind. Denn das verſchiedene Maaß der Vergänglichkeit aller dieſer Dinge ſteht mit unſern gegenwärtigen Bedürfniſſen, mit dem Maaſſe unſerer Kräfte, mit unſerer Dauer, mit der Reizbarkeit unſerer Sinne, mit unſern Leidenſchaften, und ſelbſt mit unſerer moraliſchen Vollkommenheit in einem ſo genauen Ebenmaaſſe, daß wir ſie, als von der Vorſehung mit unendlicher Weisheit und Liebe abgewogen, anſehen müſſen. Ein gröſſerer Grad würde unſre Triebe und Kräfte ermüden; bey einem geringern würden wir zu wenig Reizungen finden; in dieſem Grade allein iſt ſie für unſre leibliche und moraliſche Vollkommenheit das wohlthätigſte Mittel. Und aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir alle Unvollkommenheiten unſers jetzigen Lebens beurtheilen. Denn wenn wir unſere moraliſche Natur auch in ihrer möglichſten Vollkommenheit vorſtellen, ſo ſtehen unſre Begierden mit unſerer Vernunſt doch in einem ſo genauen Verhältniſſe, daß dieſe mit aller ihrer Wachſamkeit und Stärke nur eben hinreichend iſt, jenen das Gegengewicht zu halten. Was würde aber unſre Sittlichkeit ſeyn, wenn dieſe mit ſo vieler Weis-

heit

heit für uns abgewogene Vergänglichkeit und Unvollkommenheit der Dinge unſerer Vernunft nicht zu Hülfe käme, und die Heftigkeit unſerer Begierden bräche? Und da unſre ganze Natur behauptet, daß dieß irdiſche kurze Leben unmöglich unſere ganze Beſtimmung ſey, ſondern daß es nichts, als der erſte Anfang unſrer Exiſtenz, und die Vorbereitung zu einem vollkommneren Leben ſeyn könne: Wie unüberwindlich würden uns die Reizungen dieſer Erde, wie ſchwer, wie unmöglich würde es unſerm Geiſte werden, ſich zu jenem Leben zu erheben; wie unwichtig wie gehäßig würde uns der Gedanke davon ſeyn, wenn die wiederholten Empfindungen der Vergänglichkeit uns nicht endlich ermüdeten, und durch die erweckte Sehnſucht nach einem vollkommneren Leben unſre Seele zu dieſer ſeligen Faſſung bereiteten!

Je gröſſer aber dieſe Unordnung unſrer Sinnlichkeit werden kann, deſtomehr war es der Weisheit Gottes gemäß, daß er das Gewicht dieſer Unvollkommenheiten auch zu wirklichen Uebeln erhöhete, um uns dadurch zur aufmerkſamern Fürſorge für unſre Erhaltung, zur beſcheidenen Mäßigung in unſerm Glücke, zu einem emſigern Fleiſſe, und zur liebreichern Geſelligkeit neue Triebe zu geben, und dadurch zugleich in der menſchlichen Geſellſchaft ſo viel neue Quellen des Guten entſtehen zu laſſen. Ein Paradies gehöret nur für einen Stand der Unſchuld; wo dieſer aufhöret, da muß ſich auch die Mühe vermehren. Die Laſt des Schiffes muß der Stärke der Segel immer

gleich

gleich bleiben. Und ſehen Sie die weiſe Austheilung dieſer Uebel an, ſo haben Sie noch einen neuen Beweis, daß eine weiſe und gütige Fürſorge über unſern jedesmaligen Zuſtand hier in der Welt beſtändig waltet. Die äuſſerſten Uebel ſind auch hier, ſo wie die äuſſerſten Grade der Hitze und Kälte auf der Erde, mit der gröſſeſten Weisheit aufs äuſſerſte geſparet. Bey dem gröſten Haufen bleibt ein ungleich gröſſer Uebergewicht des Guten, und es iſt überall nur ſo viel Zuſatz vom Uebel, als die jedesmalige Beſchaffenheit des Ganzen, und die beſondern Schwachheiten eines jeden es erfordern. Die wenigen, die nach unſerm Urtheile ohne ihre Schuld das größre Loos des Uebels trifft, können wir einer ſo wohlthätigen Vorſehung ſicher überlaſſen. Nur dürfen wir unſerm Urtheile hierinn nicht zu viel trauen. Eben dieß groſſe Loos, welches wir für ein zu ſchweres unverdientes Schickſal der Vorſehung halten, iſt vielleicht noch nichts als die natürlichſte Folge unſerer eigenen Fehler. Und geſetzt, daß es ein unmittelbares Schickſal wäre, ſo erforderte vielleicht die Heftigkeit unſerer Leidenſchaften das ganze Gewicht deſſelben, und unſre Tugend, die uns jetzt ſo ſehr dadurch gedrückt ſcheint, würde vielleicht in die leichtſinnigſten oder ſchädlichſten Leidenſchaften ausdünſten, ſo bald dieſes Gewicht im geringſten erleichtert würde. Wir trauen unſerer Schwachheit zu viel zu, wenn wir uns, auch ohne Widerwärtigkeiten, eben die Mäßigung, die Vorſicht, die Beſcheidenheit und Sanftmuth zutrauen. Es iſt natürlich, daß die gegenwärtige Empfindung des Uebels

uns leicht zu groß iſt. Aber wie wenige Uebel ſind, wenn wir ſie überſtanden haben, die wir wünſchen würden, nicht gehabt zu haben, und woran wir nicht mit Dankbarkeit und Vergnügen zurück denken? da hergegen unſre glänzendſten Glückſeligkeiten, ſo bald ſie verſchwunden, auch zugleich allen ihren Reitz und ihren Werth für uns verloren haben. Eine vollkommene Glückſeligkeit giebt unſrer Sinnlichkeit, wie den gefüllten Blumen, zu viel Nahrung, als daß die Tugend dabey zu ihrer fruchtbaren Reife kommen könnte. Wo finden Sie die gröſte Klugheit, wo die gröſte Standhaftigkeit, wo finden Sie die edelſten Geſinnungen von Großmuth, wo das zärtlichſte Gefühl von Freundſchaft, Mitleiden und Menſchenliebe? Unter den verzärtelten ſelbſtiſchen Lieblingen des Glücks gewiß am wenigſten. Die wahre Gröſſe und Würde der Seele giebt das Kreuz.

Sollte es indeſſen die Weisheit Gottes auch erfordern, daß wir auf die kurze Zeit dieſes Lebens die Opfer der allgemeinen gröſſern Vollkommenheit werden müßten, ſo bleiben uns dennoch, in einem aufgeklärten Geiſte, in einem ruhigen Gewiſſen, in dem Vertrauen zu Gott, und in den Wahrheiten der Religion, noch ſo viele Quellen einer reinern Freude übrig, daß wir ſie gegen alle rauſchende Freude des ſinnlich glücklichen Lebens gewiß noch nicht vertauſchen würden. Paſcal hat ſich in ſeinem Leben wohl nie einen Augenblick gewünſcht, Chaulieu zu ſeyn.

Aber

Aber wenn denn auch die Unvollkommenheiten dieſes Lebens in allen andern Abſichten unſerer jetzigen Natur angemeſſen ſind, wie ſehr wird denn nicht wenigſtens unſer vernünftiger Geiſt in dem Fortgange zu ſeiner groſſen Beſtimmung dadurch aufgehalten? Wie traurig! wir werden alle mit den edelſten Fähigkeiten einer vernünftigen Seele gebohren, und unter Tauſenden iſt kaum Einer, den ſein günſtiges Schickſal zu der eigentlichen Beſtimmung ſeiner Natur kommen läßt, da der größte Hauſe indeſſen, über die niedrigen Beſchäfftigungen, welche die Dürftigkeit unſerer Natur erfordert, dieſe göttlichen Kräfte vernachläßigen muß. Zu was für einer Vollkommenheit würde dieſer Geiſt ſich erheben, wie ſchnell würde er von einer erhabenen Wahrheit zur andern fortgehen, und zu was für einem hohen Grade der Erleuchtung müßte das menſchliche Geſchlecht nicht ſchon gekommen ſeyn, wenn dieſe unaufhörlichen Bedürfniſſe und Unvollkommenheiten nicht alles unterbrächen, und unſerer Vernunft einen jeden Schritt ſo ſchwer machten! Was iſt demüthigender, als der Vernunft ihre eigene Geſchichte? Wie einzeln, wie abgebrochen ſind noch alle ihre Entdeckungen! Wie langſam gehet ihr Licht fort! Wie klein iſt der jedesmalige Horizont, den es beſcheint! Und ſo wie es fortrückt, fangen die Schatten hinter ihm wieder an. Der träge Aberglaube, und die wilde Barbarey ſind beſtändige Begleiter der Vernunft; jener hält ſie bey jedem Schritte auf, dieſe folgt ihr auf alle ihre Schritte mit ihren Verwüſtungen nach. Was hat ſie vom Ariſtote-

ſtoteles bis zum Galilei für Entdeckungen gemacht? Philolaus kennet den wahren Lauf der Erde, und die Wahrheit verlieret ſich wieder zweytauſend Jahre; Copernikus findet ſie wieder, und es gehen noch einige Jahrhunderte darüber hin, ehe ſie die Finſterniſſen der Zeit und des Aberglaubens überwinden kann. Wie traurig iſt hier der Widerſpruch unſrer eigentlichen Beſtimmung mit dem Zuſtande unſers gegenwärtigen Lebens! Ja! wenn wir ſo viel hieraus ſchlieſſen, daß wir in dieſem Leben unſre ganze Beſtimmung noch nicht erreichen, ſo iſt unſer Schluß ſehr gegründet: Aber wenn wir daraus ſchlieſſen, daß unſer gegenwärtiger Zuſtand von der Vorſehung deswegen verlaſſen ſey, ſo iſt unſer Schluß ſehr falſch;

The Bliſs of Man, (could Pride this Bleſſing find.)
Is not to act or think beyond Mankind.

Pope hat Recht. Wir bethören uns durch idealiſche Glückſeligkeiten, und indem wir uns aus Eitelkeit nach dieſen ſehnen, ſo genieſſen wir die nicht, die für uns bereitet ſind. Wir haben freylich das Recht, alle Vollkommenheiten zu erwarten, deren unſre vernünftige Natur uns nur fähig macht. Aber wollen wir denn in unſerm Raupenſtande auch ſchon die Flügel haben, und auf der erſten Stuffe unſrer Exiſtenz alle Vollkommenheiten unſrer Ewigkeit ſchon genieſſen? Wollen wir nie anfangen, nie wachſen? Müſſen wir n allen Verwandelungen unſerer Exiſtenz nur auf einerey Art glücklich ſeyn? Wenn wir in eine andre Sphäre kom-

kommen, wenn wir feinere Sinne haben werden, und dieſer irdiſche, träge Leib unſern Geiſt in ſeinem Schwunge nicht mehr aufhalten wird, ſo wird er auch mit ſchnellerm Fluge in ſeiner Beſtimmung fortgehen; aber offenbar iſt hier auf der Erde dieß unſer Zuſtand noch nicht. Sollte indeſſen dieſer Zuſtand deswegen zu niedrig für unſre Natur ſeyn? Wir haben wenigſtens dieß ſchon voraus, daß wir in der Reihe der Weſen auf einer anſehnlichen Mittelſtuffe ſtehen, wovon wir, bey aller unſerer Einſchränkung, ſchon einen ſehr groſſen Theil der Natur überſehen können; iſt dieß für eine Erniedrigung zu halten? Geſetzt unſre Natur wäre jetzt ſchon ſo mild, daß wir alle, ohne durch die Bedürfniſſe unſers Lebens aufgehalten zu werden, mit der Scharfſinnigkeit eines Eulers die verborgenſten Geſetze der Natur erforſchen, daß wir alle die kleinſten Abweichungen der Planeten beſtimmen, und von einem Fixſterne zum andern mit unſern Entdeckungen fortgehen könnten. Jetzt ſind die Euler, die Segner, die Käſtner und Reaumüre eine Ehre und Wohlthat unſerer Zeit: Aber wenn wir nun alle nichts als krumme Linien berechnen, wenn nun alle die, die jetzt die Axt und den Pflug mit ſo vielem Segen führen, mit Quadranten in der Hand, die Nächte auf der Sternwarte zubringen, neue Cometen ausſpähen, und ihre Wiederkunft berechnen wollten, oder wenn wir alle unſere häuslichen Geſellſchaften in lauter Akademien verwandeln könnten, wo wir nichts als Lichtſtrahlen anatomirten, electriſche Verſuche anſtellten, die geheime Oeconomie der Inſecten unterſuchten, würde die Welt nun glück-

licher ſeyn? Alle Wiſſenſchaften haben nach der jedesmaligen Lage der Welt ihren Zenith, da ſie für ſie aufhören nützlich zu ſeyn. Was würde übrig bleiben, wenn wir dieſen erreicht hätten? Eine Welt voll Anakreonte und Diogene! — Und warum ſollten dieſe Beſchäftigungen unſerer Vernunft anſtändiger ſeyn? Iſt die Cultur unſers Erdbodens erniedrigender, als die Betrachtung eines andern Planeten; und die Beobachtung der Inſecten unſerer Vernunft anſtändiger, als daß wir unſere Kinder nach dem Stande, den die Vorſehung uns angewieſen, zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft zu erziehen ſuchen? Und iſt denn der philoſophiſche Gipfel, worauf wir ſtehen, über die gemeine Sphäre der Menſchlichkeit ſchon ſo ſehr erhaben, daß wir Urſache hätten, mit dem ſtolzen Mitleiden auf den Handwerksmann und Ackermann hinabzuſehen? Newton war in den Augen der Engel, wie ſie ihn ſich zeigten, gewiß noch kleiner; aber war Newton deswegen ein verächtliches Geſchöpf? Haben die Beſchäftigungen jener ſcharfſinnigen Männer nicht alle die Verbeſſerung der Handwerker, der Künſte, des Ackerbaues und der Schiffahrt zum Endzweck? Sollte nun die Anwendung dieſer Theorien ein für unſre Vernunft ſo niedriges Geſchäft ſeyn?

In Pride, in reas'ning Pride our Error lies.

Zur Erkenntniß und Verehrung unſers Schöpfers können wir unſre Vernunft alle erheben; nützlich und wohlthätig können wir uns alle machen; mäßig, gerecht, liebreich können wir alle ſeyn; zu unſerer gemeinſchaftlichen

lichen Glückſeligkeit können wir alle behülflich werden: Iſt dieſe Anwendung unſerer Vernunft nicht edel genug? Wie weiſe iſt auch hier die Vorſehung! Sie weiß immer ſo viel Geiſter zu erwecken, als zu neuen Erfindungen und zur Erleuchtung der Welt nach ihrer jedesmaligen Fähigkeit nöthig ſind. Mehr würde Unvollkommenheit ſeyn. Es werden vielleicht viele tauſend jährlich mit eben den Fähigkeiten gebohren, aber durch die weiſe Austheilung der Bedürfniſſe finden ſie ihre Anweiſung zu ſolchen Geſchäften, wo ſie zur Wohlfahrt der Welt ſich am nützlichſten machen können.

Aber die Erfindungen gehen ſo langſam; ſie werden ſo oft unterbrochen, viele gehen gar wieder verloren, und mit ſiſyphiſcher Mühe müſſen wir den Stein immer von neuem wieder in die Höhe wälzen. Wie wenig kennen wir noch die Natur und die Reichthümer der Erde, die wir nun ſo viele tauſend Jahre her ſchon bewohnen? Aber auch dieß iſt ein Beweis, daß die Vorſehung die Einrichtung der Welt, nach unſerer jetzigen Natur, mit der weiſeſten Güte abgemeſſen hat. Geſetzt, unſere Entdeckungen giengen immer ununterbrochen fort, in was für eine niederträchtige Schlafſucht würden wir verſinken, wenn wir das Brauchbare erſchöpft hätten! So lange unſer Geſchlecht hier auf der Erde dauren ſoll, ſo lange müſſen wir auch die Triebe zu neuen Entdeckungen behalten. Wo würden wir aber dieſe hernehmen, wenn dieſes Licht zu einerley Zeit, über alle Theile des Erdbodens, mit einerley Glanze ſich verbreitete, und nirgend weder Demmerung noch Nächte hin-

hinter ſich lieſſe; und wenn die Vorſehung mit ihrer weiſen Sparſamkeit die Schätze der Natur und der Wiſſenſchaften nicht ſo tief vergraben hätte, daß ſie mehr durch glückliche zufällige Veranlaſſungen, die ſie jedesmal, wenn ſie der Welt am nützlichſten werden, nach ihrer Weisheit ſelbſt veranſtaltet, als von der Vernunft mit Vorſatz geſucht werden können? So mußten ſelbſt Galilei und Newton auf ihre groſſen Entdeckungen geleitet werden. Die Grenze unſrer Vernunft iſt hierinn mit der wohlthätigſten Weisheit für uns abgemeſſen. Unſre Vernunft hat die Kraft zu prüfen und zu vergleichen, die neuen Erfindungen weiter auszubreiten und anzuwenden. Aber die groſſen Entdeckungen ſelbſt, die in den Zuſtand der Welt und der Menſchen einen merklichen Einfluß haben können, hat die Vorſehung ſich ſelber vorbehalten, um ſie nach der jedesmaligen Lage der Welt zu veranlaſſen. Hiedurch weiß ſie immer für unſern Geiſt neue Beſchäftigungen, und für unſre Mühe uns neue Belohnungen aufzubewahren, und der alten Erde ihre jugendliche Schönheit und Fruchtbarkeit auch für ihre ſpäteſten Generationen zu erhalten. Wie lange würden die Schätze von Peru und Mexico mit denen von Tyrus und Carthago ſchon verſchwunden ſeyn, wenn die glückliche Zurückhaltung der Erfindung des Compaſſes und dieſelben vor der Raubſucht der alten Völker nicht bewahret hätte? Und was würde unſer unerſättlicher Geiz in der Natur noch übrig laſſen, wenn eben dieſe Vorſicht nicht noch ſo viele Schätze und unbekannte Länder, unſern Nachkommen zum Beſten, verſteckt hielte, daß ſie,

ungeachtet aller unſrer Nachforſchungen und Reiſen um die Welt, nicht eher entdeckt werden können, bis es dem weiſen Regenten der Welt gefällt, die Gelegenheiten und Mittel zu ihrer Erfindung zu veranlaſſen?

Gehen Sie alle groſſe Entdeckungen in der Welt hiernach durch, ſo wird Ihnen dieſe Weisheit bey einer jeden ſichtbar werden. Sie ſind alle nach der jedesmaligen Lage der Welt zu rechter Zeit gekommen. Die Welt verliert indeſſen bey dieſer ſparſamen Eintheilung nichts. Wir ſind jedesmal ſo reich, als wir nach dem Zuſtande der Welt es zu ſeyn brauchen, und das Licht der Vernunft iſt dem jedesmaligen ganzen Zuſtande eines Volks und ſeiner Fähigkeiten immer gemäß. Mehr wäre Verſchwendung; ein Montesquiou unter den Caffern, ein Colbert unter den Eſquimaux. Die Kräfte der Vernunft ſind deßwegen nicht verloren. Ein jedes Volk hat ſeine Montesquious, ſeine Colberts; ihr Geiſt äuſſert ſich nur, wie es deſſen ganzer übriger Zuſtand fordert; wie dieſer ſich ändert, ſo werden ſich auch die Fähigkeiten ändern.

Sehen Sie die Welt aus dieſem Geſichtspunkte an, ſo muß Ihnen überall die Weisheit und Güte eines über Sie waltenden Gottes in die Augen leuchten, der dieſe Unvollkommenheiten in der Natur zwar zuläßt, aber ſie alle mit ſo vieler Liebe mäßigt, und mit ſo unendlicher Weisheit nach unſerm gegenwärtigen Zuſtande abwiegt, daß ſie alle die fruchtbarſten Quellen unſers jetzigen Lebens und die unwiderſprechlichſten Beweiſe ſeiner Vorſehung werden müſſen.

Fünfte Betrachtung.

Zweyter Theil.

Das eigentliche Böſe kömmt erſt durch uns; durch die Unordnung unſrer Leidenſchaften, durch unſere Ueppigkeit, unſern Stolz, unſern Neid, unſre Tyranney. Der Schöpfer iſt unſchuldig; dieſe Unordnung iſt es mit ihren unglücklichen Folgen allein, die unſer Leben, welches der Schöpfer ſo glücklich machen wollen, ſo elend macht, die die edelſten Wohlthaten der Natur vergiftet, ihre heiligſten Geſetze zerſtöret, und dieſe Welt, die nach ihrer Anlage, bey aller ihrer natürlichen Unvollkommenheit, eine Wohnung der Zufriedenheit und des Vergnügens ſeyn könnte, zu dem fürchterlichſten Schauplatze von Unruhe und Elend macht.

Aber wie kann der unendlich weiſe Gott, wenn er durch ſeinen allmächtigen Einfluß alle einzelne Veränderungen der Welt, und auch die freyen Handlungen der Menſchen nach ſeinem Willen lenkt, es zulaſſen, daß ſeine weiſen Abſichten ſo zerſtöret werden? In der allgemeinen Anlage der Natur herrſcht die vollkommenſte Ordnung; mit dem menſchlichen Geſchlechte geht erſt die Verwirrung an: So weit der Mechanismus und der Inſtinkt gehen, iſt Harmonie; nur bey den Menſchen hört ſie auf. Iſt die Gränze der Vorſehung hier nicht offenbar?

Die gewöhnliche Antwort, daß Gott das Böſe nicht unmittelbar gewollt, daß es nichts weſentliches, ſondern eine unvermeidliche Folge der natürlichen Einſchränkung endlicher Weſen ſey, deren möglichen Mißbrauch der Freyheit Gott nicht habe verhindern können, iſt ohne eine deutlichere Entwickelung zu einer völligen Beruhigung noch nicht hinreichend. Denn mit der Freyheit iſt der Mißbrauch derſelben ſo nothwendig nicht verbunden, daß Gott nicht auch freye Geſchöpfe hätte erſchaffen können, die einen würdigern und ſicherern Gebrauch von ihrer Freyheit gemacht hätten. Die Frage alſo, wie Gott bey einer unmittelbaren Vorſehung ſolche Geſchöpfe habe zulaſſen können, die ihre Freyheit zur Zerſtörung ſeiner Abſichten dergeſtalt mißbrauchen, bliebe dabey noch immer unentſchieden. Auch der allgemeine und an ſich richtige Beweis, daß dieſe Welt, ungeachtet alles Böſen, was darinnen iſt, die beſte ſeyn müſſe, weil ein unendlich weiſes, allmächtiges, und gütiges Weſen unmöglich eine andere als die beſte wählen können, ſcheinet den Knoten auch noch mehr zu zerſchneiden, als aufzulöſen, und ohne eine vollſtändigere Erklärung die beſondere Vorſehung mehr vorauszuſetzen, als zu beweiſen.

Laſſen Sie uns, wie bey der Unterſuchung des phyſiſchen Uebels, auch dieſen moraliſchen Theil der Welt ſelbſt anſehen, ohne uns an einiges vorausgeſetztes Syſtem zu binden, oder durch das vorſetzliche Geſchrey von der überwiegenden Gröſſe des Uebels uns betäuben zu laſſen. Nur müſſen wir auch hier die

billige

billige Beſcheidenheit haben, daß wir, ſo eingeſchränkte und kurzſichtige Geſchöpfe, in einem unendlichen Syſtem nicht die Abſichten von allen einzelnen Uebeln wollen überſehen können. Es kann zu unſerer vollkommenſten Beruhigung genug ſeyn, wenn wir ſehen, daß das Ganze von einer herrſchenden Weisheit und Güte geleitet wird.

Das erſte, was uns bey Betrachtung der Welt überhaupt in die Augen fällt, ſind die Stuffen der Vollkommenheit. Je mannigfaltiger die Allmacht Gottes dieſe machen kann, je herrlicher kann ſeine unendliche Weisheit und Güte ſich verbreiten. Dieß iſt das groſſe Geſetz der Schöpfung, wodurch die phyſiſche Natur ſo unendlich vollkommen und reich geworden. Das moraliſche Reich Gottes kann nicht ärmer, als das phyſiſche, ſeyn. Wir können uns aber kein ſittliches Geſchöpf ohne Selbſtliebe und Vernunft gedenken. Die Selbſtliebe iſt der erſte Grundtrieb der ganzen lebenden Natur; ſie iſt die Seele der Schöpfung, und das groſſe Mittel, wodurch die Weisheit Gottes ſeine Liebe thätig macht. Ohne ſie wäre die ganze Schöpfung todt, ohne Bewegung, ohne Trieb, ohne Vollkommenheit. Das Maaß derſelben aber ſind die Empfindungen, und je deutlicher, lebhafter, und mannigfaltiger dieſe ſind, je vollkommener und glücklicher iſt das Geſchöpf. Dieß macht den Unterſchied der Thiere und aller höhern Naturen aus. Den Trieb ſelbſt halten ſie alle gemein. Er fängt auf der unterſten Stuffe des Lebens an, und geht durch alle

Stuffen möglicher Empfindungen, die wir uns gedenken können. In den Thieren iſt er daher auch ſchon unendlich unterſchieden; doch iſt er ſich darinn noch bey allen ähnlich, daß er ohne Wahl und Bewußtſeyn iſt.

Mit der Vernunft fängt ſichtbarlich ein anderer und höherer Rang von Geſchöpfen an. Die Selbſtliebe bleibt, aber durch die Vernunft bekömmt ſie eine ganz andere Natur. Ihre Triebe werden mannigfaltiger und edler, ihre Empfindungen werden zu deutlichem Bewußtſeyn erhöhet, und führen zu einer wahren Glückſeligkeit. Sollte Gott aber von dieſen Geſchöpfen nur Eine Claſſe erſchaffen haben? Dieß wäre die unerklärlichſte Armuth. Die Weisheit und Liebe Gottes, die in den niedern Stuffen ſo unendlich iſt, muß ſich auch hier bis zu ſeinem Throne vervielfältigen; und ſo viele Stuffen von Empfindungen und Vernunft hier möglich ſind, ſo viele Claſſen von Weſen ſind auch hier möglich, wovon ſeine Liebe keine hat unerſchaffen laſſen können. Dieſer ewigen Liebe hat es gefallen, uns in die Claſſe dieſer glücklichen Geſchöpfe mit zu verſetzen: Aber nach ſeiner freyen Wahl, worüber kein Geſchöpf ihn zur Rede ſtellen kann, ſollten wir den Anfang unſerer Exiſtenz auf dieſer niedrigen Stuffe machen; vermuthlich der niedrigſten, aber in Betracht der Anſtalten, die ſeine Liebe zur Erhaltung unſerer Glückſeligkeit verordnet hat, vielleicht auch der wunderbarſten in der ganzen vernünftigen Natur. Ein Polypen-Geſchlecht von einer höhern Gattung; halb

Thier,

Thier, halb Engel; mit einem thieriſchen Leibe, mit ſinnlichen thieriſchen Empfindungen, aber zugleich mit einer höhern geiſtigen Natur verbunden, die aus Einbildung, Gedächtniß und Beurtheilungskraft beſteht, die das Abweſende ſich wieder gegenwärtig machen, von dem Gegenwärtigen auf das Zukünftige und Mögliche ſchlieſſen, aus dem Einzelnen neue allgemeine Vorſtellungen in ſich erwecken, das Gröſſere mit dem Geringern vergleichen, das Wahre von dem Falſchen und Scheingute unterſcheiden, das Beſte wählen, die Mittel dazu zu gelangen, ſich ſelbſt erſinnen, und zur Vermehrung ihrer Glückſeligkeit ihre Empfindungen noch erhöhen kann. Da aber dieſe vernünftige Natur mit der ſinnlichen ſo genau in uns verbunden iſt; da die Sinne die Thüren ſind, wodurch die Vorſtellungen in unſere Seele kommen, und die Empfindungen der Sinne vor der Ueberlegung der Vernunft nothwendig vorher gehen müſſen; da dieſe ſinnlichen Empfindungen, ihrer Natur nach, auch nicht anders, als ſchnell, reizbar, und lebhaft ſeyn können: So muß, bey dieſer ſchnellen Reizbarkeit, und bey einem ſo unbegränzten Grundtriebe, die Vernunft auch übereilet werden können. Denn es muß bey einem ſo genauen Verhältniſſe dieſer vernünftigen und dieſer ſinnlichen Natur möglich bleiben, daß der Menſch, entweder zu träge, um das reizende Scheingut erſt bedächtig zu prüfen, oder zu zärtlich, um ſich die erſten angenehmen Empfindungen zu verwegern, von ſeinen ſinnlichen Vorſtellungen ſich zu früh einnehmen läßt, und, davon betäubt

täubt, die bedächtlichen und ſpätern Warnungen der Vernunft nicht mehr höret.

In dieſer Anlage unſerer Natur würden wir indeſſen vergeblich unſre Entſchuldigung ſuchen, wenn wir uns deßwegen unſern unordentlichen ſinnlichen Trieben überlaſſen wollten. Der Schöpfer bleibt hiebey immer gegen uns gerechtfertigt. Die Empfindungen der Sinne gehen zwar vor der Vernunft vorher; aber da die Vernunft an der Selbſtliebe eben ſo weſentlich Theil nimmt, und mit der zuverläßigſten Treue eines geprüften und aufgeklärten Freundes in der Wahl des ſicherſten und beſten Guts uns allemal beyzuſtehen bereit iſt, ſo haben wir auch keine Entſchuldigung für unſere Fehler, wenn wir, mit Vernachläßigung ihres Raths, von unſern blinden Trieben uns verführen laſſen. Ihre Empfindungen ſind zwar auch reizbarer und ſchneller; aber dafür ſind die Vorſtellungen der Vernunft auch ſo viel nachdrücklicher und ſtärker. Iſt ſie in etlichen einzelnen Fällen nicht erleuchtet genug, über das Gut, das wir ſuchen, uns gleich ihre Entſcheidung zu geben, ſo iſt auch nichts, was uns nöthigt, uns zu übereilen. In allen andern Fällen, wo es auf den Unterſchied von Tugend und Laſter, wo es auf die Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Menſchlichkeit ankömmt, da wird ſie ſelbſt unmittelbare Empfindung; da ſpricht ſie ſchnell, ſtark, zuverläßig, wie ein Inſtinkt; da iſt kein Fall, wo ſie ihre Entſcheidung uns nur einen Augenblick vorenthielte, auch kein Fall, wo wir nicht jedesmal ſtark genug wären, ihren Entſchei-

dun-

dungen zu folgen. Man könnte ſagen, der Schöpfer unſerer Natur hätte das Uebergewicht unſerer Vernunft über die Begierden ſo entſcheidend machen müſſen, daß es den letztern nie hätte möglich werden können, ſich über die Vernunft zu erheben. Es hat keinen Zweifel, daß der Schöpfer nach ſeiner Allmacht dieß gekonnt; wir können uns ſelbſt mehr als Eine mögliche Art davon denken. Gott hätte den Grundtrieb der Selbſtliebe nur träger, er hätte unſere ſinnlichen Empfindungen nur ſtumpfer machen können. Aber ſo würden die zarten Empfindungen des Vergnügens und der Freude, die jetzt die ganze vorzügliche Glückſeligkeit unſrer Natur ausmachen, und die edlen Triebe der Freundſchaft, der Menſchenliebe und Großmuth, auch ſo viel ſtumpſer und ſchwächer geblieben ſeyn, und ſo hätte unſere Vernunſt nothwendig zugleich zu einem ähnlichen Grade herunter geſetzt werden müſſen. Hätte uns aber Gott, bey der Reizbarkeit unſerer gegenwärtigen Empfindungen, eine ſo überwiegende Vernunft geben ſollen, die unſere ſinnliche Natur völliger beherrſchet hätte, und gegen alle ihre Reizungen unempfindlich geblieben wäre; ſo wäre dadurch die ganze Harmonie unſerer Natur aufgehoben worden. Eine ſolche Vernunft hätte weder für unſere Sinne, noch für einen ſolchen Leib, noch für eine ſolche Erde gepaſſet. Ein ſolcher Geiſt würde in unſerer Natur das geweſen ſeyn, was unſere Seele in dem Leibe eines Inſects ſeyn würde. Und dennoch hätte die allererhabenſte Engel-Vernunft uns wenigſtens das moraliſche Gute und Böſe nicht ſchneller, deutlicher und ſtärker vorhalten kön-

können, als wir es jezo in unſerm Gewiſſen unmittelbar empfinden; eine Empfindung, die wir mit aller Kunſt uns nicht verhehlen, die wir mit aller Gewalt uns nicht abläugnen noch unterdrücken können. Eine höhere Verbindung zum Guten läßt ſich alſo nicht gedenken, Gott hätte uns denn die Freyheit nehmen müſſen. Aber ſo hätten die Welt und unſre Natur ihre ganze Vollkommenheit verloren. Eine Obrigkeit, die, um alle Unordnung zu verhüten, ihre Unterthanen beſtändig in Feſſeln gehen lieſſe, würde ſich ſelbſt ſo ſehr, als ihre Unterthanen, erniedrigen.

Die Welt mit allen Mängeln
Iſt beſſer als ein Reich von willenloſen Engeln.

Gott hätte alſo unſer Geſchlecht gar nicht dürfen zur Exiſtenz kommen laſſen: Folglich aber auch dieſe Erde nicht; denn für Thiere wäre ſie zu reich, für Engel zu arm geweſen. Was für eine Lücke in der Natur! Wie viele Millionen vernünftiger Weſen, welche die Liebe ihres Schöpfers mit ihrer wachſenden Seligkeit jezo ewig verherrlichen werden, (o! Gnädigſter Herr, laſſen Sie auch uns den Herrn unſers Daſeyns preiſen, der uns aus unſerm Nichts zu einer ſo herrlichen Beſtimmung hervor gerufen hat,) würden hiemit in einem ewigen Nichts begraben geblieben ſeyn! Sollte es alſo ſeiner Weisheit entgegen ſeyn, daß er eine kurze Unordnung, die gegen dieſe Ewigkeit nur ein Augenblick iſt, zuläßt? Wir ſehen dem Brande eines Cometen, eines vielleicht eben ſo wichtigen Weltkörpers, wie der unſrige iſt, mit ehrerbietiger Bewunderung zu, und

überlaſſen es dem Herrn der Natur, der ihn mit ſeinen Augen in ſeiner Bahn begleitet, was dieſer kurze Brand da, wo er aus unſern Augen iſt, für groſſe Abſichten und Folgen haben könne. Sollte denn dieſer Herr der Welt, der durch die ganze Unendlichkeit ſchauet, und von Ewigkeit zu Ewigkeit ſieht, wie ein Syſtem mit dem andern und das Gegenwärtige mit dem Künftigen ſich verbindet, bey der Zulaſſung dieſer kurzen Unvollkommenheit keine weiſe Urſachen haben können, ob wir dieſelben gleich in dem Augenblick unſerer jetzigen Exiſtenz nicht überſehen können. Wäre es hier ſchon Zeit, den Vorhang aufzuziehen, und die Anſtalten zu betrachten, welche die ewige Weisheit und Liebe Gottes, gleich mit der Schöpfung unſers Geſchlechts, zur Verbeſſerung dieſer Unvollkommenheiten verfügt hat, deren Dauer noch dazu ſehr kurz, und deren Entwickelung ſehr herrlich ſeyn wird; ſo würde Ihnen die göttliche Weisheit dieſer Oekonomie in einem viel ſtärkern Lichte in die Augen fallen. Sehen Sie indeſſen dieſe Ausſicht in die Ewigkeit als keine Ausflucht an, die ſich die Vernunft nur ſuche, um den Einwürfen wegen der vielen Unordnungen, die hier in der Welt ſind, zu entgehen. Die Vorſehung bleibt uns, auch ohne dieſes Licht, noch ſichtbar genug, und wir ſehen unter allen den Unordnungen noch immer den Herrn der Welt, wie er bey allen unſern blinden und einſeitigen Trieben den Lauf der Dinge dennoch nach ſeinen weiſen Abſichten lenkt. Das Feld iſt für unſre Augen zu groß, um es auf einmal zu überſehen; wir müſſen es ſtückweiſe aufnehmen.

Ungeach-

Ungeachtet unſrer eingeſchränkten Ausſicht, fallen uns dieſe zwey Wahrheiten deutlich in die Augen. Die erſte iſt, daß, bey aller herrſchenden unordentlichen Sinnlichkeit, die Summe des Guten gegen die Summe des Böſen, wie in der körperlichen Natur, im Ganzen immer ein überwiegendes Gewicht behält. Die andere, daß zur Erhaltung dieſes Uebergewichts das Böſe ſelbſt mit helfen muß, und daß es, ſo wie es ſteigt, durch das phyſiſche Uebel, das daraus entſteht, ſich allemal ſeine eigene Arzney bereitet, und daß von dieſem phyſiſchen Uebel nur allemal ſo viel in der Welt iſt, als zu dieſer heilenden Abſicht nöthig iſt.

Wenn ich ſage, daß, bey aller Unordnung unſerer Leidenſchaften, die Summe des Guten die Summe des Böſen in der Welt noch immer überwiege, ſo ſpreche ich nicht von der innerlichen Sittlichkeit der menſchlichen Handlungen, die eigentlich die wahre Tugend ausmacht. Dieſe gehöret für einen höhern Richterſtuhl. Ich nehme ſie hier nach dem Einfluſſe, den ſie in die menſchliche Geſellſchaft und derſelben äuſſere Vollkommenheit hat. Wäre das Böſe auch in dieſem Verſtande im Ganzen überwiegender, ſo müßte es die Natur zerſtören, und die Welt könnte ohne immerwährende Wunder nicht erhalten werden. Wir würden ſo ſchlieſſen müſſen, ehe wir auch noch die Erfahrung davon hätten. Indeſſen ſind wir der Menſchheit die Gerechtigkeit ſchuldig, daß wir ihr auch nicht alle Tugend abſprechen. Es iſt immer noch mehr wahre Tugend in der Welt, als es äuſſerlich ſcheinet. Sie

 fällt

fällt nur nicht in die Augen, und kann es auch ihrer Natur nach nicht. Denn ſie thut ſich ſelber nie eine Genüge; ihre erſte Eigenſchaft iſt Demuth, und je wahrer ſie wird, je mehr ſucht ſie ſich zu verbergen. Durch einen äuſſerlichen Glanz würde ſie für ſich ſelbſt ihren angenehmſten Reiz verlieren, und ſich zugleich zu ihrer eigenen Erniedrigung mit tauſend niederträchtigen Laſtern, die ihre Maske tragen, vermiſcht ſehen. Sie will der Welt nicht gefallen, ſie erkennet ſie nicht für ihren Richter, und verachtet ihren Beyfall. So wenig eine geſunde Conſtitution unſerer Sinne ſich durch eine jede Empfindung unterſcheidet, ſo wenig laſſen ſich auch die einzelnen Handlungen der Redlichkeit, der Menſchenliebe und Treue bemerken. Das Laſter iſt hergegen, wie der Schmerz, allezeit einzeln empfindlich, weil es gegen die Natur iſt. Die Tugend kann ſich auch nicht ganz verlieren. Sie iſt mit der vernünftigen Natur zu genau verbunden, ihr Gefühl iſt zu unauslöſchlich, die Wohlthätigkeit ihrer Wirkung iſt zu unmittelbar, und die beſondern Anſtalten, welche die Vorſehung, nach dem jedesmaligen Zuſtande der Welt und der Fähigkeit der Menſchen, zu ihrer Erhaltung verordnet hat, ſind mit zu vieler Weisheit abgewogen, daß ſie nicht allemal ihren ſichern Einfluß, den der Regent der Welt beſſer als wir überſehen kann, behalten ſollte. Seitdem das Licht der chriſtlichen Religion in der Welt aufgegangen iſt, und je mehr es ſich verbreitet hat, iſt es noch weniger möglich, daß ſie ſich verlieren könnte. Die richtige Erkenntniß von Gott, die Lehren von der Vorſehung,

ſehung, und von der Unſterblichkeit, ſind ſeitdem gleich-ſam ſelbſt Vernunft geworden, und mit dem menſch-lichen Gefühl zu unmittelbar verbunden, als daß ſie wie-der verloren gehen könnten: Und wenn ſie auch ihre volle Wirkung nicht thun, ſo brechen ſie doch wenigſtens die Wuth der Leidenſchaften, und das Gewiſſen, welches dadurch in ſeiner Empfindlichkeit erhalten wird, läßt bey dem gröſten Haufen zu anhaltenden Bos-heiten keinen Raum. Doch müſſen wir gern beken-nen, daß an dem meiſten Guten, wodurch die Welt beſteht, die Leidenſchaften mehr Antheil, als überleg-te Tugend, haben. Aber eben dieß verdienet ſo viel-mehr unſre Aufmerkſamkeit, daß der Schöpfer unſerer Natur auch dieſen ihren ſchwächſten Theil mit ſo un-endlicher Weisheit eingerichtet hat, daß auch dieſer ſelbſt das Uebergewicht des Guten in der Welt muß erhalten helfen. Und dieſe Anmerkung iſt um ſo viel wichtiger, je leichter wir ſonſt durch eine unrichtige Vorſtellung von dieſen Leidenſchaften uns verleiten laſſen möchten, den weiſen und heiligen Schöpfer we-gen dieſer Einrichtung unſrer Natur, die der einleuch-tendſte Beweis von ſeiner unveränderlichen Liebe zum Guten iſt, zur erſten Urſache der Sünde zu machen, und zugleich die Verleumdung zu rechtfertigen, wo-mit gewiſſe neuere Philoſophen das Chriſtenthum der Vernunft verdächtig zu machen ſuchen, als wenn die-ſes die Leidenſchaften als urſprünglich böſe verdamme, und uns befehle, Triebe wieder auszurotten, die der Schöpfer uns eingepflanzet hat. Der ſo bewunderte ehe-malige ſtoiſche Fanatismus that es; der heutige Fa-

natiſmus thut es noch; aber Fanatiſmus und wahre Religion ſind ſo weit von einander unterſchieden, als blinder Trieb von erleuchteter Tugend entfernet iſt. Der Fanatiſmus glaubt Gott zu ehren, wenn er deſſen Werke verdammet; aber die Religion verehret ſie, denn ſie weiß, daß ſie den Schöpfer darinn ehret, und ſie hält ſich ſelbſt für nichts anders, als für beſte Natur. Der groſſe Urheber des Chriſtenthums, deſſen Lehren man auf eine verdeckte Art hiemit zu läſtern denkt, kannte die Natur zu wohl, (denn er war auch bey ihrer Schöpfung ihr Mittler,) als daß er das Werk ſeiner ewigen Weisheit durch ſeine Lehren hätte zerſtören ſollen. Seine Abſicht war nie, die Natur zu zerſtören; ſein Zweck war, durch die Wiederherſtellung ihrer urſprünglichen Ordnung, ſie zu ihrer wahren Beſtimmung wieder zu erheben, und der Vernunft, durch die nöthige Erleuchtung und Hülfe, die ihr gebührende Herrſchaft wieder zu geben, daß ſie jene mit Sicherheit zur Beförderung unſerer wahren Glückſeligkeit leiten, und in ihrer Mäßigung erhalten kann. Und dieß iſt offenbar die weiſe und wohlthätige Abſicht des Schöpfers bey dieſer Anlage unſrer Natur. Denn alle dieſe ſinnlichen Triebe ſind ſo gerichtet, daß ſie, durch die erleuchtete Leitung der Vernunft, ſelber wohlthätigſte Tugend werden; daß ſie der Vernunft in Ausübung der Tugend ſelbſt zu Hülfe kommen, und auch noch, bey dem gänzlichen Mangel der Erleuchtung, dennoch in ihren Wirkungen, ſo viel es von blinden Trieben geſchehen kann, die Stelle der Tugend vertreten müſſen. Wie glücklich

vertritt

vertritt oft die eitelſte Ehrbegierde die Stelle der edel-
ſten Liebe des Vaterlandes; und wie genau erfüllet
die niedrigſte Furcht der Schande die Pflichten der ge-
wiſſenhafteſten Treue! Wie oft vertritt die rauheſte
Härte die Stelle der Gerechtigkeit, und die leichtſin-
nigſte Weichherzigkeit die Stelle der wohlthätigſten
Menſchenliebe! Wie viele Geſchäfftigkeit, wie viel
nützliche Erfindungen bringet nicht der Geiz in die
Welt! Wie viel weiſe und gemeinnützige Anſtalten
machet nicht die eigennützige Herrſchſucht, bloß um ih-
re Gröſſe zu vermehren; und wie viel tauſend red-
liche Familien unterhält nicht die grauſame, und al-
les nur für ſich ſelbſt fühllos verſchlingende Ueppigkeit,
um ihrer Unerſättlichkeit nur immer neue Nahrung
zu verſchaffen! Durch den geringſten Zuſaz von Ver-
nunft und Religion werden aber ihre Wirkungen ſchon
wohlthätiger und ſichrer, und die erleuchtetſte Tu-
gend ſelbſt kann ihrer Hülfe nicht ganz entbehren.
Unſre Vernunft iſt allein zu kalt. Unſre Gerechtigkeit,
unſre Wohlthätigkeit, unſer Beſtreben, den Pflich-
ten unſers Berufs eine Genüge zu thun, würden un-
zähligemal in ihren Wirkungen zu langſam ſeyn, wenn
die beſondern natürlichen Neigungen uns nicht zu
Hülfe kämen, und mit ihren Trieben den Bewe-
gungsgründen der Vernunft eine lebhaftere Wirkſam-
keit gäben. Die Selbſtliebe arbeitet allemal mit uns.
Sie ſtärkt den muthigen Held, der aus der edelſten
Liebe für ſein Vaterland demſelben ſeine Ruhe und
ſein Leben aufopfert, mit der Verſicherung der Un-
ſterblichkeit, die ſie ihm vorhält; und ſie unterhält den

Weiſen in ſeinem nächtlichen Wachen ſelbſt alsdann, wann er für die Erleuchtung der Welt arbeitet, und die Menſchen zur Mäßigung ihrer Begierden zu erwecken ſucht. Die Vernunft muß mit ihrer Kühle die unordentliche Hitze unſerer Begierden mäßigen, und dieſe müſſen wieder mit ihrem Feuer jener die nöthige Wärme geben. Ohne dieſe weiſe Vermittelung hätte Gott uns die Tugend zu ſchwer gemacht, und ſie würde nirgend zu einer fruchtbaren Reife gekommen ſeyn. Denn Tugend beſtehet nicht in einzelnen Pflichten, ſondern in einer allgemeinen Liebe zum Guten. Eine einſeitige Tugend, die nur Eine Pflicht erfüllet, und die übrigen vernachläßiget, bringt allemal ſo viel Böſes als Gutes. Die gewiſſenhafteſte Gerechtigkeit iſt ohne Menſchenliebe und Sanftmuth eben das, was die rauheſte Härte iſt; und die zärtlichſte Gutherzigkeit veranlaſſet ohne Gerechtigkeit die grauſamſten Unordnungen. Wie ſchwer würde uns aber bey unſerer Schwachheit dieſe allgemeine Ausübung der Tugend ſeyn, wenn unſre natürlichen Triebe die mit ihnen zunächſt verwandten Tugenden uns nicht ſo leicht machten, daß wir unſere gröſte Aufmerkſamkeit eigentlich nur auf Eine, nämlich auf die zu wenden haben, deren Ausübung uns am ſchwerſten iſt. Unſre Kräfte würden durch die gleiche Anſtrengung auf alle ſich erſchöpfen, und es würde von allen unſern Tugenden keine die Wirkſamkeit erhalten, die ihnen eigentlich das rechte Leben geben muß. Durch dieſe weiſe Einrichtung unſerer Natur aber bekommen ſie alle, wiewohl in verſchiedenen Perſo-

nen, zur Erhaltung des allgemeinen Guten, ihre lebhafteſte Wirkſamkeit. In dem einen arbeitet die Mäßigkeit, in dem andern wacht die Gerechtigkeit mit einer gewiſſenhaften Strenge; wieder in dem andern ſinnet die Menſchenliebe, wie ſie ſich am wohlthätigſten machen ſoll. Das vollkommene Ideal dieſer moraliſchen Schönheit findet ſich nirgend; ſie iſt, wie in der körperlichen Natur, vertheilet. Ihr Einfluß wird zwar nie ſo vollkommen, als er ſeyn könnte, weil er durch die Mattigkeit der andern wieder geſchwächt wird; indeſſen kömmt doch im Ganzen eine Wirkſamkeit heraus, die das Böſe nicht überwiegend werden läßt, und zugleich erhält die Weisheit Gottes zum Beſten der Welt noch dieſen Endzweck, daß die ſtärkſte Wirkſamkeit dahin kömmt, wohin ſie nach ihrer Abſicht kommen ſoll.

Der Wille des Schöpfers iſt zwar, daß alle unſere Leidenſchaften durch die Erleuchtung und Leitung der Vernunft und Religion zu wahrer Tugend erhoben werden, und dadurch ihre ſichere Wohlthätigkeit erhalten ſollen. Aber die allgemeine Wohlfahrt würde vielleicht nicht ſo vollkommen erreicht werden, wenn wir insgeſammt alle Tugenden in einem gleichen Maaße von äuſſerlicher Wirkſamkeit beſäſſen. Der Trieb würde an dem einen Orte zu ſchwach, an dem andern zu ſtark ſeyn. Der Stolze ſoll leutſelig und gefällig werden, aber ſeinen Muth ſoll er behalten; die Vernunft ſoll ihn nur auf ein wahrer Gut leiten, und ihn mäſſigen, daß er nicht beleidigend werde. Der Geizige

ſoll wohlthätig werden, es ſoll ſeine erſte Pflicht ſeyn, ſeinen Nächſten wie ſich ſelbſt, zu lieben; aber deßwegen ſoll er eben die Freygebigkeit des natürlich Gutherzigen nicht haben, der nichts für ſich behalten kann. Keine Leidenſchaft ſoll unordentlich, unmäßig, ungerecht ſeyn; die Liebe zur allgemeinen Vollkommenheit ſoll ſie alle leiten, ihnen die Schädlichkeit nehmen, ihre Wohlthätigkeit allgemein und ſicher machen, aber der Character ſoll bleiben. Der Stoltze ſoll ſeinen Muth, der Geizige ſeine Vorſicht und Mäßigung, der Harte ſeinen Ernſt, der Weichherzige ſeine Sanftmuth behalten. Und dieſen Unterſchied will auch die Religion, die heiligſte, die lauterſte Religion nicht aufheben. Sie erkennet die glänzendſten Handlungen für keine ächte Tugend, die ihren Glanz von einer darunter liegenden natürlichen Unempfindlichkeit oder Weichherzigkeit haben. Sie ſollen alle ihren eigentlichen Glanz, ihr Feuer, von einem edlern und reinern Triebe, von einem Triebe, der allezeit ſicher, allezeit wohlthätig, allezeit erleuchtet iſt, ſie ſollen es von der Liebe Gottes haben; aber ſie will deßwegen die Einrichtung der Natur nicht aufheben. Sie verdammet den eingebildeten Gerechten, den Gutherzigen, der, mit Vernachläßigung der übrigen, ſich mit ſeiner einzelnen Tugend für einen Chriſten achten wollte; ſie fordert von einem jeden, wenn er Theil an ihren Verheiſſungen haben will, daß er ſeine herrſchende Neigung, die ſeiner allgemeinen Ausübung des Guten am gefährlichſten iſt, am meiſten, am ernſtlichſten zu bekämpfen ſuchen ſoll; aber dagegen läßt ſie ihm auch den Troſt, daß er

nicht

nicht nach der äuſſern Wirkſamkeit, ſondern nach der Redlichkeit ſeines innern Beſtrebens ſoll gerichtet werden. Dieß iſt die Anlage unſerer Natur; und wenigſtens beweiſet dieſe, wie ich ſchon geſagt habe, ſo viel, daß der Schöpfer auch ſo gar den ſchwächern Theil derſelben mit ſo unendlicher Weisheit eingerichtet hat, daß auch dieſer noch zur Erhaltung des Uebergewichts im Guten aufs möglichſte behülflich werden muß. Sollte aber Gott in der Anlage dieſer unſerer moraliſchen Natur ſeine unveränderliche Liebe zur Vollkommenheit ſo ernſtlich bewieſen, und die Wirkung dieſer weiſen Einrichtung, die allein von der Verbindung abhängt, dem blinden Zufalle überlaſſen, und die weiſen Abſichten der Schöpfung in dem Fortgange der Welt ganz vernachläßiget haben? Laſſen Sie uns auf die urſprüngliche Natur unſerer Leidenſchaften noch einmal zurück gehen. Was ſind ſie? Ein blinder unumſchränkter Trieb, die Selbſtliebe. Gott hat uns zwar die Vernunft zur Leitung dieſes Triebes gegeben, aber zur Ordnung des Ganzen thut dieſelbe nichts. Sie macht nur die einzelnen Handlungen gut, und berühret nur ihr nächſtes Rad, aber die übrigen Räder, die durch ſie wieder in Bewegung geſetzet werden müſſen, ſind auſſer ihrem Geſichte und ihrer Gewalt. Einfach und heftig würde dieſer Trieb alſo noch nichts als ein beſtändiger Sturm ſeyn, der alles nach Einem Ufer mit ſich fortriſſe, wenn der weiſe Regent der Welt, der in der Natur, durch die ſich immer verändernde Lage des Erdbodens, und durch die verſchiedne Beſchaffenheit der Luft, dem

Win-

Winde ſo viel beſondere Richtungen zu geben weiß, daß die Luft dadurch in der geſundeſten Abwechſelung beſtändig erhalten wird, und die befruchtenden Dünſte über alle Gegenden der Erde mit einem gleichen Triebe getragen werden; wenn, ſage ich, dieſer weiſe Regent der Welt nicht ebenfalls die Neigungen und Grade dieſes Triebes durch ſeine Weisheit dergeſtalt abzuändern, und in ſo viel beſondere Neigungen zu vervielfältigen wüßte. Dieſe Neigungen ſind wiederum erſt nur ſehr einfach, nämlich Liebe zur Ehre, und Liebe zum Vergnügen, (denn der Geiz gehöret gemeinſchaftlich zu beyden, und iſt nichts als die blinde Begierde, ſich der Mittel zu beyden zu verſichern;) ſie bekommen aber ſchon, ſo nahe ſie auch ihrer gemeinſchaftlichen Quelle ſind, eine ſo verſchiedene Natur, daß ſie, wie Oſt und Weſt, einander entgegen ſind; und nachdem wir das eine von beyden Gütern entweder lebhafter oder ſchwächer empfinden, oder nach dem verſchiedenen Maaß unſerer Vernunft den Werth derſelben beurtheilen, oder das eine vor dem andern ſchon beſitzen, oder noch zu erlangen wünſchen, und nachdem uns hier wiederum die Mittel leicht oder ſchwer vorkommen, ſo vertheilen ſie ſich wiederum in ſo viele und einander entgegengeſetzte Leidenſchaften, als Winde auf dem Compaſſe ſind. So viel ungeſtüme wüthende und blinde Triebe aber würden die Natur in eine ewige Gährung ſetzen, wenn eben dieſer Herr der Welt, der die einander zerſtörenden Naturen der Elemente ſo weislich vermiſcht, daß ſie das groſſe Erhaltungsmittel der ganzen Natur werden,

nicht

nicht auch dieſe Triebe, durch die verſchiedenen Grade ihrer Lebhaftigkeit, ſo weislich zu vertheilen, und, durch die verſchiedenen Mittelurſachen in der Welt, ſo wunderbar zu lenken, zu verbinden, zu erwecken, zu mäßigen, und zu dämpfen wüßte, daß dieſe an ſich blinden und reiſſenden Triebe dennoch die ganze Ordnung der Welt erhalten. Ein jeder hat ſeine herrſchende Hauptneigung, aber in der Miſchung der Grade iſt eine Proportion, die nicht zu ergründen iſt. Stolz, Wolluſt, Eigennutz, Ueppigkeit, Haß und Liebe arbeiten in allen Menſchen blind und unumſchränkt durcheinander, und in der Verbindung hält der Stolz der Wolluſt, die Wolluſt dem Geize, der Geiz der Ueppigkeit, die Furcht der Tyranney glücklicher die Wage, als von aller menſchlichen Vernunft je zu hoffen wäre. Ein jeder wählt ſein Geſchäfft blindlings nach ſeinen Neigungen, und durch das verſchiedne Maaß der Fähigkeiten, und durch die beſondern Leitungen, wovon er ſich gleichſam fortgezogen fühlet, entſtehen tauſend verſchiedene Geſchäffte, die alle zur Vollkommenheit der Welt wie gewählt ſind. Ein jeder hat ſeinen Stolz, ſeine Neigung zur Ueppigkeit, und zur Ruhe, und der niedrigſte Stand findet immer ſo viel Glieder, als er braucht. Täglich werden tauſend Alexander und Catilinen gebohren, und durch die Verbindung, worinn ſie gebohren werden, führen ſie alle ruhig den Pflug, und bauen die Erde, die ſie nach ihrer Neigung verwüſten würden.

Beym Anfange dieſer Abhandlung war die Frage: Wenn ein Gott iſt, der die Welt regieret, woher kömmt die Unordnung? Ich kehre jetzt die Frage um: Wenn kein Gott iſt, der um die Regierung der Welt ſich bekümmert, ſondern alles den blinden Trieben der Geſchöpfe überläßt, woher kömmt die Ordnung? Alle Vernunft, wie ſchon geſagt iſt, thut dabey nichts. Aus allgemeinen Schöpfungsgeſetzen läßt ſich dieſe glückliche Verbindung ſo vieler willkürlichen Handlungen mit den zufälligen Begebenheiten der Welt eben ſo wenig erklären. Will man es einen Zufall nennen? Wie kan dieſe Miſchung ſich immerfort ſo ähnlich, wie kann der Lauf der Welt ſich ſo einförmig bleiben? So iſt der blinde Zuſammenlauf der Atomen auch ein hinreichender Grund von der Ordnung und Schönheit der körperlichen Natur. Will man ſagen, die Ordnung ſey auch dürftig genug? Dieß wollen wir gleich näher beleuchten. Man muß wenigſtens eingeſtehen, daß die Welt dabey fortdauret, und je geringer man dieſe Ordnung machte, je unerklärlicher würde nur ihre Erhaltung werden. Eine Maſchine von Millionen Rädern, die alle eine innerliche einſeitige Kraft ſich zu bewegen und in einander zu wirken hätten, aber ohne eine übereinſtimmende Zuſammenſetzung; was für ein unerklärliches Glück, wenn dieſe Maſchine ſich nie zerſtörte, ſondern ſich immerfort in einer gleichförmigen Bewegung erhielte, und ihre Unordnungen ſelber wieder ausbeſſerte! Es iſt natürlich, daß aus der Miſchung ſo vieler widrigen Elemente ſchreckliche

Gäh-

Gährungen entſtehen; Stürme, die alles durch einander miſchen, fürchterliche Erſchütterungen und Volcane, die hier eine Gegend zur Wüſte, dort blühende Städte zu Steinhaufen machen, Berge in den Abgrund verſenken, neue Berge aus der Tiefe heben. Aber bewundern Sie dieß, daß dieſe Gährungen nicht immer fortdauren, ſondern daß die Welt nichts deſto weniger immer dieſelbe bleibt, und daß, wenn dieſe Gährungen ſich geſetzt, die Natur im Ganzen an ihrer Schönheit nichts verloren; daß die Luft, durch die Stürme von den ungeſunden Dünſten gereinigt, ihre alles nährende Geſundheit wieder bekommen, daß ſie, durch Hülfe der Erſchütterungen und Erdbrüche, zugleich mit neuen befruchtenden Dünſten bereichert worden, und daß die Aetna und Veſuve ſelbſt das wohlthätige Mittel werden, wodurch die innern Klüfte der Erde ſich ihrer gährenden Dünſte auf die unſchädlichſte Art entledigen, und zur Erhaltung der Länder, die dieſen Erſchütterungen am meiſten ausgeſetzt ſind, am meiſten behülflich werden. Könnten wir die innere Beſchaffenheit der Erde, die Lage ihrer Theile, und die Verbindung ihrer Gänge und Klüfte in ihrem Skelet im Ganzen überſehen, ſo würden wir in dieſen anſcheinenden Unordnungen die Weisheit und Wohlthätigkeit des Schöpfers noch weit mehr bewundern. Läßt indeſſen dieſe Ordnung der körperlichen Welt, ob wir gleich nur ihre äuſſerſte Rinde, und auch dieſe nur ſtückweiſe ſehen, ſich ohne eine unendliche weiſe Vernunft nicht begreifen; ſo iſt es noch unendlich weniger möglich, daß die moraliſche Welt,

bey ſo vielen blinden, willkürlichen und ungeſtümen Trieben, die alle wiederum in das phyſiſche Gute und Böſe einen ſo groſſen Einfluß haben, ohne eine höhere weiſe Regierung beſtehen könne.

Dieß bleibt allemal eine unwiderſprechliche Wahrheit, daß die Welt durch mehrere Tugend, nämlich, wenn die Leidenſchaften durch Vernunft und Religion mehr geleitet und gemäßiget würden, auch im Ganzen, in einer ſich immer gleichen ſteigenden Proportion vollkommener ſeyn würde. Popens Satz whatever is, is right, muß mit einer ſehr wohl erklärten Einſchränkung genommen werden, oder der Mordbrenner ſtirbt, unter der Hand des Henkers, mit dem vollen Troſte des Patrioten. Je weniger Unvollkommenheit in den einzelnen Theilen iſt, je geringer muß ſie nothwendig auch im Ganzen ſeyn. Die Unordnung der Leidenſchaften kann zu der allgemeinen Vollkommenheit nichts beytragen. Die Leidenſchaften ſelbſt ſind nöthig, ihre Unordnung iſt immer ſchädlich, und kann von einem unendlich weiſen Weſen nie als ein Mittel zum Guten unmittelbar gewählt ſeyn. Aber dieß iſt der Beweis einer unendlich weiſen Vorſehung, da ſie aus höhern Abſichten dieſe Unordnung zugelaſſen, daß bey dieſer ungeſtümen Heſtigkeit der Triebe, bey der Blindheit, womit alle Menſchen nach einſeitigen Abſichten handeln, bey dem wenigen Gebrauche der Vernunft, bey dem geringen Einfluſſe, den die Vernunft dabey haben kann, dieſe Unordnungen dennoch allemal ſo gemiſcht und

geleitet werden, daß die Welt nicht allein beſteht, und das Böſe im Ganzen nie überwiegend werden kann, ſondern daß ſie nach dem jedesmaligen Maaß ihrer verderbten Sittlichkeit ſo vollkommen iſt, als ſie ſeyn kann, und daß nirgend überflüßige Uebel ſind, die das menſchliche Geſchlecht ohne Endzweck unglücklich machen.

Ich ſagte beym Anfange dieſer Abhandlung, wir Menſchen und dieſe Erde wären nach Einem Plan gemacht, und die phyſiſche Einrichtung dieſer Erde ſey nach unſerer ſittlichen Conſtitution dergeſtalt abgemeſſen, daß, wenn jene im geringſten vollkommener wäre, dieſes ein Beweis ſeyn würde, daß der Schöpfer die moraliſchen Weſen, die er zu Einwohnern dieſer Welt verordnet, gar nicht gekannt haben müſſe. Je genauer Sie die Einrichtung dieſer Welt betrachten, je mehr beſtätigt ſich dieſe Harmonie, und je mehr müſſen Sie überzeugt werden, daß der Schöpfer den ſittlichen Zuſtand der Menſchen und deſſen Verfall aufs deutlichſte vorhergeſehen, und die ganze Ordnung der Dinge mit unendlicher Weisheit darauf eingerichtet habe. Dieß kann, als die unwiderſprechlichſte Wahrheit, nicht genug wiederholet werden, daß das moraliſche Böſe unendliche Uebel in der Welt hervorbringe, Uebel, welche die Menſchlichkeit zittern, und die ganze Natur zum fürchterlichſten Schauplatz von Unordnung und Elend machen. Aber ſehen Sie alle dieſe Uebel genauer an, ſo finden Sie, wie ich geſagt, nirgend ein überflüßiges Uebel, das die Men-

ſchen ohne Endzweck unglücklich machte. Es iſt alles ſo eingerichtet, daß es ſich ins unendliche nicht vermehren kann; es ſind alles nur Anſtalten, mit der gröſſeſten Weisheit gewählte Anſtalten, die dem Sittlichen das Gegengewicht halten müſſen; und Sie finden nirgend mehr, als zu dieſem Endzwecke nöthig iſt. Beyde Uebel ſteigen und fallen mit einander in einem unveränderlichen gleichen Verhältniſſe. Bey einem das Verhalten der Sittlichkeit im Ganzen überwiegenden Uebel würde die ganze Natur zu Grunde gehen; bey einer in Vergleichung mit dieſer Sittlichkeit zu vollkommenen Natur würde ſie eben ſo wenig beſtehen können. Die Natur kann nie vollkommner werden, als die Sittlichkeit iſt, und ſie darf es nicht. Vergönnen Sie mir hier einen einzigen Blick auf den gegenwärtigen Zuſtand von Europa zu thun. Vielleicht iſt Europa noch nie in einer ſolchen Criſe geweſen, daß die Natur in allen ihren Zweigen auf einmal abzunehmen und ihre Kräfte zu verlieren ſcheinet. Die Aecker, die Bergwerke, die Forſten, die Viehzucht, die Menſchheit ſelbſt, nichts ſcheinet für die nöthigen Bedürfniſſe mehr hinreichend; alles drohet einen allgemeinen Bankerott der Natur, und alle Cabinette der Fürſten vereinigen ſich mit den Societäten der Wiſſenſchaften, um den fürchterlichen Folgen davon vorzubeugen. Man bietet Preiſe über Preiſe, um neue Erfindungen zu erwecken; alle Hände, die nicht von der Ueppigkeit ſchon gedungen ſind, arbeiten an Projecten; ſie erſticken ſich durch ihre Laſt einander ſelbſt; man macht Verſuche über Verſuche, wie man der

Erde eine gröſſere Fruchtbarkeit geben, das Korn vermehren, die Holzungen vervielfältigen, die Landesproducte verreichern, neue Quellen entdecken möge; ſelbſt die Menſchheit reicht nirgend mehr zu, und wird eine Art Waare, die der eine Staat dem andern abzugewinnen ſucht. Die Bemühungen verdienen alle Hochachtung, und werden auch nicht ohne glücklichen Erfolg ſeyn; aber ſie werden es nur unter dieſer Bedingung ſeyn, wenn die Anſtalten, die Sittlichkeit zu verbeſſern, mit eben dem Eifer betrieben werden. Geſchicht dieß, ſo iſt der glücklichſte Erfolg von dieſen Bemühungen geſichert, und wir können ſelbſt einen guten Theil davon erſparen; denn die vornehmſten Urſachen dieſes Verfalls werden alsdann von ſelbſt aufhören, und die Natur wird wieder eben ſo fruchtbar, eben ſo ergiebig ſeyn, als ſie geweſen. Aber ſo lange dieſes verſäumet wird, ſo ſind auch, (denn die Natur iſt nicht auf die Verſchwendung, ſondern auf die Mäßigkeit eingerichtet,) zuverläßig alle Bemühungen vergebens, und wir vermehren mit allen Anſtalten das Uebel. Ich will hier noch von keinem Verhängniſſe reden; ich will den Zuſtand der Welt nur nehmen, wie er unmittelbar in die Augen fällt. Die Quellen dieſes allgemeinen Verfalles ſind unläugbar die aus allen Ufern gebrochene und alle Stände überſchwemmende Ueppigkeit und der Leichtſinn. Dieſe Quellen wollen wir nicht verſtopfen; wir graben, und wollen noch neue Zuflüſſe hineinleiten, und wir wollen ihre Folgen nicht; wie widerſprechend! Wir wollen die Reichthümer der Natur vermehren, und

der Ueppigkeit keine Gränzen ſetzen; wir wollen den aus allen Gränzen der Menſchheit ausgebrochenen Leichtſinn nicht hindern, und wir raffiniren auf Bevölkerungen; wie unmöglich! Es wäre das gröſte Unglück, wenn es möglich wäre. Soll die Ueppigkeit noch unſinniger, ſoll der Leichtſinn, dieſe Peſt der Menſchheit, noch raſender werden? So lange Religion und Tugend dieſen Verfall nicht beſſern, ſo ſind die Schwächungen der Natur, die Entvölkerungen, der Mangel, nicht allein unausbleibliche Folgen, ſondern es ſind auch die einzigen Arzneyen, welche die Vorſehung in der Natur hat veranſtalten können, die noch gefährlichern Ausbrüche des Uebels zurück zu halten. Das phyſiſche Uebel iſt die Krankheit, das moraliſche iſt die Urſache. In der Krankheit arbeitet die Natur, die Urſachen wegzuſchaffen; wollen wir dieſer noch mehrere Nahrung geben, ſo verderben wir die Säfte immer mehr, und die Auszehrung oder der Brand ſind bey der ſtärkſten Conſtitution unvermeidlich.

Der Verfaſſer des Dictionaire iſt unter dem Artikel Guerre, über den Krieg, die Peſt und Tyranney bis zur Gotteslaͤſterung witzig, um zu erweiſen, daß dieſe ſchrecklichen Geißeln des menſchlichen Geſchlechts mit einer wohlthätigen und weiſen Vorſehung nicht beſtehen können. Um dieß Regiſter vollſtändig zu machen, wollen wir die Claſſe von ſolchen Philoſophen noch hinzuſetzen, die es ſich zum Beruf machen, mit dem Leichtſinne die ganze Theorie der Laſter zu predi-

predigen, und in ihren Schriften alles, was der Menſchheit noch je heilig geweſen iſt, verdächtig und lächerlich zu machen. Eine Philoſophie, die das menſchliche Geſchlecht noch unendlich mehr zerſtöret, als alle die hölliſchen Maſchinen, die der Krieg zur Zerſtörung der Menſchen je erfunden hat. Denn wenn der Krieg Jahre lang wüthet, einzelne Länder verwüſtet, ſo verbreitet ſich dieſes Gift über das ganze menſchliche Geſchlecht, dringt in das Innerſte der Familien, ſchleicht unter verrätheriſchen Namen in die unſchuldigſten Herzen, greift das menſchliche Geſchlecht in ſeiner innerſten Conſtitution an, tödtet noch ungebohrne Generationen, und würde endlich die ganze Menſchheit zerſtören, wenn der Herr der Welt, der auch dieſe raſende Periode vorausſah, und der alles Uebel bis auf einen gewiſſen Grad ſteigen läßt, um es dadurch wieder zu ſeinem eigenen Gegengifte zu machen, nicht auch dieſe Raſerey durch ſeine Vorſehung ſo zu lenken wüßte, daß eben der hohe Grad, wozu ſie ſteigt, mit allen den ſchrecklichen Folgen die Menſchen zu dem Gefühle bringen muß, was eine ſolche Philoſophie, die der Tugend und Sittlichkeit alle Bewegungsgründe nimmt, für Flüche über den Erdboden bringe, damit ſie die Wahrheit und Tugend ſo viel beſſer ſchätzen lernen. Kein vernünftiger Moraliſt, er trage bloß einen Mantel oder ein Chorhemd darüber, verdammet die Polieucte und Athalien als Werke eines böſen Geiſtes: aber eine ſolche Philoſophie verdammet alle Vernunft mit Recht, als eine Erfindung der Hölle, welche die groſſen Wahrheiten von Gott und der Tugend nur

allein zu Maſchinen auf dem Theater braucht, und unter dieſem geſtohlnen Namen, mit Hülfe von lauter verrätheriſchen Verfälſchungen, diejenige Religion den Menſchen verdächtig zu machen ſucht, welche die einzige wahre Stütze der Menſchheit iſt, welche noch allein die Würde der Menſchen erhält, daß ſie ſich nicht durch ihre Laſter ſelbſt zu Thieren machen, oder durch die Tyranney dazu gemacht werden; Diejenige Religion, die aus der Liebe Gottes und einer allgemeinen Menſchenliebe nur Ein Geſetz, ein unzertrennliches Geſetz, und dieſes Geſetz zur erſten Bedingung aller ihrer Verheiſſungen macht; die nur Eine Tugend, nämlich das Beſtreben, Gott in ſeiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden, kennet, und hiernach den Werth aller Handlungen richtet; die keinem herrſchenden Laſter verzeihet; die allen Leidenſchaften eine ſichere Wohlthätigkeit giebt; die allen Fähigkeiten und Schwachheiten der Menſchen angemeſſen iſt; die alle Stände in ihrer Ordnung erhält, alle Pflichten veredelt; die den Regenten mit dem Unterthan durch die feſteſten Bande verbindet, und beyder ihren Rechten eine gleiche Sicherheit giebt; die die Menſchen, indem ſie ſie zu einer höhern ewigen Vollkommenheit bereitet, zugleich zur höchſten Vollkommenheit führet, deren ihre Natur hier fähig iſt, und den Himmel hier ſchon auf die Erde bringen würde, wenn ſie nach ihrer wahren Fruchtbarkeit allgemein werden möchte. Und die Feinde dieſer göttlich wohlthätigen Religion, die es ſich laut zum Verdienſte machen, daß ſie vierzig Jahre an der Vertilgung derſelben gearbeitet, (aber der im

Himmel wohnet, lachet ihrer, und der HErr ſpottet ihrer,) dürfen ſich noch das Anſehen geben, als wenn ſie die Fürſprecher der Menſchheit wären!

Ich muß nur erſt dieſen Grundſatz hier noch einmal wiederholen, daß Gott, deſſen unendliche Weisheit und Güte die größte Vollkommenheit in der körperlichen Natur gewählet, und darinn keine andere Uebel zuläßt, als in ſo weit ſie die unentbehrlichen Mittel ſind, dieſe Vollkommenheit zu erhalten, die unendlich gröſſere moraliſche Vollkommenheit ſeiner freyen Geſchöpfe eben ſo ernſtlich zu erhalten, und die gefährlichern Ausbrüche ihrer unordentlichen Sinnlichkeit durch eben ſo weiſe Anſtalten zu verhindern ſuchen werde.

Laſſen Sie uns jetzt zuerſt den Krieg betrachten. Es iſt wahr, ohne Abſicht auf die Moralität der Menſchen würde dieſes grauſame Uebel ein unauflöslicher Einwurf gegen die Vorſehung eines weiſen uud gütigen Gottes ſeyn. Wie traurig, daß Menſchen, welche die deutlichſten Kennzeichen der Blutsfreundſchaft und einer gemeinſchaftlichen Abſtammung an ſich haben, welche in ihren Empfindungen ſich ſo ähnlich, und durch ſo viele Bande unter einander verbunden ſind, vernünftige Menſchen, die ſo viele weiſe und billige Geſetze zu ihrer gemeinſchaftlichen Wohlfahrt unter einander geſtiftet haben, daß dieſe noch kein ander Mittel kennen, ihre Foderungen gegen einander auszumachen, als was Tyger gegen Tyger brauchen; daß

oft, nur um den Ehrgeiz, den Eigennutz, oder die Rache einiger wenigen zu befriedigen, ſo viele tauſend Unſchuldige mit ihren Gütern, ihrer Freyheit, ihrem Leben die Opfer werden müſſen; daß ſo viele tauſend edle und würdige Menſchen, deren Leben ein Glück und eine Zierde der Menſchheit iſt, ihr Blut, ſo oft es von ihnen gefodert wird, mit dem Blut der Thiere vermiſcht, zu dieſen Opfern auf den fürchterlichen Walſtätten, wo der ſchnelleſte Tod noch eine Wohlthat iſt, mit vergieſſen müſſen; daß noch ſo viele tauſend andere aus den Armen der Ihrigen von ihren nützlichern Geſchäften wider ihren Willen dazu hingeriſſen werden; daß noch wieder ſo viel andere, ſo bald ſich eine dergleichen blutige Scene nur öffnet, ſchaarenweiſe, ohne zu wiſſen, worauf es ankömmt, ihr Leben für einen geringen Sold dem Freunde und Feinde willig verkaufen, und, wenn ſie es zur ganzen Beute davon getragen, ſich dieſes traurige Erhaltungsmittel gleich wieder wünſchen; und daß endlich, nach allem dieſen Blutvergieſſen, die übrig gebliebene Menſchheit für ihre künftige Ruhe nie etwas gewinnet: daß die neuen Zurüſtungen, welche die Furcht beſtändig erfordert, ſelbſt im Frieden alle Früchte deſſelben wieder verſchlingen; und daß die Verträge und Friedensſchlüſſe ſelbſt nichts als Anlagen zum neuen Kriege ſind, der, ſo bald die Menſchen, (nicht anders, als wenn es ihre erſte und natürlichſte Beſtimmung wäre,) zu dem nöthigen Maaße der Stärke nur herangewachſen, und die erſchöpfte Natur aus ihrer Ohnmacht ſich kaum wieder erholet, mit eben der Wuth, und mit eben

ſo

ſo wenigem Gewinn wieder anfängt! Ich wiederhole es, ohne Abſicht auf den ſittlichen Zuſtand der Menſchen, würde dieſes fürchterliche Uebel ſich aus einer weiſen Vorſehung nie erklären laſſen. Aber wir wollen es jetzt in dieſer Verbindung anſehen. Es würde zu vermeſſen ſeyn, bey einem jeden einzelnen Falle die weiſen Abſichten angeben zu wollen, warum Gott bald die eine Gegend vor der andern, bald die eine Zeit vor der andern, mit dieſem Gerichte heimſuchet. Gott, der allein die Verbindung der Dinge mit allen ihren Folgen überſieht, und dem, bey der Regierung des Ganzen, alle einzelne Geſchöpfe zugleich gegenwärtig ſind, der kann die weiſeſten und beſten Urſachen haben, die wir nimmer überſehen können; und wir haben nicht nöthig anzunehmen, daß er um des Ganzen willen das Schickſal der einzelnen Geſchöpfe überſehe, und, wie wir Menſchen es oft geſchehen laſſen müſſen, das Loos des Unglücks blindlings auf dieſen oder jenen fallen laſſe. Es muß und kann uns bey unſrer kurzen Einſicht allemal zu unſerer Beruhigung genug ſeyn, wenn wir im Ganzen ſehen, daß in der Natur kein Uebel iſt, welches von ſeiner Weisheit nicht geleitet wird, und daß auch der Krieg mit allen ſeinen Schrecken nicht bloß eine natürliche Folge des Stolzes, des Eigennutzes, und der Unruhe der Menſchen iſt; (denn dieß ſagte noch weiter nichts, als daß er ein Uebel ſey;) ſondern daß er zugleich ein heilendes Uebel iſt, daß die volle Natur eine Arzeney hat, und nicht allein die noch gefährlichern Ausbrüche verhüten, ſondern auch die Urſachen des Uebels mindern, und der menſchli-

chen Conſtitution, wenigſtens auf eine Zeitlang, eine neue Geſundheit wiedergeben muß.

Stellen Sie ſich erſt überhaupt den überwiegenden Hang der Menſchen zum Leichtſinn und zur Ueppigkeit vor, wie gewaltig derſelbe bey Ruhe und Ueberfluß überhand nehmen, wie unmenſchlich gleich die ganze Denkungsart dabey werden, und wie ſchnell ſich dieſe durch alle Claſſen der Menſchen gleich verbreiten kann. Nehmen Sie nun zugleich an, daß ein Abbe St. Pierre ein Syſtem erfinden könnte, wodurch alle öffentliche Ausbrüche des Krieges verhindert würden, daß die Welt ganze Jahrhunderte hindurch Frieden hätte, daß die Zahl der Menſchen ſich immerfort vermehrte, die Reichthümer ſich häuften, die Erfindungen zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menſchen immer ſtiegen. — Auſſer Streit ein entzückendes Bild von der Welt, wenn die Religion und die Tugend allemal zugleich wüchſen. Aber da wir die Menſchen nehmen müſſen, wie ſie ſind, in was für einen Verfall würde bey einem ſolchen ewigen Frieden das menſchliche Geſchlecht verſinken; wie ausſchweifend würden alle Laſter, wie tyranniſch der Stolz der Groſſen, wie unmenſchlich die Ueppigkeit der Reichen, wie vergiftet würde die ganze Denkungsart der Menſchen werden; was würden die ernſthaften Lehren der Tugend noch für Eingang finden; was würde Gott in den Augen der Menſchen bleiben; wenn dieſer Herr der Welt, der hier durch Stürme und Gewitter die Atmoſphäre vor peſtilentialiſchen

Fäulungen bewahret, und dort den innern Dünſten der Erde durch Volkane Luft macht, nicht auch durch dergleichen Plagen, wie der Krieg iſt, bald in dieſer, bald in einer andern Gegend die gefährlichen Ausbrüche der Unſittlichkeit hinderte? Die ganze Conſtitution der Menſchen wird dadurch gleichſam erſchüttert; ſie fühlet, wenn der Paroxysmus vorüber iſt, ihre Schwäche, und wird in ihren Trieben gemäßigt. Der herrſchende Leichtſinn wird im Ganzen gebrochen; es entſteht, wenigſtens auf eine Zeitlang, eine neue ernſthaftere Denkungsart; das Gefühl von Religion und Tugend wird wieder erweckt; man fängt den unbekannten Gott wieder an zu ſuchen; man ſieht, daß Macht, Klugheit, und Liſt noch unter einer höhern Regierung ſtehen, und daß es nicht die Politik der Cabinette noch die Taktik der Heere ſind, die das Schickſal der Welt beſtimmen. Die Ueppigkeit verlieret ihre Nahrung; die Zerſtörungen, die dadurch ausgerichtet werden, erwecken einen neuen Fleiß; es werden bey der Gelegenheit neue Künſte, neue wohlthätige Künſte erfunden; es wird eine Menge Menſchen dadurch in Ordnung gebracht und dem Staate nützlich gemacht, die demſelben vielleicht ſonſt zur Laſt ſeyn würden. Es werden gewiſſe edle Triebe erweckt, welche die Sittenlehre der Schule vielleicht nicht ſo allgemein gemacht hätte, und welche auch im Frieden ihre nützlichen Wirkungen behalten; die Gröſſe des Objects giebt der Seele eine Feſtigkeit und Gröſſe, und dabey eine Wirkſamkeit, wozu die einfachern und ruhigern Geſchäffte des Friedens nicht ſo leicht Gelegen-

heit

heit geben. Die Koſtbarkeit der Kriege verhindert die unaufhörlichen und weit mörderlichern und grauſamern Kriege der Wilden. Je mehr der Krieg eine Wiſſenſchaft wird, je mehr gewinnet die Menſchlichkeit dabey; Zucht und Ordnung werden die erſten und weſentlichſten Geſetze, Wiſſenſchaft und Mäßigung die erſten Eigenſchaften; die Gröſſe des Helden wird nach der Gröſſe ſeines Geiſtes und ſeiner Menſchlichkeit gemeſſen; der Unwiſſende wird mit aller ſeiner Kühnheit verachtet; bloſſe Herzhaftigkeit iſt die Eigenſchaft des gemeinen Mannes, unnöthige Grauſamkeit das gehäſſigſte Laſter, und der Räuber im Felde iſt in Aller Augen das, was der Räuber auf der Heerſtraſſe iſt. Bey einem ewigen Frieden würden die niedrigen Familien in einer ewigen Knechtſchaft bleiben, die Groſſen würden unerträglich tyranniſch werden: Hier findet ein jeder Geiſt die Gelegenheit zur Ermunterung; die Gelegenheit macht ihm Muth, ſeine Fähigkeiten zu zeigen; er wird von einem edlen Triebe belebt, und vielleicht der Stammvater eines neuen Geſchlechts, das in wenigen Generationen eine Wohlthat und Zierde ſeiner Zeit wird. Der träge Stolz wird dagegen zu wohlthätigern Sitten wieder gezwungen; die Reichthümer bekommen einen neuen Strom, und bringen dadurch die Fruchtbarkeit auch in ſolche Gegenden, die der Mangel in einer unthätigen Dürftigkeit erhielt. Selbſt die Menſchen und ihre Charactere werden mehr unter einander gemiſcht; die Verſchiedenheit, die das Clima und die Regierungsform darinn verurſachen, und die bey einem ewigen Frieden

aus

aus einer jeden Nation endlich eine ganz andere Art von Menſchen machen würden, verlieret ſich; die kriegenden Völker lernen einander genauer kennen; ſie ſchlagen ſich, und nehmen unvermerkt eines des andern Sitten an; die Rauhigkeit des einen wird durch den Leichtſinn des andern gemildert; durch die damit verknüpfte Vermiſchung der Menſchen werden die Denkungsart und die Sitten ſich im Ganzen ſo viel ähnlicher; die Menſchen werden mehr Eine Familie; die Künſte und Wiſſenſchaften werden nach andern Orten hinüber getragen; die Eroberung von Conſtantinopel iſt der Grund der ganzen Erleuchtung von Europa.

Sie ſehen, ich beſchreibe die Wohlthat des Fiebers. Es bleibt eine Krankheit, welche die Natur allemal auf eine Zeitlang ſchwächt, und, wo ſie zu oft kömmt, ſie nie zu ihrer rechten Geſundheit kommen läßt: indeſſen iſt es bey der fortdaurenden Unmäßigkeit nicht allein eine Folge, ſondern auch zugleich eine von dem weiſen Schöpfer veranſtaltete wohlthätige Bemühung unſerer Natur, das Uebel, was da iſt, wieder wegzuſchaffen, und die gefährlichen Folgen deſſelben zu verhüten.

Die Tyrannen ſchafft ein jedes Volk ſich ſelbſt, und die Tyranney iſt allemal eine Folge der Verachtung, die es durch ſeine Niederträchtigkeit ſich zugezogen hat. Die ärmſte Tugend iſt nie in dieſer Gefahr, und ſo lange dieſe bey einem Volke ihren Werth behält,

behält, da kann es dem kühnſten Stolze nicht einfallen, es zu Sclaven zu machen. Wer aufrecht ſteht, den wagt Niemand zu untertreten; aber wenn er ſich ſelber hinwirft und thieriſch kriecht, ſo macht er den Feigſten dreiſt, über ihn wegzugehen. Wenn die Tugend bey einem Volke erſt ihren Werth verloren; wenn es, für ſeine Ueppigkeit zu arm, ſeine edelſten Rechte ſelbſt verkauft, um für jene nur mehrere Nahrung zu finden; wenn Gewiſſen und Treue für den niedrigſten Lohn feil ſind, und alles um die Wette ſich zum Throne drängt, um das Gnadenzeichen der Kette zu haben; da bereitet es ſeine Sclaverey ſich ſelbſt, und da kann hernach auch die einzelne Tugend dem allgemeinen Joche nicht widerſtehen.

Der ſchrecklichſte Schauplatz, der je in der Welt davon geweſen, war Rom unter ſeinen erſten Kaiſern. So lange Mäßigkeit in Rom noch eine Tugend, Armuth noch kein Laſter, geraubter Reichthum und Ueppigkeit noch kein Verdienſt waren; ſo lange Rom ſich noch eine Ehre aus der Tugend machte, ſeine Sittenrichter hatte, und die Götter fürchtete, ſo lange war Rom vor allen Tyrannen ſicher. Aber nach der Eroberung von Carthago fieng es an, ſeine eigene Sclaverey ſich nach und nach ſelber zu bereiten. Es hatte noch Kriege; dieſe waren aber faſt nichts, als Heerzüge um die Reichthümer aus Aſien im Triumph nach Rom zu holen. Und mit dieſem Reichthume überkam es auch alle aſiatiſche Ueppigkeit. Nun war Rom der glückliche Staat; — mehr als eine halbe Million Einwoh-

wohner; — einzelne Bürger, die einen königlichen Aufwand machten; — Schauſpiele, die Millionen koſteten; — Luculle, bey denen in ſo vielen Sälen täglich zugleich angerichtet werden konnte; — Köche, die mit ihrer verſchwenderiſchen Kunſt Apicier zur Verzweifelung bringen konnten. Der Geſchmack in den ſchönen Künſten ſtieg zugleich; aber ſie gaben der Ueppigkeit auch ſo viel gröſſere Reizungen; und nun war Rom auch ſeinem ſchrecklichſten Verfalle nahe. Die Julier, die Marier, die Pompejer, die Antonier, waren zu groß, um Bürger zu ſeyn; keiner wollte weniger als die Herrſchaft der ganzen Welt, und ein jeder ſuchte zu ſeinem Endzwecke durch die Beſtechung des Volks, und durch eine allgemeine Geſetzloſigkeit zu kommen. Rom wurde die ſchrecklichſte Mördergrube. Der Reichthum machte die Verſchwendung immer gröſſer, die Verſchwendung und Ueppigkeit machten die Raubſucht immer unerſättlicher; was zu ſchwach war, mit Armeen zu rauben, das raubte durch Betrug, Liſt, und Verrätherey; und was zuerſt durch den Reichthum laſterhaft geworden, das wurde es durch den Mangel noch mehr, der keine Schandthat unverſucht ließ, der gewohnten Wolluſt neue Nahrung zu verſchaffen. Die Wolluſt entkräftete und tödtete endlich alle männliche Tugenden, und das römiſche Volk, das die alleredelſte Nation geweſen, wurde in wenigen Generationen die allerniedrigſte Rotte, die je der Erdboden getragen, und die ſchon alle Niederträchtigkeit der Sclaven hatte, ehe die Tyrannen noch gebildet waren. Aber ſie waren eine unausbleibliche Folge.

Ohne

Ohne Abſicht auf die Beſchaffenheit des Volcks, iſt die Reihe dieſer Ungeheuer die ſchrecklichſte Erſcheinung, welche die Natur je verunſtaltet hat. Ein Tiberius in Capreå mit einem Sejan; — ein Caligula, der ſeinem ganzen Volcke nur Einen Nacken wünſcht; — ein Nero, der ſich mit einer Locuſte einſperret, und Gifttränke für ſeine Unterthanen kocht; — ein Domitian, der ſich an den Thieren übt, wie er ſeine edelſten Bürger würgen will. — Aber ſehen Sie dieſe Scheuſale in der Verbindung an, ſo ſind es Henker, die das Volk ſich ſelber gebildet, und die Vorſehung aus gerechtem Gerichte zugelaſſen hat, um eine Denkungsart auszurotten, wobey die Menſchheit hätte untergehen müſſen. Alle Furcht vor den Göttern war verſchwunden; der ganze Senat beſtund, nach dem eigenen Geſtändniß des Verfaſſers des Dictionaire, aus offenbaren Gotteslåugnern; das herrſchende epikuriſche Syſtem, welches Fabricius, an der Tafel des Pyrrhus, allen Feinden ſeines Vaterlandes wünſchte, hatte der menſchlichen Natur, ſo wie der Tugend, alle ihre Würde genommen; die ſich ſo nennenden Philoſophen waren eine Bande griechiſcher Schwätzer, die den Schlemmern ihre üppigen Mahlzeiten verdauen halfen; die äuſſerlich ſtarke ſtoiſche Philoſophie hatte zu viel innerliche Schwäche, um jemals ein geltendes allgemeines Syſtem zu werden, und half weiter zu nichts, als dem einen und dem andern einigen mehrern Muth zum Selbſtmorde zu machen. Der kriegeriſche Geiſt, der ſich unter aller Ueppigkeit noch allein erhalten hatte, war auch noch zu ſtark, und der übri-

ge Theil der Welt durch die Raubbegierde dieſes Volcks noch zu entkräftet, als daß ein anhaltender Krieg dem Uebel hätte ſteuren können. Zum ewigen Denkmale ihrer Gerechtigkeit, und zur Warnung für die ganze nachkommende Welt, trug alſo die Vorſehung ſolchen Henkern, die das Volk durch ſeine Niederträchtigkeit und Bosheit ſich ſelbſt geſchaffen hatte, die Vollziehung dieſes ſchrecklichen Gerichts auf. Die Ungeheuer fiengen alle ihre Regierung mit Behutſamkeit, und zum Theil mit unverdächtigen Beweiſen der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit an, und das Ende derſelben würde wie der Anfang geweſen ſeyn, wenn die ſclaviſche Niederträchtigkeit des Volks und ſeine raſenden Schmeicheleyen ſie nicht zu ſo kühnen Unmenſchlichkeiten gereizet hätten. Auguſtus beſtieg wenigſtens mit einem ſchwärzern Herzen den Thron, als eines von den folgenden Ungeheuern bey dem Antritte der Regierung fürchten ließ; aber die noch nicht ganz vertilgte Tugend des Volks, und die Würde ſeines Agrippa, erhielten ihn in der Ehrfurcht, daß er als ein Vater des Vaterlandes ſtarb. Tiberius hatte alle Laſter eines gebohrnen Tyrannen; aber da er auch alle Feigheit davon hatte, ſo würde er vielleicht durch ſeine übrigen Vorzüge der groſſe Regent für Rom geblieben ſeyn, der er vorher als Feldherr war. Allein da die Raubſucht des in aller Ueppigkeit verſunkenen Volcks, während der letzten fünfzig Jahre, da die oberſte Gewalt ſchon die einzige Quelle aller Reichthümer geweſen, auch ſchon ſo viel niederträchtiger geworden war, und der Senat ihm die unumſchränkte Herr-

ſchaft, die er mit der furchtſamſten Vorſtellung ſuchte, mit den allerniederträchtigſten Schmeicheleyen ſelber aufdrang; ſo verdiente er auch alle die verächtlichen Grauſamkeiten, womit nachher der Tyrann ſeine Herrſchaft über ihn ausübte. Caligula, Nero, und Domitian bekamen nach einer jeden neuen Unmenſchlichkeit neue göttliche Verehrungen, neue Altäre; aber verdient ein Senat, der ſolche Scheuſale vergöttert, nicht allemal, das erſte Opfer ſolcher Gottheiten zu werden? Man wird ſagen, dieß wären natürliche Folgen; das ſind ſie auch; aber wie ſind natürliche Folgen vom Verhängniſſe unterſchieden? Es ſind Wirkungen und Begebenheiten, die der Herr der Welt zur Ausführung ſeiner weiſen und gerechten Abſichten, nach dem jedesmaligen Zuſtande der Welt und dem Verhalten der Menſchen, in dem Laufe der Dinge veranſtaltet.

Die anſteckenden Seuchen und die unnatürliche groſſe Sterblichkeit unter den Menſchen müſſen wir aus eben dieſem Geſichtspunkte beurtheilen. Es wäre auch dieß ſonſt ein unerklärliches Phänomenon, warum Gott die menſchliche Natur hierinn allein ſo viel ſchwächer als die Natur der Thiere gemacht hätte, da ſie durch ihre ganze übrige Anlage ſo unendlich über die thieriſche erhaben iſt. Denn der Menſch iſt wirklich der Herr der Erde. Die Thiere ſind nur für Ein Clima erſchaffen; ihre Natur iſt nur auf Eine Art von Nahrung eingerichtet, und ein jedes genieſſet ſeine Nahrung nur einfach und roh: Der Menſch

kann hergegen in allen Gegenden der Welt, wie in ſeinem Vaterlande, leben; er genieſſet Fleiſch und Kräuter, er vermiſchet die Früchte vom Nordpole mit denen aus Indien, und ſchafft ſich den Reichthum, den die Natur ihm darbietet, zur Vermehrung ſeines Vergnügens noch ſelber ins unendliche um. Aber ſo viel ſtärkere Warnungen brauchte der Menſch auch, ihn von der Unmäßigkeit zurück zu halten, welche, wenn er ſich derſelben überläßt, auch auf die ganze Conſtitution nothwendig einen ſo viel ſchädlichern Einfluß haben muß. Die Zärtlichkeit unſerer Conſtitution iſt hiernach aufs genaueſte abgemeſſen. Sie giebt uns von der einen Seite alle die feinen Empfindungen, daß wir die Vorzüge unſrer Natur ſo viel mehr genieſſen können; aber ſie iſt auch auf der andern Seite ſo viel warnender, daß wir unſre Sinnlichkeit nicht thieriſch misbrauchen ſollen. Denn ein weiſer Schöpfer konnte uns durch die Einrichtung unſerer Natur nicht ſelbſt zur Unmäßigkeit und zum Misbrauche ſeiner Gaben reizen. Dieß iſt alſo unwiderſprechlich, daß ein groſſer Theil der Krankheiten, und die ſchrecklichen Seuchen, welche die menſchliche Natur aufs grauſamſte verſtellen, ſich aus der Natur ganz wieder verlieren würden, ſo bald die Unordnungen wieder aufhörten, wovon ſie die natürlichen und gerechten Folgen ſind, und daß überhaupt die ganze menſchliche Conſtitution ihre erſte paradieſiſche Vollkommenheit und Schönheit nach und nach wieder erhalten würde, wenn die Unmäßigkeit, und der aus der grauſamen Verſchwendung zugleich für die Armen

entſtehende unnatürliche Mangel der nöthigen geſunden Nahrungsmittel alle Theile der menſchlichen Conſtitution nicht dergeſtalt ſchwächten, daß auch die geringſte widrige Miſchung der Luft ſchon ein anſteckendes Gift wird, und den Zunder der Sterblichkeit dergeſtalt mit allen unſern Säften vermiſcht, daß das natürliche Ziel des menſchlichen Lebens von den allerwenigſten erreicht wird. Alle Krankheiten können zwar nicht als eine ſolche Folge der Unordnung angeſehen werden. Die Peſt und andere anſteckende Seuchen wüthen davon unabhängig, und ihr Gift iſt eine unmittelbarere Wirkung der Luft, ſo wie ihre ſchnelle Verbreitung eine unvermeidliche Folge des geſelligen Lebens iſt. Da aber alle andere Uebel nicht allein unvermeidliche Folgen eines gröſſern Guts ſind, ſondern auch durch ihre weiſe Verbindung wiederum zu wirklichen Anſtalten in der Natur werden, die mit dem ganzen übrigen Zuſtande der Welt und unſrer Sittlichkeit das genaueſte Verhältniß haben; ſollten wir denn dieſe Seuchen nicht auch für ähnliche Anlagen in der Natur zur zeitigen Verminderung der Menſchen anſehen können, die Gott aber als der Herr der Welt allemal in ſeiner Gewalt behält, und nach ſeiner Weisheit bald über dieſe bald über jene Gegend leiten; aber auch, wenn ſeine heiligen Abſichten erreicht ſind, zur Schonung der Menſchlichkeit jedesmal wieder mildern und aufheben kann? Der Gedanke ſcheinet beym erſten Anblicke für die weiſe Güte des Schöpfers vielleicht zu hart. Mußte denn, möchte man denken, um die Unordnungen der Sinnlichkeit einzuſchränken, die Natur

zu einem Zeughauſe von ſo mancherley ſchrecklichen Mordrüſtungen gemacht, und derjenige Theil der Menſchheit, den die andern Zerſtörungen übrig laſſen, noch durch ſo viele Arten von vergifteten Seuchen vermindert werden, und die Erde immerfort um ein Drittheil wüſt bleiben? Ein Paar Anmerkungen werden es aber vielleicht deutlich machen. Dieß braucht überhaupt wohl keines Beweiſes mehr, daß wir Menſchen, ſo lange wir in dieſem ſinnlichen Zuſtande ſind, wenn wir nicht alles Gefühl für die Tugend und für Gott ſelbſt verlieren ſollen, keine von allen Seiten vollkommene Glückſeligkeit haben dürfen. Es iſt alſo nur die Mannichfaltigkeit der Uebel, und die damit verbundene Entvölkerung der Erde, was uns für eine göttliche Vorſehung zu grauſam dünkt. Aber da unſere Sinnlichkeit in ſo mancherley Unordnungen ausbrechen kann, iſt es da der Weisheit der Vorſehung nicht gemäß, daß auch die Natur der Gegenmittel, wenn ſie anders die Wirkſamkeit der Arzeney haben ſollen, darnach vervielfältiget werde? Unter einerley anhaltenden Leiden würde unſere Natur erliegen, und die Vorſehung würde ihre weiſe Abſicht dabey nie erreichen. Sollte aber deren Mannichfaltigkeit mehr grauſam, und der weiſen Liebe des Schöpfers und Regenten der Welt weniger gemäß ſeyn? Wollten wir dafür immer einerley Plagen, ewige Kriege, ewige Erdbeben, ewigen Mangel? Dieß würde ein unnützes Uebel ſeyn, wobey die Natur zu Grunde gehen, und die Menſchen gegen die heilſame Abſicht Gottes völlig unempfindlich werden würden. Bey dieſen Ab-

wechſelungen wird die Menſchheit hergegen am meiſten geſchonet, die Natur kann ſich in ihren geſchwächten Theilen immer wieder erholen, und die Vorſehung erreicht ihre Abſicht weit vollkommener. Es iſt wahr, die beſtändige Todesgefahr, der wir bey dieſen mannichfaltigen Arten der Sterblichkeit in allen Altern unſers Lebens immerfort ausgeſetzt ſind, hat für unſere Natur allerdings etwas fürchterliches. Aber wir wollen annehmen, daß wir uns auf ein gewiſſes Ziel unſers Lebens verlaſſen könnten; daß die Jugend uns und unſre Familie gegen dieſe Gefahr zuverläßig ſchützte; daß wir auch ſelbſt bey reifern Jahren unſer Leben durch eine genaue Mäßigkeit dergeſtalt in unſerer Gewalt hätten, daß wir bey einer geſunden Conſtitution keine ungeſunde Witterung, keine anſteckende Seuche zu fürchten hätten: Wie unerſättlich würden unſre Begierden, wie unmäßig alle unſre Leidenſchaften, wie kühn würden die Entwürfe unſers Geizes und unſers Stolzes werden! Und da unſre ganze Natur behauptet, daß unſer jetziges Leben nichts als die Vorbereitung zu einem zukünftigen vollkommenern Leben iſt; würden auch alle übrige Mittel, welche die Güte Gottes hierzu verordnet hat, hinreichend ſeyn, uns dazu zu erwecken, wenn die Ungewißheit der Stunde, worinn der Herr unſers Lebens uns dazu abrufen wird, das Gefühl von der Wichtigkeit dieſer groſſen Veränderung unſerer Natur durch die täglichen Beweiſe ihrer Hinfälligkeit nicht beſtändig in unſerm Gemüthe erneuerte?

Der andere Anſtoß iſt die hierdurch verurſachte fortdaurende Entvölkerung der Erde. Es iſt wohl gewiß, daß der Schöpfer, der in allen übrigen Claſſen der Geſchöpfe ihre Vermehrungskraft gegen ihre Erhaltungsmittel mit ſo unendlicher Weisheit abgemeſſen hat, bey der Fruchtbarkeit allein, die er unſerer Natur eingepflanzt, ſich nicht ſo verrechnet haben werde, daß er deßwegen nöthig hätte, dieſelbe durch andere Anſtalten in der Natur wieder zu vermindern. Aber laſſen Sie uns annehmen, daß das menſchliche Geſchlecht nach ſeiner innern Fruchtbarkeit, ohne Abnahme, zu ſeiner vollen Reife käme, und daß folglich alle Winkel des Erdbodens gleich ſtark bevölkert wären: (Setzen Sie aber dabey immer die Unmäßigkeit, den Stolz, den Neid, den Geiz, den Hang zur Ueppigkeit voraus, wozu wir geneigt ſind:) Was würde die Welt für ein fürchterlicher Schauplatz von Verwirrung werden, wenn wir uns mit unſern ungeſtümen Leidenſchaften nirgend ausweichen könnten; wenn nicht irgendwo unbewohnte Länder, wüſte Canadas übrig wären, wo unſere Habſucht ſich hineinſtürzen könnte; ſondern wenn wir allemal erſt, um Raum und Nahrung dafür zu finden, cimbriſche Heerzüge, mexicaniſche Blutbäder anſtellen müßten; oder wenn, wie ehemals bey den Griechen und noch jetzt bey den Chineſern, die Verminderung der Menſchen ein Stück der unmenſchlichſten Staatsklugheit werden müßte? Wie glücklich, daß der Schöpfer der Menſchen dieſe Minderung nach ſeiner Weisheit ſelber übernimmt, die, bey der Fürſorge für das Beſte des Ganzen,

auch den einzelnen Menſchen nie aus den Augen verlieren kann; und daß die Staatsklugheit nur für die Vermehrung und Erhaltung der Menſchen zu ſorgen hat, wobey die Menſchheit, ſo demüthigend dann auch zuweilen die Urſachen für ſie ſeyn möchten, wenigſtens noch allezeit gewinnt!

Sollte aber Gott, bey der Anlage der menſchlichen Natur, ihre Vermehrungskraft hiernach gleich gemindert haben; ſo hätte ſeine Vorſehung ſo viele andere weiſe und wohlthätige Abſichten hiebey verloren; ſo wären überhaupt ſo viel weniger vernünftige Geſchöpfe zu ihrer glücklichen Exiſtenz gelangt, und auch jene vollkommnere Stadt Gottes würde an Einwohnern ſo viel leerer geblieben ſeyn, und Gott würde ſich ſelbſt dadurch gehindert haben, bey einer allgemeinern und beſſern Sittlichkeit, den Zuſtand der Welt auch ſo viel blühender zu machen.

Ich ſage noch, daß wir die jetzige übertriebene Freyheit im Denken, die unter dem Namen der Philoſophie nichts als eine Theorie aller Laſter iſt, und der Tugend durch die Verſpottung der Religion alle ihre wahren Bewegungsgründe zu nehmen ſucht, mit in die Claſſe dieſer allgemeinen und verderblichen Seuchen, die das menſchliche Geſchlecht zerſtören, ſetzen könnten. Man könnte es ebenfalls als einen Einwurf gegen die Vorſehung anſehen, wie die Weisheit Gottes diejenige Religion, die ſie durch ſo viele ausserordentliche Anſtalten zu beſtätigen geſucht hat, dem Un-

glauben

glauben dergeſtalt Preis geben könne, daß ſie ſelbſt ein Geſpött der laſterhafteſten und dümmſten Thoren wird.

Aber die Vorſehung iſt auch hier eben dieſelbe. Mit eben derſelben Weisheit, womit ſie alles andere Uebel in der Welt zuläßt und leitet, daß es nicht allein ſein eigenes Gegengift, ſondern auch noch das Mittel zu einem weit überwiegendern gröſſern Gute werden muß, mit derſelben Weisheit läßt ſie auch dieſes zu. Alles Böſe muß erſt zu einem gewiſſen merklichen Grade von Gröſſe ſteigen, wenn es dieſe heilende Wirkung bekommen ſoll. Dieß iſt unſerer Schwachheit, und folglich auch der Weisheit Gottes gemäß. Wir würden auf die Schädlichkeit deſſelben eher nicht aufmerkſam werden; es würde ein ſchleichendes Uebel bleiben, wovon wir die wahren Urſachen nicht entdecken würden, oder wir würden vielleicht dieſe mit ganz fremden und unſchuldigen Urſachen vermiſchen. Die Vorſehung könnte dieſe Wirkungen ſchneller hervorbringen; aber durch den langſamern Weg erhält ſie unendlich viel weiſe Nebenabſichten; die Welt wird zu dem groſſen Endzwecke, den ſie ſich dabey vorgeſetzt, beſſer zubereitet; die Wirkung ſelbſt wird ſo viel ſicherer, ſo viel reifer. Erſt mußte ein Malagrida ſeinem Könige nach dem Leben ſtehen, ehe Portugal die Augen aufthat, und ſich von den gefährlichen Grundſätzen einer Secte überführen ließ, wovon es bisher die gröſte Stütze geweſen war. Erſt mußte der groſſe Geiſt eines intoleranten Boſſuets die

Clauden,

Clauden, die Basnagen, die Lenfants und Beauſobres bilden; erſt mußte Harlais Verfolgungsgeiſt die proteſtantiſchen Länder, die Louvois Stolz verwüſtet hatte, mit den edelſten Bürgern wieder bereichern; erſt mußte ein unſchuldiger Calas gerädert werden, ehe Toulouſe ſeine Davids und ſeine Mordproceßionen mit Schaudern anſieht, und ehe Voltaire ſelbſt erwecket wird, die Seufzer der Natur und der Religion über die Grauſamkeit des Verfolgungsgeiſtes vor den Thron des menſchlichſten Königs zu bringen, und ſeine rührende Beredſamkeit zur Vertheidigung der weſentlichſten Rechte derjenigen Religion noch am Ende ſeines Lebens anzuwenden, (möchte er dafür zur Vergeltung, ehe er dieſes Leben verläßt, ihre göttliche Wohlthätigkeit und Wahrheit noch in ihrer ganzen Stärke empfinden!) die er in ſeinem ganzen Leben miskannt hat. Dieß iſt der Weg, welchen die Vorſehung in der ganzen Natur nimmt; und man kann der Geſchichte der Religion und der Wahrheit überhaupt nicht nachgehen, ohne eben die Spuren dieſer Weisheit auf ihrem ganzen Wege mit Bewunderung wahrzunehmen.

So lange das menſchliche Geſchlecht in ſeinem gegenwärtigen ſchwachen Zuſtande ſeyn wird, ſo lange werden auch der Aberglaube und der Unglaube über einen Theil der Menſchen ihre Herrſchaft behalten. Einige werden immer aus Trägheit und Einfalt alles blindlings für Religion annehmen, was der Enthuſiasmus, oder Argliſt und Eigennutz unter dieſem heiligen Namen

ihnen

ihnen aufbürden; der Leichtſinn wird hergegen ſich immer, unter dem Vorwande der Vernunft, von aller Verbindlichkeit loszumachen ſuchen. Der Menſch iſt indeſſen von Natur allemal zum Aberglauben geneigter als zum Unglauben; ſeine Sinnlichkeit behält dabey immer ihren hinreichenden Schutz, und das natürliche Gefühl von der Gottheit widerſteht der Theorie eines offenbaren Unglaubens. Er trägt daher dieß Joch bis zu einem gewiſſen Grade der Laſt, mit eben der knechtiſchen Geduld, womit er alle Sclaverey überhaupt trägt. Aber endlich wird es ihm unerträglich, beſonders, wenn er die glücklichen Vortheile der Freyheit vor ſich ſieht; ſeine Natur empört ſich dagegen, er fängt an ſeine Menſchlichkeit zu fühlen, er will ſich ihre Rechte wieder zueignen, das Loſungswort iſt Freyheit; und je gröſſer ihm die Vortheile der Freyheit in die Augen leuchten, je gröſſer wird ſein Haß gegen bisherige Knechtſchaft. Aber der Misbrauch der Freyheit iſt hier auch unvermeidlich. Das verderbte Herz, das auch das ſanfte Joch der Wahrheit und Tugend mit Unwillen trägt, wird bey dieſer Gelegenheit ſich von aller Verbindlichkeit der Religion loszumachen, und, wie der Pöbel bey der Revolution eines Staats, in einer völligen Anarchie ſeine Vortheile ſuchen. Es wird alle Wahrheit unter dem Vorwande des Aberglaubens angreifen, und es da mit ſo viel mehrerm Schein thun, wo die Wahrheit von dem Aberglauben noch nicht ganz geſchieden iſt.

Dieſe Freyheit iſt vielleicht noch nie, ſo lange die Welt ſteht, ſo ungebunden als jetzt geweſen; denn die Vortheile der wahren Gewiſſensfreyheit ſind noch nie zu dem Grade geſtiegen. Das Licht bricht jetzt durch alle Finſterniß, worinn die Unwiſſenheit und der Fanatismus es bisher noch zurück zu halten geſucht, mit Gewalt durch; die Vortheile können nicht mehr unterdrückt werden; ſie werden zu ſichtbar, ihre Wirkungen zu rührend; die Philoſophie und die Staatskunſt empfinden ſie beyde zugleich, und beyde arbeiten mit vereinigten Kräften ſie allgemein zu machen; die Knechtſchaft wird immer gehäßiger. Die Vorſehung hätte auch dieſen Endzweck weit ſchneller erreichen können; aber der Weg, den ſie gewählet, iſt unendlich ſchonender und ſicherer. Sie ließ das Licht nur erſt an der Seite aufgehen, wo es am erſten durchbrechen konnte, in denen Gegenden, denen die Laſt und der Pracht des Aberglaubens, wegen ihrer Lage und ihrer übrigen Verfaſſung, am unerträglichſten waren. Hier blieb es ohne einen merklichen Fortgang zweyhundert Jahre, wie ein Nordlicht, ſtehen. Aber es mußte durch die allmähliche Zertheilung der noch übrigen Nebel ſeinen eigenen Horizont erſt völlig aufklären; die Früchte, die es durch ſeinen wohlthätigen Einfluß hervorbringen ſollte, brauchten dieſe Zeit zu ihrer vollen Reife. Nun aber bricht es mit ſo viel gröſſerer Gewalt hervor; ſeine Stralen verbreiten ſich auch über die entfernteſten Gegenden; auch dieſe fangen an den geſegneten Einfluß davon zu empfinden. Je lebhafter derſelbe empfunden wird, je gehäßiger wird der Aberglau-

be; die alten Mittel, die ihn in ſeiner vollen Finſterniß fruchtbar machten, haben ihre Kraft verloren; ſein Reich wird von allen Seiten angegriffen; die mächtigen Stützen ſeines Throns, die durch ihre gemeinſchaftliche Verbindung aller weltlichen Macht unüberwindlich ſchienen, zerfallen nach und nach von ſich ſelbſt; und der gewaltige Orden, welcher vor dritthalb hundert Jahren von der Vorſehung gleichſam gewählet ſchien, durch ſeine drohende Gröſſe und ſeinen fürchterlichen Verfolgungsgeiſt den erſchütterten Thron auf ewig zu befeſtigen, muß mit ſeinem Fall vielleicht das Mittel werden, die Abſichten der Vorſehung ſo viel kräftiger zu befördern. Indeſſen wird die Wahrheit von ihrer wohlthätigen Seite immer freundſchaftlicher angeſehen, und findet nunmehr durch die willige Aufnahme einen weit ſicherern und zuverläßigern Eingang, als wenn ſie, noch ungekannt und gehaſſet, durch gewaltſamere Mittel der Welt früher wäre aufgedrungen worden. Dieſer allgemeine Haß gegen den Gewiſſenszwang giebt freylich dem Leichtſinne die beſte Gelegenheit, unter dem geliebten Namen von Philoſophie die kühnſten Angriffe auf die Religion ſelbſt zu wagen, und da er die Vortheile der ſchönen Wiſſenſchaften, der Critik und Philoſophie zu Gehülfen hat, ſo mußten ſeine Angriffe nothwendig auch ſo viel blendender und gefährlicher ſeyn. Dieſer Misbrauch aber war, wenn die Vernunft und Menſchlichkeit endlich zu ihren Rechten wieder kommen ſollten, nicht zu vermeiden. Sollte dieſe Freyheit zu denken durch Pönal-Geſetze immer eingeſchränkt bleiben, wie bald

würde

würde der Aberglaube, mit Hülfe dieſer Waffen, die Gränzen ſeiner Herrſchaft über das ganze Reich der Wahrheit und Vernunft auszubreiten ſuchen; wie tyranniſch würde er mit ſeinem bleyernen Scepter daſſelbe beherrſchen, und wie traurig würde hiebey insbeſondere das Schickſal der Religion ſeyn! Sie würde nie hoffen dürffen, von den menſchlichen Zuſätzen gereinigt, zu ihrer erſten göttlichen Einfalt wieder zu gelangen, je mehr auf der andern Seite die Erleuchtung der Vernunft ſtiege, je gehäßiger und verächtlicher würde ſie derſelben in ihrer unlautern Geſtalt werden müſſen; die keuſcheſte Vernunft würde es nicht wagen dürfen; das allgemeine Licht der Wiſſenſchaften zu ihrer Aufklärung anzuwenden; ſie allein würde von der glücklichen Erleuchtung der Zeit nichts gewinnen, ſondern ihre ganze Erleuchtung immerfort von den traurigen Flammen der Scheiterhaufen nehmen müſſen. Indeſſen würde aller dieſer Zwang das Wachsthum des Unglaubens nichts mehr verhindern; bey der erleuchtetern Philoſophie und Critik würde ſich dieſer ingeheim nur ſo viel mehr verbreiten; die Laſter würden dadurch nur ſo viel kühner und allgemeiner werden; und ſo lange er aus Furcht vor den Geſetzen die Maske der Religion vorhalten müßte, würde die Schädlichkeit ſeiner vergifteten Grundſätze nie ſo deutlich erkannt, und ihren ſchädlichen Wirkungen mit ſo glücklichem Erfolge nie vorgebeugt werden können. Aber nun, da der Unglaube, unter dem gemißbrauchten Schutze der Freyheit zu denken, ſich das Recht nimmt, alles, was der Vernunft und der Menſch-

lich-

lichkeit nur je heilig geweſen iſt, mit der frechſten Verwegenheit anzugreifen, nun gewinnt ihre Wahrheit von allen Seiten. Denn da er ſeine Angriffe mit allem verſtärkt, was er von der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften nur ſcheinbares borgen kann, und da er zur Entſchuldigung ſeiner mißlungenen Angriffe nun nicht mehr ſagen darf, daß es ihm nicht erlaubt ſey, die Religion in ihrer wahren Schwäche vorzuſtellen; ſo iſt auch alles, was ſich jetzt gegen ſeine Angriffe erhält, ſichere, unüberwindliche, göttliche Wahrheit. Dem Aberglauben ſind alle dieſe Angriffe ſchrecklich; der kann ſich dagegen nicht erhalten; alle Wunden, die er jetzt bekömmt, ſind tödtlich; aber dieß iſt für die Wahrheit ein neuer Gewinn. Der Vorwitz und der Enthuſiasmus, die bey mehrerer Sicherheit immer geneigt bleiben, der Religion ihre Zuſätze aufzudringen, dürfen bey dieſer ſcharfſichtigen Wachſamkeit des Unglaubens es nicht wagen, ſie damit verbinden zu wollen. Dieß aber giebt ihr eben ihre eigenthümliche göttliche Simplicität wieder; dieß macht ſie eben ſo viel ſtärker, ſo viel göttlicher, der Vernunft ſelbſt ſo viel verehrungswürdiger. Bey den Angriffen, die in den finſtern Zeiten die Vanini und Brune mit ihren ſtumpfen Waffen auf ſie machten, gewann und verlor ſie nichts; aber die Tindal, die Spinoza, die Collins, die Bolingbroke, dieſe ſind es, die ſie ihre göttliche Stärke wieder zu brauchen gelehret haben, und je gröſſer ihre Feinde, je fürchterlicher deren Waffen werden, je gröſſer und entſcheidender werden ihre Siege. Der merkwürdige Zeitpunkt, da die Vorſehung ihre

Sache

Sache zu dieſer Entſcheidung bringen will, ſcheinet jetzo da zu ſeyn. Das volle Licht iſt da; die unumſchränkteſte Freyheit iſt auch da; die Vernunft ſitzt auf ihrem Richterſtuhle; alle Waffen, welche die Geſchichte und die Critik dazu hergeben können, ſind bereit; die ganze Welt iſt aufmerkſam; zween der größten Geiſter, die das Jahrhundert mit hervorgebracht hat, machen den Angriff. Aber wo der Eine, aus Furcht, der Religion zu viel einzuräumen, es nicht wagen darf, die nächſten Schlüſſe von den Urſachen auf die Wirkungen gelten zu laſſen, und wo der Andere bey aller Stärke ſeines Geiſtes, bey ſeinem bezaubernden Witze, die elendeſten und von allen Richterſtühlen der Vernunft ſchon ſo viel hundertmal abgewieſenen Chikanen wieder zu Hülfe nehmen muß; wo er die Wahrheit, die er angreifen will, allemal ſichtbarlich erſt verſtellen, ſie gefliſſentlich mit dem Aberglauben vermengen, ſich auf Anecdoten aus der alten Geſchichte, die ſonſt niemand als er kennet, berufen, zu falſchen Zeugniſſen ſeine Zuflucht nehmen, die ächten verſtümmeln, oder ſie mit einer noch unglaublichern Kühnheit gegen den deutlichſten Buchſtaben anführen, die glaubwürdigſten Geſchichtſchreiber a priori widerlegen, die Partey eines Nero und Domitians gegen einen Tacitus nehmen muß, und bey allem Reichthume ſeines Witzes, nicht anders, als wenn es nur um Betäubung zu thun wäre, ſich bis zum Eckel abſchreibt; ſollte da wohl die Religion in Gefahr ſeyn? Der Angriff und die Vertheidigung bleiben ſich immer gleich. Gegen die Angriffe eines Celſus war die Philoſophie eines Origenes über-

überwichtig ſtark; die Einwürfe eines Porphyrius fanden in der Gelehrſamkeit eines Euſebius ihre hinreichende Widerlegung: Wäre das Dictionaire philoſophique vor ein Paar hundert Jahren gekommen, ſo hätte es ein gefährlich Buch ſeyn können; aber nun iſt es ein philoſophiſches Meteor, wovor der Einfältige ſich fürchtet, das der Weiſe aber nur für eine Entzündung fauler Dünſte hält. Die Zeit, die dieſen Verfaſſer gebildet, die hat auch vor ihm die Locke, die Addiſone, die Clarke gebildet, die hat auch zugleich mit ihm die Haller und Littletone gebildet; und eben die ſchönen Wiſſenſchaften, die der vertrauten Muſe der Uranie den verführeriſchen Reiz geben, die geben auch der geheiligten Muſe Gellerts den unwiderſtehlichen Reiz, wenn ſie von der Religion und der Tugend ſingt; und der einzige Gellert thut mit ſeinen Schriften unendlich mehr Gutes, als alle Dictionaires philoſophiques, Philoſophies de l'hiſtoire, Defenſes de mon Oncle, Catechismes de l'honnête homme, Abrégés de l'hiſtorie eccleſiaſtique, und alle Recueils des Verités importantes je Böſes thun werden. Denn Gellert hat allemal das unverderbte menſchliche Gefühl für ſich, bildet die noch unſchuldigen Herzen zur Tugend, zur Tugend, die durch die Erfahrung ſich immer wohlthätiger, immer liebenswürdiger empfinden läßt, ohne daß ihr Geſchmack für das Schöne dabey etwas verlöre. Die Henriade bleibt ihnen deßwegen eben ſo ſchön, der Alzire ſehen ſie mit eben der Entzückung zu; aber die Tugend bleibt ihnen die gröſte Schönheit, weil ſie die gröſſeſte Vollkommenheit in der Natur iſt.

Von ſolchen Schülern wird keiner leicht durch jene Schriften verführet. Nur die durch eine leichtſinnige Erziehung ſchon verdorbenen Seelen, nur ſolche, die auch ohne dergleichen Bücher eben die Laſterhaften ſeyn würden, die es ſchon waren, ehe ſie dieſe Bücher kennen lernten, nur die leeren Köpfe, denen allezeit das letzte Buch, das ihnen vorkömmt, wahr iſt, und denen alles Philoſophie iſt, was nur die Religion und die Tugend läſtert, nur dieſe — ſie werden auch nicht verführet, aber ſie bekommen dadurch das Anſehen, ſyſtematiſchere Sünder zu ſeyn.

Ich bitte um die Erlaubniß, zu dieſer ſchon ſo gedehnten Abhandlung nur Eine Anmerkung noch hinzuzuſetzen. Es iſt nicht zu läugnen, daß der gegenwärtige Zuſtand der Welt und der Menſchheit ſehr traurig iſt; und je gerechter und weiſer wir die Anſtalten der Vorſehung dagegen erkennen müſſen, je demüthigender iſt für uns der Beweis von unſrer Unvollkommenheit. Sollten wir aber nicht die Hoffnung faſſen dürfen, daß die Menſchheit ſich nach und nach zu einer, der Würde ihrer Natur und ihrer Beſtimmung gemäſſern und allgemeinern Vollkommenheit noch erheben, und der Zuſtand dieſer Erde dadurch zugleich noch ſo viel vollkommener werden könne? Unſre Natur wird freylich die Schwäche ihrer Sinnlichkeit allemal behalten; aber iſt es deswegen nöthig, daß der größte Theil der Menſchen immer in der niedrigen thieriſchen Sinnlichkeit und Dummheit bleibe? Sollte dem ungeachtet nicht überhaupt eine thätigere Erkenntniß Got-

tes,

tes, eine allgemeinere Cultur der Vernunft, eine allgemeinere Sittlichkeit und eine wohlthätigere liebreichere Verbindung unter dem menſchlichen Geſchlechte möglich werden? Das geſellſchaftliche Leben erfordert Ungleichheit der Güter, der Geſchäffte und Stände; iſt es aber deswegen nöthig, daß der gröſste Theil der Menſchen in der ſchaudernden Armuth, in der unnatürlichen Knechtſchaft, unter dem unmenſchlichen Joche der Tyranney beſtändig ſeufze?

Das jetzige menſchliche Geſchlecht iſt offenbar noch, wenn ſich der Ausdruck ſchickt, in ſeiner Kindheit, und iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht älter, als die gemeine Rechnung es angiebt. Es iſt nur noch Ein gröſſer Mann, der, aus ſeinem lächerlichen Haſs gegen Moſes, den Chineſen, gegen die Proteſtation ihrer eigenen Mandarine, die Ehre eines höhern Alters aufdringt. Der gröſste Theil der Menſchen lebt offenbar noch in dem erſten wilden Zuſtande, worinn alle alte Völker gelebt haben, von der Jagd, von der Viehzucht, von den wilden Früchten, welche die Natur ihnen darbietet, ohne Sittlichkeit, ohne Polizey, ohne Ackerbau, ohne Künſte. In ihren Kriegen, ihren Waffen, ihrer Kleidung, ihrer Muſik, ihren Spielen und Feſten, zeiget ſich noch nicht die geringſte Cultur. Noch keine Kunſt zu ſchreiben und zu rechnen; auch nirgend eine Spur, (denn nützliche Künſte können ſich, ohne durch nützlichere vertrieben zu werden, nicht ganz verlieren,) daſs ſie je eine mehrere Cultur gehabt hätten; auſſer einigen noch mehr verwilderten Begriffen,

die bey ihrem erſten Urſprunge nothwendig reiner haben ſeyn müſſen. So weit uns der Erdboden bekannt iſt, findet ſich auch nirgend ein Denkmal von Menſchen, das über jene Rechnung hinaus gienge. Wir wiſſen aus der Geſchichte noch den Anfang aller geſitteten Völker, noch ihre erſten Geſetzgeber, noch den Anfang aller Wiſſenſchaften und Künſte, noch die Zeit, da die Griechen von Eicheln lebten, da ſie die Erfinder der gemeinſten brauchbaren Werkzeuge vergötterten, noch die Zeit, da ſie noch zu ungeſchickt waren, ihren Göttern eine Geſtalt zu geben, da ſie die Buchſtaben gelernt, noch die Zeit, da dieſe erfunden worden. Und von dieſer Morgenröthe des Lichts an, ſind uns alle ſeine Stufen und ſein jedesmaliger Horizont bekannt, und es iſt ſeitdem noch immer im Wachsthume. Es iſt in der Geſchichte keine Periode, wo im Ganzen mehr Erleuchtung geweſen wäre. Hat Griechenland in einigen ſchönen Künſten nachher etwas voraus gehabt, wie unzählig viel andre Künſte, die alle der Menſchlichkeit zum Nutzen und zur Zierde gereichen, haben unſre Zeiten dagegen voraus! Wie viel hat die wahre Philoſophie, die Erkenntniß der Natur, die Erkenntniß Gottes gewonnen! Wie viel gröſſer iſt zugleich der Horizont! und je weiter das Licht fortgeht, je gröſſer wird dieſer. Eine jede Zeit gewinnt von dem Lichte der vorhergehenden, eine jede Gegend von der Erleuchtung der benachbarten; die eine Wiſſenſchaft und Kunſt erleuchtet und beſſert die andre, und veranlaſſet neue. Wo das Licht aus einer Gegend ſich auf eine Zeitlang verliert, da breitet es ſich ander-

wärts

wärts ſo viel mehr aus; auch die Ruinen bleiben lehrreich. Bis auf etwas weniges haben wir von der Einſicht der Alten alles behalten, was wir uns ſelber wählen würden. Die finſtern Perioden, die darzwiſchen kommen; ſind nur neue Anſtalten der Vorſehung, das Licht ſo viel allgemeiner und glänzender zu machen. Die nordiſchen Völker ſchienen mit ihren rauhen Sitten eine fürchterliche Finſterniß über Europa zu bringen, und ſie brachten die beſte Regierungsform, die der Grund von der ganzen jetzigen Gröſſe von Europa iſt. Die Wiſſenſchaften mußten auf eine Zeitlang vor ihnen fliehen; aber ſie fanden ihre Erhaltung in der Finſterniß der Klöſter, woraus ſie mit der Erfindung der Buchdruckerey, in einem neuen Glanze und mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit hervorbrachen. Noch der Erfindung dieſer und der Kupferſtecherkunſt, iſt es nunmehr faſt unmöglich, daß eine nützliche Wahrheit oder Kunſt ſich wieder verlieren könnte; die Erkenntniß wird dadurch unendlich leichter und allgemeiner; täglich werden neue Entdeckungen gemacht, neue Hülfsmittel erfunden; die ganze gelehrte Welt iſt nur Eine correſpondirende Geſellſchaft; die tiefſinnigſten Entdeckungen in der Geſchichte, der Critik, der Naturwiſſenſchaft, werden in kurzer Zeit allgemeine Kenntniſſe; ein Geiſt bildet den andern, der Verſtand wird früher reif, die Anſtalten zum Unterricht werden immer gemeinnütziger. Wie viele Anſtalten, um auch die niedrigſte Jugend in den Grundlehren der Geometrie, der Mechanik, der Naturlehre und Zeichenkunſt zu unterrichten! Was hat die allgemeine Vernunft in

dieſem halben Jahrhundert nicht gewonnen? Mit dem Wachsthume der Wiſſenſchaften vermehren ſich zugleich alle Bequemlichkeiten des Lebens. Die genauere Erforſchung der Natur bringt mit einem jeden Tage neue Entdeckungen, die zur Vermehrung nützlicher Künſte, zur Verbeſſerung der nöthigen Werkzeuge, zur reichlichern Nahrung der Menſchen, zum Vergnügen und zur Zierde der Menſchheit, zur Erhaltung der Geſundheit, zur Verbeſſerung des Erdbodens, zur Ausbreitung des Handels behülflich werden. Mit der Verbreitung des Handels kommen ſie nach und nach in die entfernteſten Gegenden; die Wohlthaten der Natur werden dadurch ſo viel allgemeiner; auch die Verbindungen unter den Menſchen werden ſo viel ausgebreiteter und freundſchaftlicher; der verwüſtende wilde Eroberungsgeiſt wird ſo viel mehr eingeſchränkt; die Kriege werden ſchonender und ſeltner; die Nationen bekommen zu ihrer Erhaltung ein immer näher gemeinſchaftlicher Intereſſe; die Menſchen werden ſich in ihren Grundſätzen ſo viel ähnlicher. Sollten wir aber hieraus nicht die Hoffnung zu einer immer gröſſern und endlich allgemeinen Erleuchtung der Welt ſchöpfen können? und ſollte dieſe gröſſre Erleuchtung der Vernunft nicht auch ihren Einfluß auf eine gröſſre und allgemeinere Sittlichkeit haben? Wenn jene wächſt, ſo kann dieſe nicht ganz zurück bleiben; ſie bleiben nothwendig in einem gewiſſen ſich immer ähnlichen Verhältniſſe. Je weniger Cultur des Verſtandes und Geſchmack in den ſchönen Künſten, deſto weniger Geſelligkeit, deſto weniger Sanftmuth, Gefälligkeit und Leutſeligkeit in den

den Sitten. Auch dieß beſtätigt die Geſchichte. Es iſt in derſelben ebenfalls keine Periode, wo im Ganzen die Sitten ſanfter und gefälliger geweſen wären. Je weiter wir in die finſtern Zeiten zurück gehen, deſto rauher, je näher hergegen an die erleuchtetern, deſto menſchlicher werden im Ganzen die Regierungsformen, die Polizeyen, die Staatsklugheit, die Kriege, die Geſetze, die alle wiederum ihren Einfluß auf die Sittlichkeit haben. Auch die öffentlichen Ergötzungen und Schauſpiele werden immer mehr gereinigt; und ob ſie gleich das eigentliche Mittel nicht ſind, die Tugend zu befördern; ſo wird doch der Zuſchauer an den ſanftern Ton der Tugend mehr gewöhnt, er wird mit ihrer Schönheit bekannter, er wird auf ihre Reize aufmerkſamer, und die wiederholten rührenden Vorſtellungen der Unſchuld, der Großmuth und Menſchenliebe geben der Seele nach und nach das feinere Gefühl, daß die höhere Sittenlehre mit ihren reinern Bewegungsgründen einen leichtern Eingang findet. Die Menſchen werden zwar einzeln immer ihre verderbten Neigungen behalten; indeſſen wird die Einrichtung der ganzen Societät auf ſanftere Sitten geſtimmt, die endlich Nationalcharacter werden; und die Staatsklugheit, wenn die Beförderung der Tugend auch nie ihr eigentlicher Endzweck würde, wird durch ihr eigenes Intereſſe immer mehr genöthigt, ſie dazu zu machen. Die Vortheile einer allgemeinen Sittlichkeit werden immer ſichtbarer, immer unentbehrlicher. Ein Staat, der ſich erhalten will, kann die Anſtalten zu ihrer Beförderung, ohne die unmittelbarſte Gefahr, nicht mehr vernachläſ-

 ſigen.

ſigen. Die falſchen Maximen, die man dagegen annimmt, geben ſich in kurzer Zeit ſelber das Gepräge, und werden ſo viel warnender. Der verfeinerte Geſchmack ſchwächt zwar einige Tugenden, und giebt einigen Laſtern neue Reize; aber dagegen kömmt im Ganzen mehr menſchliches Gefühl, mehr Gefälligkeit; der kriegriſche Muth wird nicht geſchwächt, aber er wird veredelt. Bey einem wilden Volke ſind natürlicher weiſe weniger Reizungen zum Stolze, zur Ueppigkeit, zur Unmäßigkeit, zum Neide. Aber die Leidenſchaften ſelbſt ſind da, ſie haben nur weniger Objecte, können ſich alſo ſo viel weniger ausweichen, und werden thieriſche mörderiſche Wuth; da hergegen der verfeinerte Geſchmack den gereizten Begierden, durch den zugleich gereizten Fleiß der Künſte, zu ihrer Befriedigung ſo viel mehr Güter verſchafft, und die wirklichen mit ſo vielen eingebildeten täglich noch vermehrt. Rouſſeau behauptet das Gegentheil; er hält den feinern Geſchmack in den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten für die Sittlichkeit gefährlich, und beruft ſich zum Beweiſe auf das alte Rom. Aber das alte Rom hatte auch keine Religion, und Rouſſeau kennet die Wohlthätigkeit und Stärke der wahren chriſtlichen Religion nicht. Ohne dieſe, (darinn hat er wohl recht,) würde die ſtärkere Reizung der Sinnlichkeit, der Sittlichkeit gefährlich werden können; aber unter dieſer ihrem Einfluß iſt die Tugend, auch bey dem feinſten Geſchmacke, geſichert. Wo die chriſtliche Religion hinkömmt, ſagt Monteſquieu, da bringt ſie die güldnen Zeiten mit, und thut unendlich mehr, als die Ehre in den Monarchien, und

als

als die ſtrengſte bürgerliche Tugend in den Republiken. Denn ſie giebt der Vernunft die geſundeſten Erkenntnißgründe, dem Herzen die edelſten Neigungen, und dieſen die mächtigſten und ſicherſten Triebe. Sie läßt der ſinnlichen Natur alle ihre Rechte; aber ſie ſetzt den Begierden ihre ſichre Gränze, und mäßigt ihre Heftigkeit durch den Geſchmack an edlern Gütern. Alle bürgerliche Geſetze hüten nur die Hand; ſie reinigt zugleich das Hertz, und wirkt in demſelben Triebe zum Guten, die alle menſchliche Geſetze umſonſt befehlen; und ihre ſanftern Bewegungsgründe ſind unendlich mächtiger und ſichrer, als alle Strenge der Geſetze werden kann.

Die Welt iſt zwar noch nie ſo glücklich geweſen, daß ſie die volle Wohlthätigkeit dieſer Religion ſchon empfunden hätte. Aber auch ſie, dieſe Religion, iſt noch in ihrem Anfange, und dennoch hat ſie der Menſchheit ſchon die unſchätzbarſten Vortheile erworben. Sie hat die richtige und ſichre Erkenntniß des höchſten Weſens erſt wieder in die Welt gebracht, und die Vernunft durch dieſes Licht auf den Weg geführet, worauf ſie hernach ſo glücklich fortgegangen iſt. Sie hat die helle Ausſicht in die Ewigkeit erſt eröffnet, und dadurch der Tugend ihre eigentliche Verbindlichkeit, und zugleich der menſchlichen Natur eine Würde gegeben, die ſie vorher nie gehabt hat. Sie iſt es, die den öffentlichen Unterricht in der Religion und der Tugend zuerſt eingeführet, und die ſchädlichſten und unmenſchlichſten Laſter, ſo weit ſie gekommen iſt, aus der Welt zuerſt verbannet, und, wenn ſie ſie auch nicht ganz hat aus-

rotten können, ihnen wenigſtens ein Brandmal gegeben hat, daß ſie ſich ohne einen allgemeinen Abſcheu nirgend zeigen dürfen. Sie iſt es, die in Europa die menſchliche Staatsklugheit, und mitten im Kriege ein Völkerrecht eingeführet hat, das den Ueberwundenen ihre edelſten Vorzüge, ihr Leben, ihre Freyheit, und ihre Geſetze läßt. Sie iſt es, die die Regierungsform ſo glücklich gemäßigt, die Strenge aller Geſetze gemildert, die unnatürliche Knechtſchaft abgeſchafft, die erſten Anſtalten zur Erhaltung der Armen und zur Erziehung der Waiſen zuerſt in die Welt gebracht. Sie iſt unwiderſprechlich der Grund von der vorzüglichen und glücklichen Gröſſe von Europa. Iſt ſie es nicht, warum ſind dieſe Vorzüge allein in den Gränzen von Europa eingeſchloſſen; warum ſind ſie dem Horizonte dieſes Lichts immer gleich; warum ſtehen ſie mit dem Glanze und der Schwäche dieſes Lichts in dem unveränderlichen Verhältniſſe? China und Japan ſind mächtige blühende Staaten; aber wie unmenſchlich ſind ihre Geſetze, wie groß iſt die Sclaverey, wo iſt der Fortgang in der Philoſophie? Sollte aber der glückliche Einfluß dieſes Lichts nicht noch immer ausgebreiteter und in ſeinen Wirkungen noch geſegneter werden können? Es iſt offenbar noch in ſeinem Morgen, und je länger es über der Erde ſteht, je weiter es fortgeht, je ausgebreiteter und vollkommener muß nothwendig dieſe geſegnete Fruchtbarkeit werden. Denn die Grundſätze dieſer Religion können nie gefährlich werden, aus ihren Wurzeln können unmöglich ſchädliche Sätze ſproſſen. Die Fehler, die ſie bisher noch verunſtaltet und ihre

Frucht-

Fruchtbarkeit aufgehalten haben, ſind alle fremd. Es iſt eine irrige Einbildung, daß das Chriſtenthum bey ſeinem Anfange das erleuchtetſte und lauterſte habe ſeyn müſſen. In ſeiner Anlage war es göttlich vollkommen; ſeine Grundlehren waren unmittelbar göttlich lauter; ſeine erſten Boten waren göttlich erleuchtet; die Redlichkeit und Unſchuld ſeiner erſten Bekenner, wird ihren Nachfolgern allemal ein beſchämendes Vorbild bleiben: Aber Gott hätte die ganze Welt durch unzählige Wunder umſchaffen müſſen, wenn dieſe erſten Bekenner von ihren Sitten, ihrer Denkungsart, aus ihren Schulen, bey ihrem Uebergange ins Chriſtenthum, nichts mit herübergebracht hätten. Das Licht der Sonne iſt an ſich bey ihrem Aufgange eben ſo rein und heiter als im Mittage, aber der Horizont wird bey ihrem Fortgange immer aufgeklärter. Der Einſiedler und Mönchsfanatismus, die unfruchtbaren Sophiſtereyen, der üppige Pracht ihres äuſſerlichen Gottesdienſtes, die tyranniſche Herrſchſucht, der unmenſchliche Verfolgungsgeiſt, ſind lauter ſolche Fehler, die noch aus der alten orientaliſchen Philoſophie, von dem ſophiſtiſchen Geiſte der griechiſchen Schulen, aus dem alten Rom, von der Barbarey der nordiſchen Völker herrühren. Aber zum Glücke für die Welt ſind alle dieſe Fehler wirklich in Abnahme, und die Welt darf es zu ihrer Sicherheit kühnlich hoffen, daß ſie, ſo lange ſie ſteht, nicht wieder kommen, daß ſie wenigſtens nie ſo allgemein und herrſchend werden. So lange die Welt ſteht, keine heilige Stylliten; ſo lange die Welt ſteht, keine Hildebrande; ſo lange die

Welt ſteht, keine Trennung unter Nationen, über die Frage, ob in dem Erlöſer ein oder zwey Willen geweſen; ſo lange die Welt ſteht, keine neue blutige Verbindungen, wegen der Frage, ob die heilige Mutter des Erlöſers mit oder ohne Erbſünde gebohren ſey. Und wenn die ſchrecklichen Scheiterhauſen einmal ausgelöſcht ſind, ſo wird die Menſchlichkeit mit eben dem ſchaudernden Erſtaunen darauf zurück ſehen, womit wir jetzt die ehemaligen Menſchenopfer anſehen, oder uns die Wuth der Canibalen beſchreiben laſſen. Der Geiſt dieſer Mordbrennerey wird ſich nicht auf einmal verlieren, aber das Holz und die Opfer werden ihm fehlen; denn die Könige werden nie wieder ſo blind werden, daß ſie ihre getreuen unſchuldigen Unterthanen dazu hergeben. Der Enthuſiasmus und die Sophiſterey werden als natürliche menſchliche Schwachheiten ſich immer äuſſern, aber ſie werden nie wieder ſo allgemein und wichtig werden. Die Staatsklugheit, die Philoſophie, die Critik und Geſchichte bleiben mit der Religion in ihrem Fortgange ſich immer gleich. Jener ihr Licht läßt die Religion in ihre ehemalige Finſterniſſen nie wieder zurück ſincken; dieſer ihr Licht läßt die Philoſophie nie wieder ausarten; und die Menſchheit, wenn ſie einmal zu ihren Rechten wieder gekommen, wird ſich das tyranniſche Joch des Aberglaubens nie wieder aufbürden laſſen. Wie viel muß aber die wahre Religion hiebey gewinnen, wenn ſie von allem überflüßigen Pomp, von allen unfruchtbaren, entkräftenden, gefährlichen Zuſätzen gereinigt, überall wo ſie hinkömmt, in ihrer natürlichen göttlichen

Unſchuld und Simplicität erſcheinet! Wie verehrungswürdig wird ſie in dieſer ihrer Geſtalt der Vernunft ſelbſt werden, die ſie in ihrem gekünſtelten Putze jetzt alle Augenblicke mißkennet; Wie viel wichtiger, wie viel fruchtbarer werden ihre weſentlichen Lehren werden; wie geſegnet wird, wo ſie hinkömmt, ihr Einfluß ſeyn, wenn ihre Bekenner durch keine gedungene Controversprediger, die Schande des Chriſtenthums, zur Verfolgung und zum Menſchenhaſſe mehr aufgehetzt, (die ernſthafte ehrerbietige Vertheidigung der Wahrheit bleibt allemal die heiligſte Pflicht eines Chriſten, und noch mehr eines Lehrers,) wenn alle ihre Bekenner, ſage ich, mit liebreicher Duldung der verſchiednen Einſichten, (denn dieſe werden, ſo lange Menſchen ſind, verſchieden bleiben,) wenigſtens in dem Bekenntniſſe ſich vereinigen werden, daß die Liebe Gottes und des Nächſten in einem reinen Herzen das erſte und weſentlichſte Geſetz ihres gemeinſchaftlichen Glaubens ſey! Sollte ſich aber in dieſer göttlichen Geſtalt, von der Menſchenliebe und von allen Hülfen einer geſunden Philoſophie und Politik unterſtützt, der wohlthätige Geiſt dieſer Religion nicht noch immer mehr über die Welt ausbreiten, und ſich in ſeinen Wirkungen noch immer reiner, immer geſegneter und edler zeigen können? Bisher ſchienen das Atlantiſche und das Mittelmeer gleichſam ihre Gränze, worüber ſie nicht kommen könne. Dieß gab vielleicht dem ſcharfſinnigen Schriftſteller vom Geiſte der Geſeze zu dem Gedanken Anlaß, daß das Chriſtenthum über die Gränzen von Europa ſich wohl nicht verbreiten, und menſchlicher Weiſe in

China und Japan nie einen Eingang finden würde. Aber der groſſe Mann verſteht ſehr oft unter dem Namen des Chriſtenthums die beſondre Verfaſſung der Kirche, zu der er ſich bekannte, und in dieſem Verſtande, (ich ſage dieß mit aller Ehrerbietung für eine Kirche, die ihre Thereſen und Fenelons hat,) hat er Grund. Denn die Koſtbarkeit ihres äuſſerlichen Gottesdienſtes, ihre von der weltlichen Macht unabhängige Herrſchaft, ihre der Bevölkerung ſo nachtheiligen Enthaltungsgelübde, die gewaltſame Sucht ſich auszubreiten, und der fürchterliche Gewiſſenszwang und Verfolgungsgeiſt, ſind, wo ſie ſich zeigen, zu drohend, als daß ſie überall einen leichten Eingange finden, oder, wo ſie ſich auch einen gemacht, ſich ohne gefährliche Unruhen erhalten könnte; und ihre Zuſätze nehmen zugleich die Vernunft zu ſehr gegen ſich ein, als daß die weſentlichen Lehren der Religion und ihre heilige Sittenlehre, wozu die erleuchteten Glieder dieſer Kirche ſich ſo aufrichtig, wie wir, bekennen, von der Vernunft eine günſtige Aufnahme erwarten dürften.

In ihrer Lauterkeit iſt hergegen dieſe Religion die einzige Religion des ganzen menſchlichen Geſchlechts; die unter allen Himmelsgegenden ihren natürlichen Boden hat, die ſich mit allen bürgerlichen Verfaſſungen verträgt, Freundinn von allen Wiſſenſchaften und Künſten iſt, alle Regierungsformen gleich ſicher macht, die Bevölkerung befördert, alle Stände ſo läßt, wie ſie ſind, und, wo ſie hinkömmt, nur die Sitten zu beſſern, die Empfindungen zu verfeinern,

die

die Vernunft aufzuklären, den innern Staat durch Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Treue, Rechtſchaffenheit und ein allgemeines Wohlwollen blühender zu machen ſucht. Sollten wir alſo nicht hoffen können, daß dieſe Religion, wenn ſie durchgehends ihre göttliche Einfalt erſt wieder angenommen, ſich auch nach und nach immer weiter, und endlich über das ganze menſchliche Geſchlecht mit ihren Wohlthaten verbreiten, und den Zuſtand hier auf der Erde noch immer vollkommener machen werde? Warum ſollte Europa allein ihr Horizont, und der gegenwärtige Zuſtand unſerer Sittlichkeit der Zenith ſeyn, über welchen ſie ſich nicht erheben könnte? Wo iſt die Unmöglichkeit, die dieſer Hofnung widerſpräche? Wer durfte zu Cäſars Zeiten mehr Pracht und blühendere Künſte an den Ufern der Seine und der Themſe, als an der Tyber, vermuthen? die Blumen und Früchte aus Aſien in deutſchem Boden, die blühendſten Städte in den hercyniſchen und ſarmatiſchen Wäldern, an den Ufern der Weſer und der Elbe, an den Ufern des baltiſchen Meeres, Geſellſchaften der Wiſſenſchaften, die mit ihrem Glanze die Akademien und Portiken in Athen übertreffen, und Monarchen auf dem Throne, die Cäſars Namen in der ſpätern Geſchichte verdunkeln würden? Warum ſollte alſo dieſes Licht nicht eben ſo wohl und mit eben dem Glanze in den Wäldern von Canada, und auf den Küſten der Caffern dermaleinſt ſcheinen können? Iſt Gott nicht auch der Vater der Caffern und Huronen? Die mißlungenen Verſuche, welche die Religion bisher gemacht hat, können dieſe Hofnung nicht

ſchwächen.

ſchwächen. Sie erſchien, wo ſie ſich zeigte, faſt überall in der Geſtalt einer Furie mit der Fackel in der Hand, im Gefolge von fanatiſchen Mönchen, von Pizarros und Cortezen, und deren ihren wüthenden Heeren. Die rauheſte Vernunft hielt ſich gegen eine ſolche Religion für erleuchtet, und ihre grauſamen Menſchenopfer waren ihr nicht ſo ſchrecklich, als dieſe würgende Religion, die ſich die Tochter des Himmels nannte. Es waren aber auch die Gegenden, wo ſie ſich niederlaſſen ſollte, zu ihrer Aufnahme noch nicht bereitet genug. Sie kan bey einer völligen Wildheit nicht wohnen. Sie iſt das glücklichſte Mittel, die Vernunft erleuchteter, die Sitten reiner und ſanfter, und das Band unter den Menſchen durch ein allgemeines Wohlwollen noch feſter zu machen; denn dieß iſt ihr eigentlicher Beruf. Aber eben deswegen ſetzet ſie voraus, daß da, wo ſie ſich niederlaſſen ſoll, zu ihrer freundſchaftlichen Aufnahme die Menſchen durch ein geſelliges Leben und durch einige Aufklärung der Vernunft ſchon bereitet ſeyn, und erwartet es daher auch mit Gelaſſenheit, wo es der weiſen Vorſehung des Regenten der Welt gefalle, ihr dieſen Weg zu bahnen. Deswegen erſchien ſie auch nicht eher auf dem Erdboden, als bis ein Theil deſſelben auf dieſe Art für ſie bereitet war; deswegen wählte ſie auch gleich ihren erſten Sitz da, wo die Vernunft die erleuchteſte war; und deswegen hat ſie ſeitdem beſtändig in ſchweſterlicher Vertraulichkeit bey der Vernunft gewohnet, und alle ihre Schickſale mit ihr getheilet. Jetzt geht ſie, von der Vorſehung gerufen, unter dem Geleite ihres Freundes,

des beſten der Könige, mit einem Menſchenfreunde, einem Johnſon, vor ihr her, in Geſellſchaft der brittiſchen Freyheit, der Philoſophie und aller zu einem geſelligen Leben einladenden Künſte, über das atlantiſche Meer, Gegenden und Völker zu erleuchten, die wir ſelbſt noch nicht kennen. Aber ihr Schöpfer kennet ſie, ſeine Sonne geht auch über ihnen auf: Sollte denn ſein väterliches Auge nicht mit eben der Liebe auf ſie als auf uns ſehen; als auf uns, die wir gegen unſere Vorzüge ſo fühllos ſind, die wir, um der Verbindlichkeit dieſer Religion nur mit einigem Scheine entgehen zu können, wenn wir ſie auch nicht ſelbſt verfolgen, ihrer Verfolgung dennoch mit geheimer verrätheriſcher Freude zuſehen, und ihre ſelige Wirkſamkeit durch ſo viele Hinderniſſe beſtändig ſchwächen? Vielleicht findet ſie in jenen Gegenden, wenn nur die erſte Barbarey überwunden iſt, eine erkenntlichere Aufnahme, belohnet aber auch dafür ihre getreuern Bekenner mit ihrem vollen Segen, den die Flüche des Unglaubens und des Leichtſinns nicht ſo, wie bey uns, entkräften. Unſere Nachkommen werden es mit Gewißheit beurtheilen können.

Sechſte Betrachtung.

Von einem zukünftigen Leben.

Aber wenn das Böſe von einer weiſen Vorſehung in der Abſicht zugelaſſen und ſo geleitet wird,

daß die gefährlichern Ausbrüche der Sinnlichkeit dadurch zurück gehalten werden, und unſere moraliſche Vollkommenheit dadurch neue Hülfen und Triebe bekomme, warum iſt das Mittel dieſem herrlichen Endzwecke ſo wenig gemäß? Warum findet die Tugend dennoch ſo wenig Ermunterung? Warum iſt das Laſter ſo ſicher und ſiegend? Konnte ein weiſer Gott ein ſo unkräftiges Mittel zur Erreichung eines ſo groſſen Endzwecks wählen?

Der Einwurf verdient noch unſere ganze Aufmerkſamkeit. Aber ehe wir ihn beantworten, müſſen wir zuförderſt die Rechtmäßigkeit der Anklage ſelbſt unterſuchen, ob dieſe Unordnung auch würklich ſo groß iſt, als das Geſchrey des Unglaubens und unſerer Eigenliebe dieſelbe macht. Die Klagen müſſen uns von beyden Seiten verdächtig ſeyn. Es iſt wenigſtens darinn alles zweydeutig; zweydeutig, was wir Tugend und Laſter, zweydeutig, was wir Glück und Unglück, zweydeutig, was wir Vergeltung nennen. Was iſt zweydeutiger, als die Charaktere von Tugend und Laſter, ſobald ſich unſere Eigenliebe mit in unſer Urtheil miſcht? Wir ſelbſt ſind immer nichts wie Tugend; alle natürliche Wirkungen unſerer Leidenſchaften ſind ſo viel wahre Verdienſte; alle Laſter, die wir nach unſerer Natur, oder aus Mangel an Gelegenheit nicht begehen können, rechnen wir uns ebenfalls als ſo viel wirkliche Tugenden an; laſſen wir dann auch ja eine Leidenſchaft bey uns herrſchen, wie gering, wie verzeihenswürdig iſt die einzige Schwachheit! An unſerm

Näch-

Nächſten iſt hergegen alles böſe; der geringſte Schein iſt zuverläßige Wahrheit; alle Tugenden, die wir an ihm nicht bemerken, ſind ſo viel wirkliche Fehler; alle Fehler, die unſern natürlichen Neigungen entgegen ſind, die ſträflichſten Verbrechen; die unſchuldigſten Würkungen ſeiner Selbſtliebe, wenn ſie der unſrigen zuwiderlaufen, vorſetzliche Ungerechtigkeiten. Unſer Urtheil von dem, was wir Glück und Unglück nennen, iſt eben ſo zweydeutig. Tugend, Vernunft, Geſundheit, ſtille häusliche Freude, ein reines Gewiſſen ſind kein wahres Gut; ein überflüßiger Reichthum; glänzende Ehre, üppige und rauſchende Zerſtreuungen, ſind die einzigen Mittel, die uns glücklich machen können; wer dieſe hat, der iſt der Liebling der Vorſehung; wer weniger hat, der iſt auch ſo viel mehr in unſern Augen von ihr vernachläßigt. Wann wird aber unſere Eigenliebe mit der gerechteſten Austheilung hier zufrieden ſeyn; und wenn dieſe es auch ſeyn würde, wann würde es der Neid ſeyn? Iſt es nun zu verwundern, da ein jeder ſo viele Eitelkeit und ſo viele eingebildete Verdienſte hat, daß in dem Reiche Gottes ſo viele Mißvergnügte ſind, die alle über blinden Zufall, über ungleiche ungerechte Vergeltungen ſchreyen? Der Unglaube, der über allen unſern Unterſchied von Tugend und Laſter heimlich lacht, vereinigt indeſſen ſein Geſchrey mit dem unſrigen, um ſeine Rebellion in dem Reiche Gottes gegen die Vorſehung ſo viel allgemeiner zu machen. Und wenn wir es recht bedenken, ſo wiſſen wir ſelbſt nicht, was wir für eine Vergeltung wollen. Vielleicht ſind überhaupt nicht zwey menſchliche Handlungen in An-

ſehung ihrer innerlichen Moralität ſich völlig gleich. Wie oft hat die reinſte und edelſte Abſicht die Kränkung, daß ſie ihren Wirkungen den zweydeutigſten, verdächtigſten Schein nicht benehmen kann, da hergegen ſo viele andere Handlungen die Bewunderung der Welt auf ſich ziehen, und doch zuverläßig aus den niedrigſten und ſchwärzeſten Trieben kommen. Den einen koſtet die prächtigſte Tugend, wegen ſeiner natürlichen Neigung, nicht die geringſte Ueberwindung, da der andere, nach den mühſamſten Bekämpfungen, kaum dann und wann einen ſchwachen Sieg über ſich erhalten, und einen Blick von dieſer Tugend hervorbringen kann. Jener Heuchler betriegt mit ſeiner künſtlichen Maske die ganze Welt, da der wahrhaftig Tugendhafte aus der edelſten Beſcheidenheit ſeine Tugenden ſelbſt verbirgt. Wie ſoll die Vorſehung ihre Vergeltungen hier vertheilen? Nach dem äuſſerlichen Scheine? So müßte Gott alle ſeine Gerechtigkeit verläugnen. Nach dem innern Werthe? So wird das Geſchrey über die Ungerechtigkeit der Vergeltung immer daſſelbe ſeyn. Dieß können wir mit Gewißheit vorausſetzen, daß, je allgemeiner unſere Vollkommenheit an Verſtand und Willen ſeyn würde, unſer Leben im Ganzen auch ſo viel vollkommener ſeyn würde. Aber dieß iſt unſer Zuſtand in dieſer Schwachheit nicht. Keiner von uns iſt ganz Vollkommenheit, keiner, der ganz Laſter wäre. Beydes leidet unſere Natur nicht. Unſere Tugenden und unſere Fehler ſind vermiſcht. Wie ſoll nun hier die Vergeltung geſchehen? Wollen wir für die eine gute Eigenſchaft, die wir etwa an uns haben, die Fol-

gen aller möglichen Vollkommenheit? und ſoll *unſer* Nächſter, wegen ſeines einzigen Fehlers, die Folgen aller ſeiner wirklichen Vorzüge verlieren? Was wäre ungerechter? Wir ſind redlich, aber es fehlet uns an Wirkſamkeit, an Geſchicklichkeit, an Klugheit; ſoll die bloſſe Redlichkeit uns gegen alle Folgen der Unwiſſenheit und Trägheit ſchützen? Wir ſind gutherzig, aber verſchwenderiſch, leichtſinnig; können wir für dieſe Gutherzigkeit zugleich die Vergeltungen der Vorſicht und Sparſamkeit erwarten? Wo bliebe hier die Weisheit Gottes? Unſer Nächſter iſt ſtolz, geitzig, aber er iſt geſchickt, gefällig, vorſichtig, unermüdet; und dieſem ſoll die Vorſehung, wegen ſeines Fehlers, alle Folgen ſeiner guten Handlungen entziehen; wo bliebe hier die Güte Gottes? So müßte Gott alle natürliche Folgen durch beſtändige Wunder zernichten; aber ſo würde die Welt ein Chaos, ein Traum ſeyn, worinn alle Verbindung und Wirkſamkeit aufhörte, worinn die Urſachen keine Wirkungen, die Wirkungen keine Folgen behielten, und worinn, wegen der allgemeinen Verbindung, der Tugendhafte allemal ſo viel als der geſtrafte Sünder verlieren würde. Soll aber eine jede gute und böſe Handlung gleich ihre unmittelbare verdiente Vergeltung haben? Neue Verwirrung! Unſere Tugenden und Fehler wechſeln beſtändig bey uns ab; hier würde die eine Vergeltung die andere immerfort zernichten. Und wie, wenn dieſe Tugenden, wofür wir ſo groſſe Vergeltungen fordern, nur allein die Frucht des auf uns liegenden Kreuzes wären?

Wir ſind vielleicht nur mäßig, weil wir ſchwach ſind, nur demüthig, weil es unſerm Stolz an ſeiner Nahrung fehlt, nur gefällig und biegſam, weil wir der Hülfe anderer nicht entbehren können. Wo würden dieſe Tugenden bleiben, wenn unſere ſinnlichen Neigungen durch eine ſolche unmittelbare Vergeltung allezeit ihre volle Nahrung behielten? und was würden unſere ächteſten Tugenden ſeyn, wenn unſere Sinnlichkeit dieſe Nahrung allezeit gehabt hätte? Wie viel Tugenden, die den vollen Schein einer äuſſerlichen Glückſeligkeit gar nicht vertragen können; die nicht anders als in einem niedrigen ſchattigten Thale, auf einem dürren Boden wachſen können! Wie ſollte der Tugendhafte ſeinen edlen Muth, ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſeine uneigennützige Großmuth, ſein Vertrauen auf Gott, und ſeine Verachtung der Götzen des Pöbels beweiſen, wenn er ſich mit einer unmittelbaren Vergeltung gleich abgelohnet ſehen ſollte? Was bleibt von der Tugend übrig, wenn ſie nichts aufzuopfern hat? So würde ſie ihre edelſte Schönheit und Würde verlieren; Gott würde alles Gefühl ihrer innerlichen Vollkommenheit ſelber dadurch in uns tödten; Tugend würde nichts als niedrigſter Wucher werden. Und was macht man ſich endlich für einen Begriff von der Tugend, wenn die Vorſehung eine jede gute Handlung als Tugend vergelten ſoll? Tugend beſteht in keinen einzelnen Handlungen; ihre Anwendung iſt einzeln und verſchieden, ihre Natur iſt einfach. Tugend beſteht in der herrſchenden Geſinnung und dem ernſtlichen Beſtreben, Gott in ſeiner

allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu ſeyn. Das allgemeine Gute iſt ihr Object, die Liebe zu Gott der einzige ſichere und wirkſame Grund. Einzelne Handlungen, die aus dieſer Quelle nicht kommen, können bey geduldeten herrſchenden Laſtern glänzend ſchön ſeyn, ſie können in ihren Wirkungen gut ſeyn; aber den Werth und das Recht der Tugend haben ſie nicht. Wahre Tugend erfordert daher auch unſer ganzes Leben. Die natürlichen Folgen ſind, ſo viel es die übrige Einrichtung der Welt leidet, zu unſrer Ermunterung da; aber die eigentliche und wahre Vergeltung können wir nicht eher, als am Ende erwarten. Der Kämpfer kann für einen jeden muthigen Schritt, den er in ſeiner Laufbahn thut, den ausgeſetzten Preis nicht fordern; wenn er aushält, und das Ziel erreicht, alsdann iſt auch der Preis ſein. Und wir wollten unſre Vergeltung voraus, und den Lohn des Sieges haben, ehe der Kampf vollendet wäre? Dieß würde das Mittel ſeyn, alle fernere Triebe in uns zu entkräften.

In dieſem Leben hat alſo keine ſo vollkommene und genaue Vergeltung Statt. Unſre Schwachheit, die Natur der Tugend, und die ganze Einrichtung dieſer Welt leiden es nicht. Indeſſen, wir geſtehen es, würde die Vorſehung hiemit noch nicht gerechtfertigt ſeyn. Es bleibt bey dieſer Einrichtung noch zu viel kränkendes, zu viel abſchreckendes für die Tugend übrig, als daß ſie ſich, bey einer Natur, wie die unſrige iſt, allezeit ſelbſt Belohnung genug ſeyn könnte.

Die Triumphe des Laſters können zu demüthigend für ſie werden, als daß ſie mit ihrer inneren Zufriedenheit allein ſtark genug bliebe, ihren Muth zu erhalten. Bey der Ueberzeugung von einer Vorſehung, und bey der ſtärkenden Ausſicht in eine Ewigkeit, wo ſie fortdauren, wo ſie in einer wachſenden Vollkommenheit in der Gegenwart Gottes fortdauren ſoll, da behält ſie, unter allen dieſen Kränkungen, Freudigkeit und Muth genug, ihr Muth wächſt vielmehr darunter; aber ohne dieſe Hoffnung bliebe es, wir geſtehen es, ein unwiderleglicher Einwurf, wie ein unendlich weiſes und allmächtiges Weſen, eine ſolche Welt hätte ſchaffen können, worinn die Anſtalt zur Einſchränkung des Böſen, und zur Beförderung der Tugend zwar gemacht, aber nach der Natur der Menſchen ſo wenig eingerichtet, und im Ganzen ſo unvollkommen gelaſſen wäre, daß das Laſter noch immer Reizung und Sicherheit genug behielte, die Tugend hergegen mit einer bis ans Ende verwieſenen und alſo nie zu hoffenden Vergeltung alle Ermunterung nothwendig verlieren müßte. Auch die Philoſophie, die keine Ewigkeit erkennen will, muß entweder alle Gottheit läugnen, oder dieſe Unordnung für unerklärlich halten. Die alten ſtoiſchen Philoſophen, die, bey ihren dunkeln Begriffen vom höchſten Weſen, ſich die Hoffnung zu dieſer Ewigkeit nicht deutlich machen konnten, mußten aus dieſer Urſache, um bey der übrigen Harmonie der Welt dieſe Unordnung ſich erklären zu können, den unnatürlichen Satz, daß die Tugend, auch unter den grauſamſten Martern, ſich allemal ſelbſt Vergeltung genug

ſey,

ſey, annehmen; und die neuern Weiſen, die in dem Tone der Alten uns immer von dieſer innern Genügſamkeit der Tugend vorſprechen, um unſre deutlichere Hoffnung eines ewigen Lebens dadurch zu entkräften, müſſen ihren ſtärkſten Einwurf gegen die Vorſehung von dieſer Unordnung allemal zuerſt entlehnen. Laſſen Sie uns alſo jetzt unterſuchen, ob wir Grund genug haben, einen ſolchen zukünftigen Zuſtand mit Zuverſicht zu erwarten. Eine aufmerkſame Betrachtung der Vollkommenheiten Gottes und ſeiner Werke wird uns auch hier die Auflöſung finden laſſen.

Ich ſagte beym Eingange der vorhergehenden Abhandlung, daß, wenn wir von der göttlichen Regierung der Welt mit Billigkeit urtheilen wollten, wir dieſelbe aus einem einzigen Winkel, wie dieſe Erde iſt, allein nicht beurtheilen dürften. Eben ſo wenig dürfen wir ſie aus einem ſo kurzen Augenblicke, wie dieſes Leben iſt, beurtheilen. Jene Betrachtung führte uns auf die Mannigfaltigkeit und Gröſſe des Reiches Gottes; laſſen Sie uns ſehen, was uns dieſe für eine Ausſicht geben wird. Auf der niedrigen Stuffe, worauf wir jetzt noch ſtehen, wird zwar Ihre Vernunft allein noch nicht ſtark genug ſeyn, alles in voller Deutlichkeit zu ſehen; die Entfernung iſt noch zu groß. Aber ſo wie Ihre Vernunft aufs angenehmſte überraſcht wird, wenn ſie durch Hülfe des Teleſcops jene Lichter am Himmel, die das Auge nur als ſchimmernde Puncte ſieht, für Sonnen und Welten erkennen muß, ſo laſſen Sie uns auch dieſe ſchwachen Blicke nicht

aus der Acht laſſen. Wenn unſre Vernunft erſt durch ein helles Licht geſtärkt ſeyn wird, ſo wird ſie das, was ſie in dieſer Entfernung nur im Schimmer ſieht, ebenfalls, und mit einer noch gröſſern Entzückung, als eine neue Welt, als die herrlichſte Welt erkennen.

Dieß können wir ſicher vorausſetzen, daß, ſo unbegränzt und unermeßlich die Welt in ihrem Umfange iſt, ſie in ihrer Dauer eben ſo unendlich ſeyn müſſe. Dabey ſagt uns unſre Vernunft mit einer eben ſo unwiderſprechlichen Gewißheit, daß auſſer uns noch unzählige Claſſen vernünftiger Geſchöpfe ſeyn müſſen. Denn aus was für einem Grunde könnte dieſe Erde allein damit beſetzt ſeyn? So wären die übrigen unzählbaren Welten alle umſonſt erſchaffen. Denn was wir mit unſern Sinnen nicht erreichen, das iſt für uns auch nicht da. Und aus was für einem Grunde könnten wir uns für die einzigen vernünftigen Geſchöpfe halten? So hätte auch der Polyp das Recht, ſein Geſchlecht für das einzige mögliche Geſchlecht aller lebendigen Creaturen zu halten. Die unzähligen Stufen der Vollkommenheit, die wir in dem niedrigern Theile der Natur wahrnehmen, leiten uns natürlicher Weiſe dahin, noch mehrere Claſſen vernünftiger Geſchöpfe, vollkommenerer Geſchöpfe anzunehmen. Die Leiter dieſer Weſen verliert ſich für uns zwar in den Wolken, aber die Stufe, worauf wir ſtehen, iſt uns Beweiſes genug, daß noch unendlich mehrere über uns ſeyn müſſen. Der geringere Raum unter uns iſt voll, der gröſſre kann unmöglich leer ſeyn. Wir können uns

aber,

aber, wenn wir einen Schöpfer der Welt annehmen, von der Erſchaffung vernünftiger Weſen keinen andern Endzweck denken, als daß ſie die herrlichen Vollkommenheiten dieſes ihres Schöpfers erkennen, und durch deren Empfindung ihm ähnlich und glücklich werden ſollen. Denn hierzu haben ſie die Fähigkeiten. Sollte nun aber unter allen den Claſſen dieſer edlen Geſchöpfe keine ſeyn, die mit der Welt ewig fortdauerte? Dieß wäre ſo gut, als eine Welt, die gar keine vernünftige Geſchöpfe hätte. Denn ſtellen Sie ſich vor, daß die unzähligen Weltkörper, welche die ganze Schöpfung ausmachen, zwar mit allen möglichen Claſſen vernünftiger Einwohner angefüllet wären, dieſe aber alle eine ſo eingeſchränkte Beſtimmung hätten, daß ſie über ihre enge Sphäre nie hinauskämen, ſondern alle nach einem kurzen Zeitpunkte wieder zu exiſtiren aufhörten; eine ſolche Welt und ſolche Geſchöpfe hätten beyde keinen vernünftigen Endzweck. Eine unendliche Welt für lauter Inſecten! — Eine ewige Welt für lauter Ephemeren! — Dieß wäre eine ewig fortwährende Schöpfung und Vernichtung. Was müßte aber der Schöpfer für ein eigenſinniges neidiſches Weſen ſeyn, das keine Vollkommenheit neben ſich leiden könnte; das zwar immerfort Geſchöpfe mit der Fähigkeit ihn zu erkennen, ihn immer vollkommener zu erkennen, ihm immer ähnlicher und dadurch vollkommener zu werden, entſtehen, aber ſie das Ziel ihrer Beſtimmung nie erreichen lieſſe, ſondern, wenn er ihnen kaum die Zeit gelaſſen, ihre Augen aufzuthun und ihn zu erblicken, ſie wieder zernichtete! Denn ein vernünf-

tiges Geſchöpf, das ſeine ganze Exiſtenz auf immer verliert, ſtirbt allezeit, wenn es ſtirbt, zu früh; es ſtirbt allezeit gegen ſeine Natur. Eine Maſchine erhält durch ihre Zuſammenſetzung auf einmal ihre ganze Vollkommenheit; das Thier erreicht auch mit ſeinem Alter alle Vollkommenheit, deren ſeine Natur fähig iſt. Aber ein vernünftiges moraliſches Weſen hat, ſeiner Natur nach, keine Gränzen; nirgend eine Gränze in ſeiner Erkenntniß, nirgend eine in ſeinen Wünſchen, nirgend eine in ſeiner Glückſeligkeit. Alle Vernunft iſt ewig. Wenn aber irgend in dem Reiche Gottes eine Claſſe ſolcher glücklichen Geſchöpfe iſt, ſo haben wir das Recht, ſo niedrig auch die Stufe iſt, worauf wir vorjetzt noch ſtehen, uns mit darunter zu rechnen. Alle vernünftige Geſchöpfe haben hierauf einen gleichen Anſpruch, und die Fähigkeiten, die wir uns in einem jeden andern Geſchöpfe dazu denken können, haben wir auch. Würden wir aber wieder zernichtet, ohne daß dieſe Fähigkeiten zu ihrer Reife kämen, ſo müßte dieſe Zernichtung durch die ganze vernünftige Schöpfung gehen: Denn warum ſollten unſre Fähigkeiten weniger Recht dazu haben, warum ſollte dieſe Erde hierinn geringer, als irgend ein andrer Planet, und dieß Sonnenſyſtem geringer, als irgend ein anders in der Schöpfung ſeyn. Die gegenwärtige Einſchränkung unſrer Natur kann uns dieſen Anſpruch im geringſten nicht benehmen. Ein jedes Geſchöpf, auch das vollkommenſte, eine jede Vernunft, auch die vollkommenſte, hat ihre Gränzen; ſie iſt nicht alles auf einmal, ſie muß ſtufenweiſe wachſen; aber dieß iſt ihre Natur, daß ſie

ewig wachſen, daß ſie in ihrer Einſicht, in der Erkenntniß ihres Schöpfers, ſeiner Vollkommenheiten, ſeiner Werke, daß ſie in ſeiner Liebe, in ihrer Glückſeligkeit ewig wachſen kann. Auch der Materialiſt kann dieſen Schluß nicht entkräften. Wir können ihm ſeinen Lieblingsſatz von einer denkenden Materie laſſen; er mag es ſich ſelbſt erklären, wie er als Maſchine denken, wie aus der bloſſen Zuſammenſetzung und Bewegung ſeiner Theile Bewußtſeyn und Schlüſſe entſtehen, und wie die mannichfaltigen einzelnen Eindrücke, die er von allen Gegenden ſeines Körpers erhält, immer nur eine einfache Empfindung ſind. Genug, wir haben eine vernünftige moraliſche Natur, nach welcher wir unſern Schöpfer, ſeine Vollkommenheiten, ſeine Abſichten erkennen, erfüllen können, und in alle Ewigkeit vollkommener würden erkennen und erfüllen können; kann Gott dieſe zernichten? Dieß beantworte er ſich erſt, und dann ſey er ſtolz auf ſeine Vernichtung, und ſpotte unſrer Unſterblichkeit. Sein Schluß, worauf er ſeine Hoffnung gründet, daß nämlich alles, was zuſammengeſetzt iſt, (ich gebe ihm hier ſeinen ganzen Troſt zu) nicht ewig fortwähren könne, iſt falſch. Er ſehe die groſſen Weltkörper an, er ſehe die ganze Natur an; ihr Schöpfer will, daß ſie dauren, und ſie dauren; und wenn er will, daß ſie ewig dauren, ſo dauren ſie ewig; denn ſein Wille iſt Schöpfung, ſein Wille iſt Erhaltung. Auf die phyſiologiſche Beſchaffenheit unſerer Natur kömmt es hier gar nicht an; ſondern es kömmt auf den Willen, auf die Weisheit und Güte des Schöpfers unſrer Natur an. Er muß

es

es ſich alſo beweiſen, daß ſein Schöpfer ſeine Fortdauer nicht wolle; er muß es ſich beweiſen, daß, bey einer ewigen Fortdauer der Welt, ewig fortdaurende vernünftige Geſchöpfe ein Widerſpruch seyn; daß die Natur in ihren vollkommenern Geſchöpfen nichts, als Embryone zeugen könne; daß es den Abſichten, der Weisheit und Güte Gottes entgegen ſey, daß ſeine vernünftigen Geſchöpfe in der Erkenntniß ſeiner Werke und Vollkommenheiten, daß ſie in ſeiner Liebe immer vollkommener, daß ſie ihrem Urbilde immer ähnlicher werden; er muß es ſich beweiſen, daß Gott dieſem ihren Wachsthume in der Vollkommenheit durch ihre Vernichtung zuvorkommen, daß er ſein Bild zertrümmern, daß er es zernichten müſſe. Zu ſeinem Troſte glaubt er dieſen Beweis in ſeinem Tode zu finden. Er ſtirbt; ſein Körper fällt aus einander; die Theile, woraus er beſtand, werden weſentliche Theile von Pflanzen und Thieren. Aber auch dieſer Grund iſt noch eben ſo unſicher. Ich ſterbe; aber wo iſt hier meine Vernichtung? Die Theile meines Leibes fallen auseinander, und gehen durch einen ewigen Zirkel in lauter fremde Subſtanzen. Aber was ſind dieß für Theile? Theile von Kräutern und Thieren. Haben dieſe je zum Weſen meiner denkenden Natur gehöret? Von meinem Leibe, den ich vor fünfzig Jahren hatte, iſt gewiß kein Theilchen mehr übrig, welches nicht ſchon in unzähligen Thieren und Pflanzen wüchſe. Iſt es aber ſo unmöglich, daß das, was in mir denkt, auch ohne dieſen gröbern Körper beſtehen könne? Kann nicht ſelbſt ein verborgener unſichtbarer Keim, als das

Sen-

Senſorium dieſer meiner denkenden Natur, bey aller Verweſung meines gröbern Leibes übrig bleiben, dem dieſe gröbern Theile, nach meinem gegenwärtigen Zuſtande in der Welt, nur zur Ausdehnung dienen, und der, wenn es meinem Schöpfer gefällt, mich zu einem vollkommenern Zuſtande zu erheben, auch allezeit auf eine dieſem neuen Zuſtande gemäſſe Art ſich wieder entwickeln kann? Ich habe ähnliche Entwickelungen in der Natur vor mir; ich ſehe ſie in den Keimen der Gewächſe; der ätheriſche Schmetterling, der jetzt mit allen Farben des Lichts geſchmückt, voll vom Gefühle ſeiner glücklichen Verwandlung in den Lüften ſpielt, ſich von dem feinſten balſamiſchen Dufte der Blumen nähret, iſt identiſch die träge kriechende Raupe, und ſeine Flügel waren wirklich unter jener Hülle ſchon da. Aber ich will auch dieß aufgeben; ich will mich ſo gering machen, als es dem Materialiſten immer gefallen mag, mich mit ſich herunter zu ſetzen; ich will nichts wie Pflanze ſeyn, ich will mich von dem Inſecte durch nichts, als durch einige Grade feinerer Empfindungen, unterſchieden halten: So bleiben ſeine Unruhe und meine Ruhe, bey aller Zerſtörung unſers Leibes, doch gleich unverändert; denn wir bleiben wenigſtens moraliſch denkende Naturen, wodurch die Allmacht und Weisheit unſers Gottes uns von allen unſern Bruderpflanzen und Inſecten unterſchieden hat, und in dieſer Abſicht behalte ich wenigſtens das Recht, mich als ein beſonders Geſchöpf anzuſehen. Ob dieſe meine Natur einfach oder materiell, ob ſie von meinem Körper unterſchieden, oder mit demſelben einerley ſey,

auf

auf dieſem metaphyſiſchen Puncte, ſage ich noch einmal, beruhet meine Hoffnung gar nicht; ſie iſt feſter, ſie iſt unmittelbar auf die Natur Gottes, ſie iſt hierauf gegründet, daß die Welt nicht ohne fortdaurende vernünftige Geſchöpfe ewig fortdauren, und daß ein weiſer Gott ſolche Naturen, die er ſelbſt ſo gemacht, daß ſie in ſeiner Verherrlichung ewig fortwachſen können, die ihn ewig lieben zu können wünſchen, daß er die nicht wieder zernichten kann, ehe ſie die Vollkommenheit erreicht, wozu ſie in ihrer Natur die Anlage und das Verſprechen finden. Ich ſage Verſprechen. Denn wovon der Schöpfer meiner Natur mir die Empfindung gegeben, wozu er mir die Fähigkeit anerſchaffen, wovon er mir das Verlangen eingeprägt, wovon er mich die Nothwendigkeit empfinden läßt, das iſt Verſprechen, heiligſtes Verſprechen von ihm. Denn der Schöpfer wird mich mit meiner Natur nicht täuſchen. In meiner Natur iſt aber die ganze Anlage zu dieſer vollkommenern Beſtimmung da. Ich habe die Empfindung davon; ich erkenne ihre Möglichkeit; ich fühle bey mir ein unüberwindliches Verlangen darnach; es iſt der einzige Gedanke, der mich beruhigt; mit ihm habe ich alles, ohne ihn ſättigt mich nichts; alle meine Fähigkeiten unterſtützen ihn; je reiner meine Begierden werden, je lebhafter wird dieſer Wunſch; und er wird nur in dem Maaße ſchwach, als die Liebe zu Gott und zur Tugend ſich bey mir verlieret; und ich kann ihn eher nicht ganz aufgeben, bis die Gewiſſensangſt mich dazu treibt, bis dieſe Angſt den ſchrecklichen Wunſch, daß auch kein Gott ſeyn möchte,

in mir zugleich erreget hat. Herr Hume will dieſen Grund unſrer Hoffnung noch nicht zugeben. Er will nicht zugeben, daß wir die Weisheit und Güte Gottes, die wir in der Natur wahrnehmen, als eine ſolche unveränderliche Eigenſchaft anſehen können, woraus wir mit Sicherheit ſchlieſſen dürften, daß Gott allemal nach dieſer Weisheit und Güte handeln werde. Von Menſchen ſey dieſer Schluß ſichrer, weil wir mehr ähnliche Handlungen von ihnen ſähen; die Schöpfung ſey aber nur eine einzelne Handlung, woraus ſich weiter nichts ſchlieſſen laſſe, als daß der Urheber der Natur in dieſem einzelnen Falle Weisheit und Güte habe beweiſen wollen. Was für ein Sieg für die Warheit, wenn ſie ſo geprüft wird! Die ganze Schöpfung, (welch ein unerhörtes Wortſpiel!) nur eine einzelne Handlung. — Dieſe unendliche Weisheit und Güte, die durch die ganze Natur athmende, von dem niedrigſten Inſect an, durch alle Claſſen der Geſchöpfe nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten ſteigt, die, von der erſten Schöpfung an, in allen Scenen und Verwandlungen der Natur unveränderlich dieſelbe bleibt, dieſe ſoll nur eine einzelne Wirkung ſeyn, woraus ich zu meiner Beruhigung nichts ſoll ſchlieſſen können! So ſchlieſſe ich denn doch wenigſtens dieß mit Recht daraus, daß ich die einzige Ausnahme in der Natur ſeyn müſſe; ich das einzige Geſchöpf, das, wenn die ganze übrige Natur die Weisheit und Güte ihres Schöpfers preiſet, ſeufzend ſchweigen muß; ſo habe ich wenigſtens das Recht, der Harmonie ihrer Loblieder mit meinen Klagen über ſeine Grauſamkeit laut zu wi-

derſprechen. Denn alles, was ich ſonſt in der Natur ſehe, erreicht die Vollkommenheit, deſſen es fähig iſt; nur Ich nicht, Ich allein nicht. Wenn ich auch alle zufällige frühzeitigere Zerſtörungen meines Lebens abrechne, wenn ich vor Alter ſterbe, ich ſterbe allezeit zu früh; und mein Tod, wenn ich mit demſelben ganz zu ſeyn aufhöre, bleibt ein Widerſpruch in der Natur, er bleibt der Weisheit und Güte Gottes ein ewiger Vorwurf; Gott läßt mich als eine unzeitige Geburt ſterben; denn alle Erkenntniß, alle Tugend, alle Vollkommenheit, womit ich ſterbe, kann ich kaum den Anfang nennen. Ich fühle das Leere, das mir bey allen meinen Bemühungen übrig bleibt; ich fühle, daß ich in der Erkenntniß Gottes, in ſeiner Liebe, in meiner Heiligung unendlich vollkommener werden könnte; aber der Tod läßt mich nicht dahin kommen; ich muß wieder Nichts werden, da ich kaum etwas zu ſeyn anfange; ich bin mit ſo viel herrlichen Fähigkeiten an dieſen vergänglichen ſchweren Leib, wie Prometheus an einen Felſen, geſchmiedet, wo dieß Gefühl, daß ich ewiger Vollkommenheiten fähig bin, bey den beſtändigen Drohungen einer ewigen Zernichtung, der Geyer iſt, der mich martert. Weiſer gütiger Gott! was konnte deine Abſicht bey der Hervorbringung und Zernichtung eines ſo unreif vollkommenen Geſchöpfes ſeyn? Nein, meine ganze Exiſtenz kann ſich mit meinem Tode unmöglich endigen; ich ſehe ihm ruhig entgegen; er kann nichts anders, als eine Verwandlung, als ein Uebergang zu einer höhern Sphäre ſeyn, wo ich einen ſo ſchweren Leib, ſo ſtumpfe Sinne nicht mit hinnehmen

men kann; mein Tod iſt nichts, als eine neue Geburt, er iſt das Principium von einem neuen und vollkommenern Leben. Dafür hielt ihn Sokrates; er ſchloß, er müſſe leben, weil er ſterbe, und ſein Schluß hatte für ihn ſo viel wahres, daß er ſeinen Giftbecher mit Freuden trank. Scharfſinnige Weiſe! euer Sokrates, euer Plato ſchloſſen ſo; es war ihr beſter Beweis, und er war ihnen ſtark genug, ſie zum redlichen Bekenntniſſe Gottes und der Tugend zu ermuntern. Wie wenig würdet ihr ſie nennen, und wie gehäßig würde euch ihre Philoſophie ſeyn, wenn ſie mit der unwiderſtreblich göttlichen Autorität in euch drünge, womit die höhere Philoſophie des Jeſus von Nazareth, den ihr verfolgt, euren Beyfall und Gehorſam fodert!

Der Einwurf, daß, wenn meine denkende Natur nie aufhören kann, ich mir deswegen auch desjenigen Zuſtandes bewußt ſeyn müſſe, worinn ich vor dieſem Leben geweſen, hält mich gar nicht auf. Meine vernünftige Natur iſt ſo ewig nicht, daß ſie nicht einen Anfang hätte haben müſſen. Weil ich mir keines vorhergegangenen Zuſtandes bewußt bin, ſo ſchlieſſe ich daraus, daß mein gegenwärtiges Leben der erſte Anfang derſelben iſt; denn niedriger hat dieſer Anfang nie ſeyn können. Und geſetzt endlich auch, daß meine vernünftige Natur von der Beſchaffenheit wäre, daß ſie, ohne einen organiſchen Leib, ihres Zuſtandes ſich nicht bewußt ſeyn könnte; geſetzt, daß ſie mit meinem Leibe ein unzertrennliches Eins wäre, und daß ich mir

dieſelbe von der Organiſation meines Leibes ſo wenig unterſcheiden könnte, als ich in dem Polypen die animaliſche Natur von der vegetabiliſchen unterſcheiden kann: So würde meine Hoffnung zu einem zukünftigen Leben doch eben dieſelbe ſeyn. Ich würde meinen Tod als einen Schlaf anſehen, und mit der ruhigen Erwartung meine Augen ſchlieſſen, daß mein Gott, zu einer Zeit, die ich ſeiner Weisheit überlaſſe, (vielleicht bey einer ganz neuen Oekonomie dieſes menſchlichen Geſchlechts,) mich aus meinem Staube wieder erwecken, und mir mein Bewußtſeyn, daß ich der ſey, der ich hier in der Welt geweſen, wieder geben werde, ehe ich, wegen der Zerſtörung meines jetzigen Leibes, glauben wollte, daß meine vernünftige Natur auf ewig zernichtet würde, und daß mein Schöpfer mich ohne alle Rechenſchaft aus der Welt gehen lieſſe. Denn er hat mir eine moraliſche Natur gegeben, die einer Rechenſchaft fähig iſt; und er iſt gerecht, er kann das Gute nicht unbelohnt, das Böſe nicht unbeſtraft laſſen. Ich ſetze es hier erſt voraus, daß unter dem moraliſchen Guten und Böſen ein Unterſchied ſey. Gott hat wenigſtens meine ganze Natur ſo eingerichtet, daß ich dieſen Unterſchied erkennen muß; er hat die ganze Welt darnach eingerichtet; die ganze Ordnung der Welt, die Wohlfahrt der ganzen vernünftigen Schöpfung beruhet darauf. Gott muß alſo nothwendig ein Wohlgefallen an mir haben, wenn ich alle meine Kräfte zur Erfüllung dieſes ſeines heiligen Willens redlich anwende; denn ſo bin ich ihm ähnlich, ſo denke ich, ſo will ich; wie mein Gott, ſo bin ich heilig

wie

wie Er, wohlthätig wie Er; wie könnte ich Ihm, bey dieſer Aehnlichkeit, gleichgültig ſeyn? Dagegen müßte er aber auch nothwendig ein Misfallen, das ernſtlichſte Mißfallen an mir haben, wenn ich mich gegen dieſe Stimme meiner Natur betäuben, und die Ordnung und Vollkommenheit ſeines Reichs, die Wohlfahrt meiner Mitgeſchöpfe meinen einſeitigen unordentlichen Begierden aufopfern wollte. Allein eben ſo nothwendig iſt es auch, daß er dieß ſein Wohlgefallen und Misfallen thätig beweiſe; denn der ernſtlichſte Wille, der ſich nie thätig bewieſe, nie thätig beweiſen könnte, würde nur ein Geſpött der Geſchöpfe werden. Wie ſoll ſich aber dieſer Ernſt anders, als durch ſolche Belohnungen und Strafen, beweiſen, die denſelben deutlich in ſich enthalten? Dieſer Schluß iſt unwiderſprechlich, oder man muß ſagen, der Unterſchied des Guten und Böſen ſey nichts; es trage zur Vollkommenheit der Welt beydes gleich viel bey. Aber warum hätte denn Gott unſre Natur ſo weſentlich dazu verbunden? Und ſo müßte Er den Unterſchied, den er uns ſo deutlich eingeprägt, ſelber nicht empfinden; dieß hieſſe Gott wieder läugnen.

Man wird ſagen, dieſe Belohnung und Strafen wären da, ſie wären in den natürlichen Folgen. Ja, die Tugend kann zwar nicht ohne alle gute, und das Laſter nicht ohne alle böſe Folgen ſeyn; denn ſonſt müßte die Tugend mit der Natur der Dinge kein ſchickliches Verhältniß haben. Ich ſehe auch mit Freuden, wie ſie noch hie und da ihre verdienten Belohnun-

gen findet; ich ſehe auch, wie die Unmäßigkeit, die Ungerechtigkeit, die Falſchheit, andern zum Abſcheu, ſich oft ſelbſt brandmalen, und wie ein Ruffin mit ſeinem Falle die Vorſehung rechtfertigen muß. Aber wie manchen Tugendhaften ſehe ich dagegen auch mit ſeiner armſeligen Tugend ungekannt und unbelohnet aus der Welt gehen, und wie manchen Böſewicht über die Tugend triumphiren, und durch ſeine Laſter ſich ſelbſt gegen alle ihre Folgen in Sicherheit ſetzen! Können aber ſo ungewiſſe, ſo zweydeutige Folgen die ganze Erklärung des ewigen und ernſtlichen göttlichen Willens, und mir ein hinreichender Bewegungsgrund ſeyn, dieſem dunkeln Willen alle meine Abſichten und Begierden aufzuopfern? Ich ſoll mich in dem Genuſſe meiner angenehmſten Begierden mäßigen; und warum? Um mir dadurch ein friſches Alter zu erwerben. Aber wie viele Tugendhafte ſehe ich, bey aller ihrer Mäßigung, ihren ſiechen Leib vor der Zeit zu Grabe tragen! Ich ſoll alſo um einer unſichern Zukunft willen, wovon ich nicht weiß, ob ich ſie bey aller meiner Mäßigkeit je erreichen werde, mir alle meine gegenwärtige Freude verſagen? Ich ſoll in allen meinen Handlungen gerecht, in allen meinen Geſinnungen rechtſchaffen, edel, großmüthig ſeyn; und warum? Es wird eine Zeit kommen, daß die Welt endlich meine Rechtſchaffenheit erkennen wird. Die Welt ſoll alſo der Richter meiner Tugend ſeyn. Ich Thor! die Welt, die alle Tugend haſſet, die wahre Tugend kaum für möglich hält, die ſich täglich mit gekauften Lobreden betäuben läßt, die täglich ſo vielen geſtohlnen Verdien-

ſten

ſten räuchert, die alle Tage neue Laſter anbethet und vergöttert! Und von dieſer Welt ihrem Urtheile ſoll ich die Belohnung meiner Tugend erwarten? Wie oft haben die Laſter, die niederträchtigſten ſchwärzeſten Laſter, in ihren Wirkungen den Schein der edelſten Tugend; und umgekehrt, wie manche edle Tugend ſieht in ihren Wirkungen dem ſchwärzeſten Laſter gleich! Und iſt es denn ſo ſchwer, dem Laſter eine blendende Farbe zu geben? Iſt es ſo ſchwer, einige groſſe Sentenzen mit der Phantaſie auszuarbeiten, und auf einige Stunden die ſtudirte Rolle eines Cato zu machen? Hinter der Scene iſt der Cato wieder Comödiant. Wie mancher Tugendhafte muß in ſeiner Finſterniß dem Sünder alle ſeine Lobreden verdienen! Wie viele Niederträchtigkeiten kann ich nicht, ohne alle Gefahr einiger Folgen, ausüben! Ich brauche mit ein wenig Ueberlegung nur ein ſo viel kühnerer Böſewicht, ein ſo viel gröſſerer Räuber zu ſeyn, ſo bin ich immer ſchon ſo viel mehr geſchützt. Und wie viel Tugenden, die die Welt nie kennen darf, die ſie nie erfahren darf, die ich mir ſelbſt verbergen muß, wenn ſie nicht bey mir ſelbſt ihren ſchönſten Werth verlieren ſollen! Wie dürftig wäre die Tugend, wenn keine andre als ſichtbare Tugend wäre! Wo ſollen aber des Tugendhaften geheime Ueberwindungen, ſeine verborgene Großmuth, wo ſollen die edlen Geſinnungen des Dürftigen, den ſeine Armuth nie zu der Freude kommen läßt, ſeine Geſinnungen thätig machen zu können, ihre Vergeltung finden? Er hat ein Glück in Händen, das ſeine und der Seinigen Wohlſahrt auf Jahrhunderte

ſichert; er kann es mit der gröſsten Sicherheit, mit der verborgenſten Bewegung eines Fingers nehmen: Der Abſcheu vor einer geheimen Niederträchtigkeit, die niemand als er gewahr würde, die die Welt dafür gar nicht hält, die nur nach den zarteſten Empfindungen Niederträchtigkeit heiſst, dieſer Abſcheu allein hält ihn ab; kein Menſch wird ſeinen Bewegungsgrund gewahr; er bleibt gewiſs der Märtyrer ſeiner Tugend. Er hat einen Feind, vor deſſen Verfolgungen ſeine Wohlfahrt nie geſichert iſt; es iſt in ſeinem Vermögen, ſich auf einmal gegen ihn in Sicherheit zu ſetzen; aber er müſste ihn kränken, oder er müſste ſich laut rechtfertigen; zu beydem denkt er zu groſs; er bleibt gewiſs der Märtyrer ſeiner Tugend.

Niederträchtiger Lohndiener, ſagt mir der ſtoiſche Weiſe, du ſollſt bey der Ausübung deiner Tugend auf gar keine Vergeltung ſehen. Die Tugend ſelbſt, das Zeugniſs deines Gewiſſens, daſs du edel gehandelt, daſs du dich der Natur der Dinge gemäſs verhalten, dieſs ſoll deine Vergeltung ſeyn. Ja, die Tugend verliert auch in meinen Augen von ihrer Schönheit hiedurch nichts, und meine Religion macht mich dieſer edlen Empfindungen nicht unfähig; ich liebe ſie, und ſie ausüben zu können, bleibt mein edelſter Vorzug, und vielleicht bliebe ich in tauſend Fällen ſtark genug, ſie den gemeinen ſo genannten Glückſeligkeiten ohne groſſe Ueberwindung vorzuziehen. Aber wenn ſie mir alles nähme, wenn ſie die Verläugnung meiner natürlichſten Triebe, meiner zärtlichſten Empfindungen,

dungen, wenn ſie mein Leben ſelbſt von mir forderte; wo ſollte ich da Muth, Freudigkeit, Stärke genug hernehmen, für eine eingebildete leere Vollkommenheit, die weiter für mich nichts belohnendes hätte, alles hinzugeben; wie ſollte dieſe leere Vollkommenheit ſtark genug ſeyn, meiner Natur, meinen Erhaltungstrieben, und denen noch zärtlichern Neigungen, die deine Hand, o Gott! ſelbſt ſo unüberwindlich gemacht hat, das Gegengewicht zu halten? Und geſetzt, daß meine Liebe zu dir, daß meine Hochachtung für dein Geſetz mich ſtark genug zu dieſer Ueberwindung machten; gütiger, weiſer, heiliger Gott! wäre es Dir denn möglich, ein Geſchöpf, das alle ſeine Kräfte, ſeine Triebe, ſein Leben ſelbſt dir willig aufopferte, für ſeine treue Liebe ewig unbelohnt zu laſſen? Kann denn ein Geſchöpf, o Gott! großmüthiger, wie Du, ſeyn; und könnteſt du, wenn ich aus Liebe für dich unter den Martern der Tugend ſeufzte, mir mit einem unthätigen Wohlgefallen zuſehen, und mich mit der leeren Vergeltung des Bewußtſeyns, daß ich edel gehandelt, (und dieß wäre immer noch meine eigene Vergeltung) fühllos umkommen laſſen? Ja, die Empfindung, daß ich edel gehandelt, ſollte mir noch Belohnung genug ſeyn, ich wollte ſtolz darauf ſeyn, daß ich unbelohnt meinem Schöpfer alles aufgeopfert hätte, wenn meine Empfindungen über mein Leben hinausgiengen! Aber wenn ſich mein ganzes Bewußtſeyn mit meinem Leben auf ewig verlieret, wie ſoll ich dann die Vergeltung in mir ſelbſt ſuchen, daß ich mein Leben der Ehre meines Schöpfers und der Tugend aufgeopfert?

opfert? Und wie, wenn dieſe ſtoiſchen Vergeltungen überhaupt zu fein für mich wären, wenn die Erfüllung meiner Begierden mir ein weſentlicher Gut, als alle Schönheit der Tugend, wäre, und ich alle Folgen, die für mich daraus entſtehen könnten, über mich nähme? So trozte ich doch, o Gott! deinem Geſetze und allem Ernſte deines Willens mit aller Sicherheit; mit einem Dolch in der Hand könnte ich alle deine Rache ſicher über mich herausfodern, daß dein Donner mich allezeit zu ſpät träfe. Allmächtiger Schöpfer! kann aber dein Wille, dein allmächtiger Wille ſo ohnmächtig seyn, daß Du dem Tugendhaften, den Du liebſt, den Du lieben mußt, dein Liebe nicht thätiger machen könnteſt; und daß ich hergegen, wenn ich in deiner Verläugnung, in der Verſpottung deiner heiligen Geſetze meinen Stolz ſuchte, wenn ich die herrlichen Beweiſe deiner ewigen Weisheit und Liebe, die Du in der Natur verbreitet haſt, vorſetzlich verſtellen, und meine Mitgeſchöpfe gegen Dich, als einen fühlloſen Gott, aufwiegeln wollte; allmächtiger Gott! ſollteſt Du ſo ohnmächtig ſeyn, daß ich Dir mit meinem Tode ſicher trotzen könnte? Ich weiß, o Gott! ich bin ein Wurm, ein Nichts gegen Dich; aber ich bin doch auch dein Bild, dem Du deine Natur, wodurch Du ſelbſt das Allerhöchſte Weſen biſt, mitzutheilen gewürdiget haſt: Könnte es Dir denn gleichgültig ſeyn, wenn ich mit dieſen göttlichen Kräften, in dieſer erhabenen Natur ein Thier, ein Teufel würde? Ich weiß auch, wenn ich alle meine Kräfte deinem Willen aufopfere, daß Du ſo wenig dadurch gewinneſt, als Du an dei-

ner ewigen Glückſeligkeit verlieren kannſt, wenn ich auch die ganze Natur zum Aufruhr gegen Dich empörte: Aber kann es Dir deswegen gleichgültig ſeyn, ob ich die Kräfte, die Du mir anerſchaffen, zur Beförderung deiner wohlthätigen Abſichten, oder zum Unglücke meiner Mitgeſchöpfe anwende? Oder ſollteſt Du wegen einer Einrichtung, die Du aus freyer Wahl machteſt, Dich ſelbſt auf ewig gehindert haben, Dein göttliches Wohlgefallen oder Mißfallen deinen Geſchöpfen thätig zu beweiſen, und deßwegen, weil ich ſterbe, Deine ewige Weisheit und Gerechtigkeit verläugnen müſſen?

Dieſer Gott iſt deßwegen kein Tyrann, der ſeine Geſchöpfe, um Schwachheiten, womit er ſie ſelber erſchaffen hat, ſtraffen, und in ihren Straffen eine kühlende Genugthuung für ſeine Beleidigungen ſuchen wird. Die Schwachheiten meiner Natur wird er gewiß mit väterlicher Liebe tragen, und ſeine Forderungen werden gewiß gegen die Fähigkeiten eines jeden Geſchöpfes mit unendlicher Liebe abgewogen ſeyn; denn er iſt die Liebe. Aber eine Einrichtung, die den Tugendhaften und den Sünder zugleich zernichtete, und wo der Tugendhafte, je treuer er ſeiner vernünftigen Natur bliebe, ſo viel mehr in Gefahr wäre zu verlieren, wie der Laſterhafte hergegen, durch die Erſtickung ſeiner vernünftigen Empfindungen, mehr gewönne; was könnte ungerechter und grauſamer ſeyn.

Und eben ſo wenig bin ich dieſer meiner Hoffnung wegen, ein gewinnſüchtiger Lohndiener. Ich geſtehe es, die Ewigkeit iſt das groſſe Ziel aller meiner Wünſche, der groſſe Bewegungsgrund aller meiner Bemühungen und Ueberwindungen; und ſo oft ich aus Gehorſam und Liebe gegen Gott dieſelben übernehme, ſo iſt ſein gnädiges Wohlgefallen mir dabey immer vor Augen. Ja, wenn ich mir hier ein Paradies ſinnlicher Wollüſte dächte, und daſſelbe, bey einem geheimen Haſſe gegen die Tugend, durch einen knechtiſchen Gehorſam zu erlangen hoffte; ſo wäre ich das unwürdigſte niederträchtigſte Geſchöpf, und ich läſterte das höchſte Weſen mit einer ſolchen Hoffnung. Aber ich denke mir dabey keine andre Glückſeligkeit (und welche Vernunft kann ſich eine andre dabey denken?) als den ewigen Fortgang zu einer Vollkommenheit, die meiner vernünftigen Natur gemäß iſt. Iſt denn aber das Verlangen nach einer ſolchen ewigen Glückſeligkeit, das Verlangen, ewig in der Erkenntniß der Vollkommenheiten und Werke des Schöpfers, ewig in ſeiner Liebe zu wachſen, ſeinen Vollkommenheiten ewig ähnlicher zu werden, und zugleich das Beſtreben, die Seele in einer ſolchen Verfaſſung zu halten, daß ſie dieſer Seligkeit fähig werde, auch eine ſo groſſe Niederträchtigkeit, deren ein vernünftiges Geſchöpf ſich zu ſchämen hätte? Gott iſt und bleibt mein höchſtes Gut; aber er iſt es, weil ich ihn nicht anders, denn als das weiſeſte und gütigſte Weſen, denken kann. Würde er es aber auch ſeyn, wenn er kein ſolches Weſen wäre, wenn ich in allen ſeinen unendlichen

lichen Eigenſchaften für mich nichts wohlthätiges entdecken könnte, wenn ich ihn für ein fühlloſes Weſen halten müßte, dem Tugend und Laſter vollkommen gleichgültig wären, und das den treuen Opfern der Liebe ſeiner gehorſamen Geſchöpfe mit einer grauſamen Gleichgültigkeit zuſehen könnte? Nein, dieſer Gott kann, ohne ſeine Weisheit und Güte thätiger an mir auszuführen, mich nicht ewig ſterben laſſen. Die gegenwärtige Einrichtung der Welt, und die Veränderung, die meiner jetzigen Natur bevorſteht, können mir dieſe Hoffnung nicht nehmen. Es kömmt darauf, daß ich hier ſterbe, gar nicht an; ſo lange Gott nicht ſtirbt, ſo lange bleibt meine Hoffnung unerſchüttert. Denn ich ſterbe nicht für Ihn; mein Tod iſt für Ihn kein Tod; für Ihn ſind Zeit und Ewigkeit nur Ein Ganzes, und ich bleibe Ihm in alle Ewigkeit gleich gegenwärtig. Geſetzt alſo, daß meine Seele von meinem Leibe nichts verſchiednes wäre, daß ich ganz Staub, ganz Nichts würde; (denn Allmacht braucht auch keinen Staub zur Schöpfung;) ſo würde doch Gott eher, und wenn es auch nach Millionen Jahren wäre, meinen Staub wieder beleben, oder mich aus Nichts wieder hervorrufen, und mir mein Bewußtſeyn wieder geben müſſen, ehe es ihm möglich ſeyn könnte, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, mir ſein Wohlgefallen ewig unbezeugt zu laſſen. Mein Vertrauen wird aber noch ſo viel lebhafter, da ich ſehe, daß die Anlage meiner Natur wirklich ſchon auf eine Ewigkeit gemacht iſt. Denn wenn mich nicht alle meine Begriffe triegen, ſo iſt die Natur, die in mir

denkt,

denkt, von den Theilen, woraus mein Körper beſteht, weſentlich unterſchieden, und alſo durch ihre Einfachheit ſchon unvergänglich. Denn ich empfinde, ich ſchlieſſe, ich habe einen freyen Willen. Ich empfinde nicht allein das Gegenwärtige, ich verbinde es mit dem Vergangenen und Zukünftigen; ich trenne meine Begriffe, ich ſetze ſie wieder zuſammen; ich erdichte mir bloß mögliche, dieſen gebe ich ſo viele Geſtalten, als ich will; ich verwandle ſie in eine moraliſche Vorſtellung; in dieſe miſcht ſich eine meiner Leidenſchaften; meine Leidenſchaft und meine Vernunft gerathen darüber in Streit; jene bildet ſich mir unter den angenehmſten Farben vor, nach dem Urtheile der Vernunft iſt ſie ſchrecklich; ich erkenne, daß die Vorſtellung der Vernunft die edelſte und ſicherſte iſt, ich ſehe alles niedrige von jener; ich wünſche auch der Vernunft zu folgen, und doch koſtet es mir Gewalt, das, was ich wünſche, zu thun; ich verdamme die andere, und bleibe immer in der Gefahr, ſie zu lieben. Wie ſoll ich mir dieſe Wahl, dieſen Kampf erklären, wenn das, was ich Seele nenne, nichts anders als die nothwendige Wirkung eines feinen Mechanismus iſt? Mechanismus! — ein Zauberwort, womit man auf einmal alles glaubt geſagt zu haben. Wie die Wirkſamkeit und die Lebenskräfte meines Körpers entſtehen, dieß begreife ich; denn der Grund von allen dieſen Kräften liegt in deſſen einzelnen Theilen und deren ihrer weiſen Verbindung: Aber wie ſoll ich jene Veränderungen der Seele hieraus erklären? Kann ich Denken, Schlieſſen, mit Freyheit Wählen und

Ver-

Verwerfen, auch als die Summe der einzelnen Kräfte meiner Fibern und Nerven anſehen? So müßten der Gedanke oder die Entſchlieſſung einzeln in meinen Nerven vertheilt liegen, und ein jeder Atom, woraus dieſe Theile beſtehen, müßte ein beſonders Theilchen dieſes Gedankens in ſich enthalten. Und woher kommen denn die bloß möglichen Vorſtellungen, die Vorſtellungen von moraliſchem Verhältniß und von Ordnung? woher die ſchmerzlichen Empfindungen der Seele, die durch den Körper gar nicht veranlaſſet worden? Was iſt das Ich, das über dieß Verhältniß urtheilet, die Empfindungen in Ordnung und Claſſen bringt, allgemeine Begriffe davon abſondert, Vergnügen und Misvergnügen darüber empfindet, und alle dieſe Empfindungen in einem einfachen untheilbaren Gedanken vereinigt? Die ganze Gegend, die ich jetzt vor mir ſehe, ſteht mit allen ihren entferntern gröſſern und kleinern Objecten in einer Fläche auf der Sehenerve meines Auges abgebildet. Woher kömmt es aber, daß ich mir ein jedes Object in ſeiner wahren Gröſſe und Entfernung denke? Dieß ſind Schlüſſe aus der Erfahrung: Aber wenn mein Denken nichts als die Empfindung der berührten Nerve iſt, woher rühret dieſe Erfahrung? Was iſt es, daß ſich die verſchiednen Diſtanzen, und den entfernten Baum, der in meinem Auge kleiner iſt, dennoch gröſſer als die Feder denkt, die ich in der Hand habe? Soll dieß das Reſultat der verſchiednen Verbindung und Bewegung meiner Fibern ſeyn, wie etwann die Harmonie oder das Colorit ſind, die nicht in den ein-

zelnen Tönen oder Farbentheilchen liegen? So nehme ich wirklich ſchon eine empfindende Kraft an, die auſſer meinem Mechanismus iſt. Denn ohne dieſe empfindende Kraft würden Harmonie und Colorit in Ewigkeit nichts als einzelne Töne, und einzelne neben einandergeſetzte Farbentheilchen ſeyn. Da alſo dieſe Kraft nicht in den Theilen ſelbſt enthalten, ſondern eine empfundene Wirkung auſſer dieſen Theilen iſt, ſo iſt dieß empfindende Ich von dem Mechanismus meines Körpers auch nothwendig unterſchieden. Daß ich dieſen Mechanismus mir äuſſerſt fein denke, dadurch gewinne ich nichts. Sollte ich eine körperliche Welt, wie dieſe iſt, bewohnen, ſo mußte ich körperliche Sinne haben; und ſollten die Nerven die Werkzeuge meiner Seele ſeyn, ſo mußten ſie unendlich fein ſeyn; könnte aber die Kraft zu denken ein Werk eines feinen Mechanismus ſeyn, ſo müßte ſie auch im Gröbern möglich ſeyn. Da ich alſo nicht den Schein von Möglichkeit angeben kann, wie dieſe Kraft ſich aus der Organiſation meines Leibes erklären laſſe; habe ich hier denn nicht Urſache genug, eine beſondre denkende Natur in mir anzunehmen? Ich habe alles für mich, dieß ausgenommen, daß ich mir von dieſer Natur keine deutliche Vorſtellung machen kann. Der ſchon ſo oft genannte Verfaſſer des Dictionaire übertrifft hier, in dem Artikel Ame, ſich ſelbſt. Wenn wir deßwegen, weil wir denken, ſagt er, von dem Leibe verſchiedne Seelen annehmen müſſen, ſo müßte die Pflanze auch eine wachſende Seele haben, und die Tulpe müßte ſagen können, ich und meine Vegetation

tion ſind zwey verſchiedne Weſen. Wie tiefſinnig! Hätte er nicht noch hinzuſetzen können, daß auf die Art auch in der Mühle eine beſondre herumlaufende Subſtanz ſeyn müſſe. Wie viel Vertrauen muß der Mann zu der Einſicht und dem Herzen ſeiner philoſophiſchen Schüler haben? Hienge die Kraft zu denken von der Organiſation ab, ſagt der Herr von Büffon, ſo müßte der Ourangoutan ſo gut denken können, als der Menſch; denn ſeine Sinne, ſein Gehirn, ſind mit denen vom Menſchen völlig eins. Ja, da die Organiſation ſeiner Sinne und ſeines Gehirns der Organiſation im Menſchen auch im allerkleinſten ähnlich ſeyn muß, weil die ſinnlichen Vorſtellungen eben die Art von Eindrücken bey ihm machen, und er eben die mechaniſchen Handlungen gleich darauf vornimmt; ſo könnte er höchſtens nur eine Abänderung in der menſchlichen Art ſeyn, und dennoch iſt er weniger vernünftig, als andre Thiere, deren Organiſation der menſchlichen nicht ſo nahe kömmt. Dieß iſt der göttliche Hauch, le ſouffle divin, fügt er hierauf hinzu, der dem Menſchen dieſen Vorzug giebt; hätte dieſen das geringſte Thier, wie bald würde es der Rival des Menſchen ſeyn!

Dieß iſt aber auch alles, was ich mit Gewißheit von dieſer meiner denkenden Natur zu behaupten mir getraue. Ihr inneres Weſen, die Art ihrer Empfindung, die Art ihrer Vereinigung mit meinem Leibe, ſind mir Geheimniſſe, die ich nicht wage zu erklären, die ich aber auch, anſtatt ſie mir zu verbergen, beherzt

aufſuche. Beſteht das Weſen dieſes Geiſtes allein im Denken, oder muß ich mir darneben noch ein beſonders immaterielles Subject denken, worinn dieſe Kraft wohnet? — Wenn das erſte iſt; wie ſoll ich mir die Beſtehung einer bloß denkenden Kraft vorſtellen? Soll ich aber noch ein beſonders immaterielles Subject dabey annehmen; was denke ich bey einem immateriellen Subjecte, das für ſich keine Kraft zu denken hat? Denkt ferner dieſer Geiſt alles aus ſich ſelbſt, und bewegt ſich der Leib jenen Vorſtellungen gemäß, aber ohne Einfluß, auch für ſich; oder iſt die Seele nichts wie eine leere Tafel, die nur die Fähigkeit hat, Vorſtellungen anzunehmen, und ſind meine Nerven die wirklichen Werkzeuge dieſes Geiſtes, die demſelben die Veränderungen, die auſſer mir vorgehen, unmittelbar mittheilen, und von ihm wiederum die Eindrücke zur Bewegung des Leibes annehmen? Neue Dunkelheit von beyden Seiten. Denkt meine Seele bloß aus ſich; liegen alle Vorſtellungen und Gedanken, die, nach der Veränderung meines Zuſtandes in der Welt, bis in alle Ewigkeit je in ihr entſtehen können, wirklich in ihr? Iſt dieſe Vorſtellung von einem endlichen Weſen nicht zu groß? Und warum muß ſich denn das Object, welches ich in meiner Seele empfinden ſoll, in meinem Auge erſt abbilden? Hier ſcheint mir dieß Syſtem ein ſinnreiches Gedicht. Aber wie ſtelle ich mir auf der andern Seite einen Geiſt vor, der nur die Fähigkeit zu empfinden hat; und wenn ich ſage, daß er durch Hülfe der Nerven empfindet, was heißt dieß? Was helfen einem

nem Geiſte, der nicht berühret werden kann, körperliche Werkzeuge, und was hat die Erſchütterung einer Nerve für Verwandſchaft mit dem Begriffe, den die Seele ſich daraus bildet? Hier wir jenes Syſtem mir wieder wahr. Weiter; iſt dieſer Geiſt ein ſolches Weſen, das auch für ſich, wenn es vom Leibe getrennet iſt, beſtehen kann? Kann ich mir überhaupt einen endlichen Geiſt denken, der die körperliche Welt ohne Sinne empfinden könne? Da meine denkende Natur mit meiner Organiſation ſo genau verbunden iſt, muß ich mich in der Reihe der Weſen nicht vielmehr als ein Mittelgeſchöpf anſehen, deſſen Weſen in der Vereinigung dieſer beyden Naturen beſteht? Ein Geiſt, der jetzt mit einer organiſirten Natur ſo genau verbunden iſt; würde ſich deſſen ganzes Weſen nicht ändern, wenn er ohne alle Sinne empfände, und würde mit dieſer Veränderung die Claſſe des menſchlichen Geſchlechts aus den Stufen der Natur ſich nicht verlieren? In alle dieſe Dunkelheiten ſehe ich mit ruhigem und beherztem Blicke. Ich gebe zwar den Beweis von der beſondern geiſtigen Natur nicht auf; aber der eigentliche Grund meiner Hoffnung iſt er nicht. Denn meine Hoffnung iſt eigentlich nicht, daß ich einen unſterblichen Geiſt habe, ſondern daß Ich unſterblich bin; und der Grund dieſer Hoffnung iſt eigentlich nicht, daß meine Seele ein denkendes Weſen iſt, ſondern daß Ich ein vernünftiges moraliſches Geſchöpf bin. Geſetzt nun auch, daß meine denkende Natur mit meinem Leibe ein nie zu trennendes Eins ausmachte, ſo bliebe dieſerwegen meine

ne Ausſicht in die Ewigkeit gleich heiter. Ich kann auch als Menſch von einer Vollkommenheit zur andern ewig fortgehen; und ſo wie die Güte meines Gottes mich zu einer verklärten Sphäre hinaufrufen wird, (denn wie unendlich herrlich iſt die Entwicklung meines jetzigen Leibes ſchon, wenn ich mich mit dem erſten Keime meiner Natur vergleiche!) ſo kann ſeine Allmacht meinen Leib auch allemal ſo verklären, wie er ſich für dieſe höhere Sphäre ſchickt, daß ich, derſelbe Menſch, der ich jetzt bin, dennoch, ein Mitglied jener herrlichen Stadt Gottes ſeyn, und, in der Geſellſchaft meiner noch herrlichen Mitbürger, ſeine Majeſtät, Weisheit und Güte mit meiner immer wachſenden Seligkeit ewig verherrlichen kann. Und vielleicht liegt dieſer verklärte Leib unter ſeiner jetzigen gröbern Hülle ſchon wirklich verborgen; vielleicht iſt mein Tod nichts als die Auflöſung dieſes gröbern Leibes, und das Grab die Mutter, wo die Allmacht Gottes mich zur Geburt in dieſes neue Leben bereitet. Man öffnet dort eines. — Vielleicht iſt dieß ſchon für mich. — Tod, wo ſind deine Schrecken? Es ſey für mich; — ich bin auch da in meines Schöpfers Hand, und überlaſſe ſeiner Weisheit die Zeit, wenn er mich hervorrufen will. Die Stimme, die dem Lichte rief, daß es werden ſollte, und dem Chaos befahl, daß es eine Welt würde, die wird auch in dieß Grab dringen, und mich erwecken können. Seine Weisheit, die nichts zernichten kann; ſeine ewige Güte, die noch weniger ein vernünftiges Geſchöpf, das ewig vollkommener zu werden fähig iſt, zerſtören kann; dieſe Güte,

die mir die Fähigkeit und das Verlangen nach einer ſolchen Ewigkeit nicht zur Marter hat anerſchaffen können? ſeine Gerechtigkeit, die nie zugeben kann, daß ich durch eine treue Befolgung ſeines heiligen Geſetzes ewig verlöre; alles iſt mir für mein neues Leben Bürge. O was wäre ich für ein unglückliches Geſchöpf, wenn ſich dennoch dieſe Hoffnung nicht bey mir erhalten könnte! Was müßte ich für ein Feind von mir ſelbſt ſeyn, wenn ich ihre Gründe ſelber bey mir ſchwächen wollte! Was müßte ich in meinen eigenen Augen für ein erſchreckliches Geſchöpf ſeyn, wenn ich mir die Gewalt anthun müßte, dieſen Gedanken, der ſo weſentlich zu meiner Natur gehört, den die ganze Natur unterſtützt, den alle Eigenſchaften der Gottheit beſtätigen, zu läugnen; wenn ich mir dieſe entzückende Ausſicht aus Furcht verſperren müßte!

Zwar iſt noch eins, ich geſtehe es, das mich, auf die bloſſe Stärke dieſer Beweiſe, mit der vollen Freudigkeit in dieſe Ewigkeit noch nicht hineinſehen läßt. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich nicht ſo vollkommen bin, als ich ſeyn ſollte, — als ich ſeyn könnte. O Gott! wie viel mehr könnte ich es ſeyn, ohne daß ich die Schwachheit meiner Natur, ſo weit dieſe dein Werk iſt, zu meiner Entſchuldigung anführen könnte. Dein göttlicher Wille hätte mir wenigſtens allezeit ſo heilig, als der Wille ſterblicher Menſchen, ſeyn können; deine Gnade hätte mir wenigſtens eben ſo wichtig, als die Gunſt unbeſtändiger Menſchen, ſeyn müſſen: Und wenn ich ſtark genug war, meine Ruhe,

meine Kräfte, und meine angenehmſten Begierden da zu verläugnen, wo die thörichten Vorurtheile der Welt, wo ihr eitler Beyfall, wo meine Eitelkeit, mein Eigennutz es erforderten; gerechter Gott! wie könnte ich mich da mit meiner Schwachheit entſchuldigen, wo deine Ehre, dein heiliges ewiges Geſetz, deine wohlthätigen Abſichten, oft weit geringere Ueberwindungen von mir verlangten? Du aber biſt heilig, o Gott! Wie kannſt Du mich von der Verbindlichkeit deines ewigen Geſetzes, von dem Gehorſam, den ich Dir als meinem Schöpfer ſchuldig bin, losmachen? Deine Gerechtigkeit, daß du dein Misfallen an dem Böſen, ſo wenig als dein Wohlgefallen an dem Guten, unbezeugt laſſen kannſt, iſt mir einer der erſten Beweiſe, daß mir noch ein anderes Leben bevorſteht. Wie finſter wird mir hier die Ewigkeit! Soll ich mir einen ewigen Tod wünſchen? Gott! Du biſt auch die Liebe; unter allen meinen Sünden ſaheſt Du auch meine Reue, Du hörteſt meine geheimen Wünſche, Dir meinen Gehorſam thätiger beweiſen zu können. Und wenn denn auch dieß die erſte wahre Rührung meiner Liebe gegen Dich wäre, wenn ich mit dieſem Gedanken erſt anfienge zu empfinden, was es für eine Seligkeit iſt, Dich, du allerhöchſtes Gut, zu kennen, Dich zu lieben, Dich ewig vollkommener zu erkennen, Dich ewig vollkommener zu lieben; kannſt du, o Gott! ein Geſchöpf mit ſolchen Empfindungen verſtoſſen? Dieſe Empfindungen ſind dein Werk; kannſt Du ein Werk, welches deine Gnade angefangen, nicht vollenden wollen? Ich weiß, ich bleibe un-

rein in deinen Augen; aber befreye den Geiſt von den Banden dieſer groben Sinnlichkeit, die mich hindern, mich Dir zu nähern; gieb mir eine Ewigkeit, ſo kann ich dich vollkommener erkennen, deinen Willen vollkommener vollbringen, Dir ewig ähnlicher werden. Deine Heiligkeit und Gerechtigkeit ſind unendlich; aber wie Du mich zur Ewigkeit bereiteteſt, da ſaheſt Du alle meine Schwachheiten voraus: Sollte es denn deiner ewigen Weisheit und Liebe an einem Mittel fehlen, mich zu meiner Beſtimmung zu bringen, und die Ehre deines Geſetzes und deine Heiligkeit zugleich zu rechtfertigen? Gewiß, dieß Mittel iſt da; Deine Liebe wird mich auch die nöthige Erleuchtung darüber finden laſſen, und, wo ich es finde, will ich es als das ſchätzbarſte Geſchenk deiner Gnade, zu meiner völligen Beruhigung, mit demüthiger Dankbarkeit annehmen.

Siebende Betrachtung.

Von der Moralität des Menſchen.

Wir kennen jetzt die drey groſſen Wahrheiten, die der Grund aller Religion ſind. Es iſt ein Gott, ein unendlich vollkommenes, weiſes, güti-

gütiges und freyes Weſen, von dem die Welt mit der Natur und Verbindung aller Geſchöpfe ihren erſten Urſprung hat. Es iſt eine Vorſehung, die alles erhält, die ſich auch über alle einzelne Theile der Natur erſtreckt, und ihre beſondern Veränderungen und Zufälle mit eben der Allwiſſenheit, Weisheit und Güte leitet, womit die allgemeinen Geſetze der Natur geordnet ſind. Unſer gegenwärtiges Leben iſt nur die erſte Stufe unſrer Exiſtenz, die uns noch zu einem vollkommneren Leben führen wird, worinn die Kräfte unſerer Natur mehr Raum haben werden, ſich zu entwickeln, und wo zugleich die anſcheinenden Unordnungen ſich auflöſen werden, die hier einer weiſen und gütigen Vorſehung zu widerſprechen ſcheinen.

Ehe wir aber zur Abhandlung des groſſen Verhältniſſes, das hieraus für uns entſteht, fortgehen können, müſſen wir vorher noch unſre eigne Natur kennen lernen. Hiebey kömmt es auf zwey Unterſuchungen an. Die eine iſt: ſind wir auch wirklich frey? und wenn dieſes iſt, iſt denn auch unter dem, was wir Gut und Böſe nennen, ein wahrer Unterſchied, ſo daß wir denſelben als eine ſichere und verbindliche Richtſchnur unſerer Handlungen annehmen können?

Beyde Unterſuchungen gehören gleich weſentlich zur Beſtimmung unſerer moraliſchen Natur. Denn wären wir nach einem eben ſo nothwendigen, aber nur geheimern Geſetze, wie die übrige Körperwelt, aufgezo-

gezogen; ſo wäre moraliſche Natur ein leeres Wort, und wir wären, wie auch unſre Handlungen ausfielen, von aller Verantwortung frey: Denn wir thäten allemal das, wozu wir von dem Schöpfer ſelbſt durch den allgemeinen Mechanismus der Natur ſelbſt geſtimmt wären; wir brauchten nun unſre Vernunft, oder wir brauchten ſie nicht, wir thäten allemal gewiß das, was geſchehen ſollte. Wären wir aber frey, und hätten für unſre Handlungen keinen ſichern Unterſcheidungsgrund, ſo könnten wir uns unſern willkürlichſten Trieben, ohne alle Furcht vor einiger Verantwortung, eben ſo ruhig wieder überlaſſen; denn wenn ſich nirgend eine Anweiſung fände, die wir als eine Erklärung des göttlichen Willens anſehen könnten, ſo würden wir daraus ſicher ſchlieſſen können; daß das, was wir uns als Gut oder Böſe einbilden, in den Augen Gottes völlig gleich ſey. In beyden Fällen wäre alſo auch die Unterſuchung wegen einer Religion völlig überflüßig: Verbindlichkeit und Pflichten wären für uns nicht, und wir hätten von Gott ſo wenig etwas zu fürchten, als zu hoffen.

Die erſte Unterſuchung, ob wir auch wirklich frey ſind, würde eben ſo überflüßig als dieſe ſeyn, ob wir uns auch unſer ſelbſt bewußt ſind, wenn wir uns unſerm Herzen zu gefallen nicht oft ſo vorſetzlich verblendeten. Aber da wir lieber die unnatürlichſten Hypotheſen erdenken; und von einem Sophisma zum andern flüchten, um der Verbindlichkeit zur Tugend, und dem drohenden Gedanken eines vergeltenden Got-

tes nur auf eine Zeitlang zu entgehen; ſo ſind wir auch ſinnreich genug, uns über die erſten und natürlichſten Empfindungen zu chikaniren. Man hat ſich zwey ganz verſchiedene Wege dazu gewählet. Der eine Theil ſchließt ſo: Wir ſehen, daß die allgemeinen und abſoluten Geſetze der Natur bey dem Menſchen aufhören; dieß iſt ein Beweis, daß Gott ſich um die freyen einzelnen Handlungen der Menſchen nicht mehr bekümmere; und ſo iſt alles, was man uns von einem göttlichen Geſetze und von zukünftigen Vergeltungen ſagt, ein ſchwermüthiger Traum. Dieſer kennet alſo für ſeine Freyheit gar keine Schranken. Der andre will ſich hergegen aus Angſt der ganzen Würde ſeiner Natur lieber begeben, und nichts wie Maſchine ſeyn; und er ſchließt ſo: In der ganzen ſichtbaren Natur geht alles nach unveränderlichen Geſetzen; da nun dieß ein Beweis iſt, wie ernſtlich Gott ſeine Abſichten will, ſo folgt auch, daß wir nach einem eben ſo abſoluten, aber nur geheimern Geſetze aufgezogen ſind; unſere geglaubte Freyheit iſt daher nichts als eine ſtolze Einbildung, womit wir ohne Grund uns ſchmeicheln. Die Thorheit des erſten Sophisma iſt in der vierten Abhandlung gewieſen; wir wollen jetzt die Falſchheit des andern unterſuchen.

Wir verſtehen durch die Freyheit das Vermögen, daß wir einen Gedanken anfangen, fortſetzen, endigen oder auch unſern Leib bewegen und nicht bewegen können, ohne daß wir dazu etwas mehr als unſre Entſchlieſſung nöthig haben. Dieß ſind die beyden einzigen

gen Arten, worinn ſich dieſes Vermögen äuſſern kann. Das Weſen davon beſteht alſo in der eigenen Entſchlieſſung, wodurch es ſo wohl von den unwillkürlichen, als nothwendigen Vorſtellungen und Bewegungen unterſchieden iſt. Daß dieſes Vermögen ſeine Schranken habe, verſteht ſich von ſelbſt, und die Gränzen, die der Schöpfer uns hierinn geſetzt hat, ſind mit eben der Weisheit abgemeſſen, womit alle übrige Kräfte unſrer Natur, und aller endlichen Geſchöpfe überhaupt, nach ihrem beſondern Verhältniſſe mit der Welt abgemeſſen ſind.

Laſſen Sie uns jetzt unterſuchen, ob wir eine ſolche Freyheit haben.

Wir haben erſtlich ein Vermögen zu empfinden, über unſre Empfindungen zu urtheilen, ſie mit einander zu vergleichen. Dieß iſt der Grund unſrer vernünftigen Natur. Dieſes Vermögen würde aber ohne allen Endzweck, und nichts beſſer wie das Bild in einem todten Spiegel ſeyn, wenn wir nicht zugleich das Vermögen hätten, eine Vorſtellung vor der andern zu wählen, und eine der andern vorzuziehen. Dieſe Kraft liegt nicht in dem Vermögen zu urtheilen; beyde ſind zwey ganz beſondre Kräfte, aber ſo genau mit einander verbunden, daß ſich ihre Gränzen kaum bemerken laſſen. Ich denke, ich ſtelle mir zwey Dinge als verſchieden vor, ich vergleiche ſie gegen einander, ich finde in der Vorſtellung des einen mehr Vergnügen, ich liebe es; hier iſt der wirkliche Wille ſchon;

ſchon; wie nahe iſt derſelbe mit der erſtern Kraft zu denken verbunden! Da uns aber Gott dieſe beyden Kräfte gegeben, wie ſollte er uns das Vermögen, unſern Willen thätig zu machen, nicht gegeben haben? Sie ſind eher keine vollſtändige nützliche Kraft, als wenn ſie beyſammen ſind. Verſtand iſt ohne Wahl, Wahl ohne Freyheit umſonſt; die drey zuſammen machen erſt eine vernünftige Natur aus. Eine denkende Maſchine; was wäre unweiſer? ein Stein mit Vernunft und Willen; er würde nie geſchwinder, nie langſamer, nie in einer andern Linie fallen können. Habe ich alſo das eine Vermögen, ſo muß ich das andre auch haben, und ſo wie ich mich von dem einen überzeuge, muß ich mich von dem andern nothwendig auch überzeugen. Daß ich aber die Kraft zu denken und zu wollen habe, dieß weiß ich aus der Empfindung; dieß iſt die höchſte Gewißheit, deren ich fähig bin; denn ſie iſt mit der Gewißheit, daß ich bin, einerley; und wer mir mit ſeinen metaphyſiſchen Beweiſen das Gegentheil von jenen beweiſen wollte, der würde mir auch die Empfindung meiner Exiſtenz abſprechen können. Von meiner Freyheit habe ich aber eben dieſelbe Empfindung. Zur Probe derſelben entſchlieſſe ich mich jetzt meine Hand zu bewegen, und ich bewege ſie; ich will ſie ruhen laſſen, und ſie ruhet; ich will mir dieſe oder jene Vorſtellung gegenwärtig erhalten, ich will meinen Gedanken verfolgen, ich will die Ausführung meiner Entſchlieſſung verſchieben; ich thue es, ohne daß ich etwas mehr als meine innere Entſchlieſſung dazu nöthig

habe.

habe. Sollte dieß weniger gewiß ſeyn, ſo iſt dieß, daß ich empfinde, eben ſo ungewiß; die wirkliche Freyheit könnte ich wenigſtens nicht anders empfinden; und alle Menſchen empfinden ſie nach einerley Kennzeichen. Sie unterſcheiden die Willensfehler, und die Unglücksfälle alle auf einerley Art; von jenen geben ſie ſich die Schuld und bereuen ſie, ohne daß ſie ſich durch die ſubtileſte Demonſtration, daß ſie nicht anders gekonnt, würden beruhigen laſſen; die andern beweinen ſie, ohne ſich je einen Vorwurf darüber zu machen. Der theoretiſche Fataliſt wird in beyden Fällen ſich allemal eben ſo verhalten, und er ſucht ſein Sophisma nur geltend zu machen, wenn er einen Schein zur Rechtfertigung ſeiner Unordnungen ſucht, oder wenn er ſeine Spitzfindigkeit ſehen laſſen will. Wir wollen das Sophisma in ſeiner ganze Stärke anſehen. Alle vernünftige Geſchöpfe, heißt es, handeln nothwendig nach Bewegungsgründen: Da aber die Stärke und Schwäche der Bewegungsgründe nicht in unſerer Gewalt iſt, ſondern auſſer uns in der Natur der Sachen liegt, wie dieſe in der ewigen Kette der Dinge uns vorkömmt, und wogegen unſre Seele ſich nicht anders als leidend verhalten kann; ſo ſind auch alle unſre Handlungen, die wir uns als frey vorſtellen, nichts als nothwendige Beſtimmungen, denen wir nicht entgehen können. Im folgenden Schluſſe ſieht es noch philoſophiſcher aus: Unſer Wille iſt ſo eingerichtet, daß wir nothwendig dasjenige wollen müſſen, was der Verſtand uns zuletzt als das Beſte vorſtellet: Da die Vorſtellungen unſers Verſtandes aber noth-

nothwendig ſind, und es nicht in unſerer Gewalt iſt, die Dinge anders zu empfinden, als wie ſie uns vorkommen; ſo haben wir auch keine wahre Freyheit, ſondern alle unſre Handlungen und Entſchlieſſungen ſind nothwendig. Man hat mehr als Einen Weg gewählet, um dieſem Schluſſe zu entgehen, und bald den einen, bald den andern Satz anders zu beſtimmen geſucht; aber man kann ſie ſicher beyde zugeben, und es folgt daraus ſo wenig, daß wir keine Freyheit haben, als wenn ich ſchlieſſen wollte, ich hätte kein Vermögen zu urtheilen, weil daſſelbe weder in meinem Gedächtniſſe, noch in meiner Einbildungskraft liege. Beſonders haben ſich einige viele Mühe gegeben, zu behaupten, daß der Wille bey der Erkennung des Beſſern dennoch ſeine Freyheit behalte, das Gegentheil zu wollen. Aber dieß iſt gegen die Natur eines vernünftigen Weſens. So lange ich eine Sache gar nicht kenne, ſo iſt mir das Wollen und Nichtwollen derſelben völlig gleich; denn ſonſt müßte eine innere oder äuſſere Nothwendigkeit irgendwo ſeyn, die mich zwünge, das eine vor dem andern blindlings zu wählen. Wenn ich aber dieſe Gleichgültigkeit auch alsdann noch behalten, und das eine noch eben ſo frey als das andere wählen könnte, wenn ich das eine mir ſchon als gut, das andre als böſe, jenes ſchlechter, dieſes beſſer vorſtelle; ſo wäre dieß die gröſte Unvollkommenheit, eine Krankheit in meiner Natur, eben dieſelbige, als wenn ich nach einer deutlichen mathematiſchen Demonſtration auch das Gegentheil noch für wahr halten könnte. Hier muß nothwendig die

letzte

letzte Vorſtellung unſern Willen beſtimmen, und ein Menſch, der dennoch dagegen handeln könnte, wäre in der menſchlichen Geſellſchaft völlig unnütz, hätte keinen Character, fühlte keine Verbindlichkeit; Vernunft, Wahrheit, Geſetze wären für ihn nichts; alle ſeine Handlungen wären ein blinder Zufall, wobey alle wahre Freyheit wirklich aufhört; es wäre der Zuſtand eines Wahnſinnigen, der ſchlechter als der Zuſtand der Thiere wäre. Ich gehe auf einem Felde; alle Steine, die ich vor mir liegen ſehe, ſind mir gleichgültig; ich kann den einen eben ſo frey, als den andern, aufheben; und wenn ich dennoch den einen vor dem andern aufhebe, ſo kömmt es bloß von der Stellung meines Leibes, von der mechaniſchen Bewegung meiner Hand, oder daß er mir gerade in die Augen fällt. Ich bemerke aber einen Edelſtein darunter, ich erkenne ſeinen Werth; nun iſt das Gleichgewicht vorbey; ich wäre unſinnig, wenn ich jetzt noch den Kieſel dagegen wählen könnte. Diogenes, wenn er Zeugen bey ſich hat, wird es vielleicht thun; aber die Gelegenheit, ſeine philoſophiſche Großmuth zu zeigen, iſt ihm ſchätzbarer, als der Werth des Demants. Dieß alſo, daß wir nur dasjenige wählen können, was wir uns zuletzt als das beſte vorſtellen, iſt eines der erſten Geſetze unſerer vernünftigen Natur, der Grund ihrer ganzen Würde, das erſte Band in der menſchlichen Geſellſchaft, der Grund aller Sittenlehre und aller Geſetze.

Aber

Aber wie iſt es denn möglich, daß ſo viele Menſchen gegen ihre beſſere Erkenntniß handeln, daß ſo viele vernünftige Menſchen ſich mit ſo vielen kindiſchen Kleinigkeiten beſchäfftigen, daß ſie das Glück, die Ehre und Ruhe ihres ganzen Lebens einer Leidenſchaft, die ſie ſo oft ſchon ſelbſt verdammt, aufopfern, und die niedrigſten vergänglichſten Vergnügen der ſanften und ſichern Freude der Tugend vorziehen können? Die Erfahrung iſt nur mehr als zu wahr: aber jener Grundſatz, daß der Menſch in ſeinen Entſchlieſſungen allezeit der letzten Vorſtellung des beſten Guts folge, bleibt deßwegen eben ſo gewiß. Die Zweydeutigkeit liegt nur darinn, daß wir dasjenige Gut, welches ſeinem innern Werthe nach das höchſte iſt, und das, welches nach unſern gegenwärtigen Empfindungen das höchſte iſt, mit einander vermiſchen. Nach der Einrichtung unſerer Seele iſt uns das das höchſte Gut, was uns gegenwärtig das gröſte Vergnügen macht. Dieß kann ſeinem innern Werthe nach unendlich geringer ſeyn, aber es erhält dadurch ſein Uebergewicht, daß es uns gegenwärtig iſt. Denn dieß iſt unſre Natur, daß das gegenwärtige allemal einen ſtärkern und lebhaftern Eindruck auf uns macht, als das entfernte. Ueberhaupt iſt dieſe Einrichtung der vollkommenſten Weisheit des Schöpfers unſrer Natur gemäß, eben ſo gemäß, als daß das nah gelegene Haus uns gröſſer, als der entfernte Berg, vorkommen muß, ohne daß unſere Moralität und die Richtigkeit unſrer Erkenntniß dabey im geringſten in Gefahr ſind. Wie unzählig viele kleine Freuden, die einen groſſen Theil

der

der Süßigkeiten unſers Lebens ausmachen, würden wir vermiſſen, wenn uns nichts anders vergnügen könnte, als was wir nach einer reifern Prüfung nach ſeinem innern Werthe für das beſte hielten! Unſre Empfindungen ſind von allem, was wir ein Gut oder ein Uebel nennen, das eigentliche Maaß: Da wir nun das gegenwärtige weit lebhafter und ſtärker als das entfernte empfinden; ſo kann auch ein ſeinem Werthe nach weit geringeres, aber gegenwärtiges Gut einen weit gröſſern Einfluß, als das entfernte wirklich größre Gut, auf uns haben. Dabey wird uns das letztere allemal noch ſo viel weniger rühren, je mehr es unſre gegenwärtigen angenehmen Empfindungen ſchwächt, oder deſſen Erwerbung uns unangenehmere Empfindungen verurſacht. Denn da wir keiner angenehmen Empfindungen eher fähig ſind, als bis die unangenehmen entfernt ſind; ſo iſt auch die Entfernung des gegenwärtigen Ungemachs allemal das erſte, womit unſer Trieb zur Glückſeligkeit anfängt. Dieß iſt Lockens Bemerkung, die das ſcheinbare Räthſel, wie die Menſchen das Beßre ſehen und erkennen, und dennoch das Schädlichere wählen können, auf einmal auflöſet. So verblendet iſt der Laſterhafte nicht leicht, daß er die Schönheit der Tugend, und ihre vorzügliche ſichre Glückſeligkeit, vor dem Laſter, wovon er ſich beherrſchen läßt, nicht erkennen ſollte. Der Feige und Träge wird es nie läugnen, daß Vorzüge und Anſehen ein gröſſer Gut, als ſeine Dürftigkeit und Verachtung, ſind. Aber mit thieriſcher Sinnlichkeit bleiben ſie ohne Ueberlegung bey

ihren gegenwärtigen Empfindungen ſtehen; das Beſchwerliche, das Leere, das Niedrige ihrer Laſter, das dem Tugendhaften, der an feinere und edlere Empfindungen gewöhnt iſt, eine unausſtehliche Marter ſeyn würde, iſt ihnen durch die Gewohnheit unmerklich geworden. Sie kennen die ruhigern und ſicherern Vergnügen der Tugend nicht; ſie ſehen ihre beſſern Folgen, ſie ſehen auch die drohenden Folgen ihrer Laſter; aber ſie halten vor beyden die Augen zu, und beharren in ihren Laſtern; denn ſie ſcheuen die fürchterlichen Ueberwindungen, welche die Erwerbung der Tugend ihnen fürs erſte koſten würde. Da wir nun, nach der Einſchränkung unſrer Fähigkeiten, zwey Güter nicht auf einmal mit gleicher Lebhaftigkeit empfinden können; ſo iſt auch der geringſte Reiz eines gegenwärtigen Vergnügens, ſo wie das geringſte Ungemach, hinreichend, uns gegen unendlich vollkommenere Güter unempfindlich zu machen, und uns dagegen ſo lange unempfindlich zu erhalten, bis wir durch eine ernſthafte und lebhafte Betrachtung der Unvollkommenheit und Falſchheit unſers gegenwärtigen Vergnügens und ſeiner gefährlichen Folgen uns in eine gewiſſe Unruhe ſetzen, und hergegen das entferntere größre Gut durch die öftere und lebhaftere Vorſtellung uns ſo nahe bringen, und es uns ſo wahr machen, daß wir uns ohne daſſelbe nicht mehr glücklich ſchätzen, und die Empfindung des gegenwärtigen nach und nach dadurch ſchwächen, und die Ueberwindung deſſelben uns dadurch erleichtern. Es bleibt alſo ein von dem Schöpfer mit unendlicher Weisheit geordnetes Grundgeſetz unſrer Na-

tur,

tur, daß unſer Wille ſich allemal nach der letzten Vorſtellung des Beſten richten muß.

Der andre Satz, daß es nicht in unſrer Macht ſtehe, die Dinge anders zu empfinden, als wie ſie, ihrer Natur nach, uns vorkommen, ſondern daß unſer Verſtand ſich dagegen leidend verhalte, iſt eben ſo wahr und eben ſo nothwendig. Denn ſonſt wäre in Anſehung unſer gar keine Wahrheit; wir wären nie gewiß, ob unſre Empfindungen der Natur der Dinge gemäß wären; wir hätten unſern Verſtand und unſre Sinne umſonſt; es wären Hände ohne Gefühl. Beyde Sätze ſind alſo gleich wahr. Ich wäre das widerſprechendſte Geſchöpf, wenn ich etwas anders ſollte wollen können, als was ich mir gegenwärtig als das Beſte vorſtelle; und ich wäre mit aller meiner Vernunft und meinen Sinnen ein eben ſo blindes und unnützes Geſchöpf, wenn ich mir die Dinge anders, als wie ich ſie empfinde, vorſtellen könnte. Habe ich aber deswegen keine Freyheit? Dieß wäre, wie ich ſchon vorher geſagt, eben ſo, als wenn ich ſchlieſſen wollte, daß ich kein Vermögen, zu urtheilen, hätte, weil es weder in meinem Gedächtniſſe, noch in meiner Einbildungskraft liegt. Ich ſchlieſſe vielmehr mit Zuverläßigkeit ſo: Weil ich das Vermögen, zu urtheilen, wirklich bey mir empfinde, dieſes Vermögen aber weder eine Eigenſchaft meines Gedächtniſſes, noch meiner Einbildungskraft iſt; ſo iſt es eine beſondere Kraft meiner Seele. Warum ſoll ich von meiner Freyheit, die ich eben ſo deutlich empfinde, nicht

eben ſo ſchlieſſen können? Ich habe wenigſtens ein Vermögen, nachzudenken; dieß kann mir auch der gröſte Fataliſt nicht abſprechen, oder er muß mir zugleich alle Vernunft abſprechen. Ich habe alſo unläugbar das Vermögen, (oder mein Bewuß ſeyn und Wollen wäre auch völlig überflüßig, und meine Vernunft wäre nichts als ein todter Spiegel,) daß ich eine Sache genau, daß ich ſie flüchtig anſehen, daß ich bey der erſten Vorſtellung ſtehen bleiben, daß ich ſie aber auch von mehr als Einer Seite betrachten, daß ich ihre Folgen überſehen, und meine Entſchlieſſungen hierauf zurückhalten kann. Meine Empfindungen ſind jedesmal nothwendig, und in dem jedesmal gegenwärtigen Augenblicke irre ich nie, wenn ich etwas für gut oder böſe halte; hierinn darf ich nicht irren können, weil die Empfindungen mir ſonſt zu nichts hülfen. Wiederum mußte mein Verlangen dieſen Empfindungen eben ſo nothwendig gemäß ſeyn. Sollten alſo beyde Kräfte nicht unnütz ſeyn, ſo konnte ſie der Schöfer, nach ſeiner Weisheit, nicht anders machen. Damit aber, bey unſerer kurzen und eingeſchränkten Einſicht, dieſe Einrichtung uns an der Welt des wahren und beſſern Guts nicht hinderlich werden möchte, ſo gab er uns mit eben dieſer Weisheit dieß Vermögen, nachzudenken, das iſt, die Vollziehung unſers Verlangens zurückzuhalten, und unſre Entſchlieſſungen zu verſchieben, bis wir das uns anſcheinende Gut von allen Seiten geprüfet, und die angenehmen Emfindungen, die es uns von der gegenwärtigen Seite verſpricht, gegen die Folgen bedächtlich abgewogen.

Und

Und dieß iſt eigentlich das groſſe Vorrecht aller vernünftigen endlichen Weſen, das wir die Freyheit nennen, das uns von den Thieren, von Wahnſinnigen und Kindern unterſcheidet, das mit der Reife unſerer Jahre, unſerer Einſicht, und unſerer Erfahrung wächſt, das überhaupt mit der Vollkommenheit der Geſchöpfe, nach dem Maaſſe, in welchem die Blicke ihrer Vernunft ſchneller, gewiſſer und ſicherer ſind, bis an das höchſte Weſen hinanſteigt, wo Wollen, Sehen, und Beſchlieſſen, (denn bey Allwiſſenheit hat keine Ueberlegung mehr Statt,) nur Ein ewiger unveränderlicher Act iſt. Ich weiß nämlich aus der Erfahrung, daß das, was mir bey der erſten Empfindung als gut vorkömmt, deswegen auch nicht allemal in ſeiner Dauer und Folge das Beſte iſt. Ich bleibe alſo bei meiner Empfindung nachdenkend ſtehen, ich prüfe es von allen Seiten, ich beurtheile ſeine Folgen, ich frage meine Erfahrung, ich unterſuche, ob ich ein anderes wichtigeres Gut darüber verlieren könne, und mein Misvergnügen nachher darüber nur ſo viel gröſſer würde; und wenn ich zugleich ein entfernteres gröſſeres Gut gewahr werde, ſo ſuche ich mir auch dieß durch eine lebhaftere Vorſtellung ſo nahe und gegenwärtig als möglich zu machen. Wenn ich nun, nach aller dieſer Ueberlegung, das gegenwärtige noch immer als das Beſte erkenne, ſo iſt auch die Beſtimmung meiner Entſchlieſſung da, und ſo faſſe ich die Entſchlieſſung mit aller Ruhe; denn ich habe alles gethan, was mir, nach meiner vernünftigen Natur, möglich war. Wenn ich dann auch in der Folge ſehe,

daß ich mich dennoch geirret habe; ſo werde ich die Kürze meiner Einſicht wohl beklagen, aber ich habe mir nichts vorzuwerfen.

In gewiſſen Fällen bleibt, nach aller Anwendung meines Verſtandes, das Object allemal daſſelbe; und ſo bald ich dieß aus der Erfahrung einmal weiß, ſo hört mein Nachdenken dabey auch gleich auf, mein Urtheil und meine Entſchlieſſungen ſind gleich zuſammen da. Denn wo eine Sache nicht mehr als Eine Seite hat, oder wo es in meinem Vermögen nicht iſt, ſie von mehr als Einer Seite, oder in einer andern Stellung und Lage anzuſehen, da bleibt, nach der aufmerkſamſten Betrachtung, die letzte Empfindung der erſten immer gleich. Es iſt unmöglich, daß ich mir eine Kugel anders als eine Kugel, das Feuer anders als warm, die Sonne anders als ein Licht vorſtellen kann. Dergleichen ſind auch die erſten Gründe der menſchlichen Erkenntniß und unſers Gefühls, und es war der Weisheit Gottes gemäß, uns gewiſſe allgemeine Begriffe und Empfindungen zu geben, ohne welche aller vernünftiger Umgang unter uns unmöglich geweſen wäre. Dagegen kommen mir täglich tauſend andere Dinge vor, die ich von mehr als Einer Seite betrachten kann. Ich komme im Sommer erhitzt zu einer kühlen Quelle; die Vorſtellung, daß es angenehm ſey, mich darinn abzukühlen, iſt nothwendig. Iſt es aber ganz nothwendig, daß ich bey dieſer erſten Vorſtellung ſtehen bleibe, und kann ich meinen Verſtand nicht zur Betrachtung anderer Fol-

gen anwenden, daß dadurch ganz andere überwiegende Vorſtellungen in mir entſtehen? Es kömmt hierbey auf unſre Einbildungskraft zwar mit an, wie viel andre Vorſtellungen dieſe bey einer jeden Gelegenheit in uns erweckt; und dieſe iſt wiederum nicht in unſrer Gewalt. Aber der Schöpfer unſrer Natur hat auch hierinn mit unendlicher Weisheit für uns geſorgt, daß alle unſre Seelenkräfte, ſo unabhängig und verſchieden ſie an ſich auch von einander ſeyn mögen, dennoch ſo genau mit einander verbunden ſind, daß ſie mit ihrer Wirkſamkeit uns immer zugleich gegenwärtig ſind, und daß folglich auch unſer Gedächtniß und unſere Einbildungskraft, bey der geringſten Aehnlichkeit, den Vorrath ihrer Erkenntniß und Erfahrungen uns jedesmal getreu darbieten müſſen. Es folgt nur dieſe natürliche Regel der Sittenlehre daraus, daß wir vor allen gefährlichen Uebereilungen und Verblendungen ſo viel ſicherer ſind, je mehr wir überhaupt unſer Gedächtniß mit nützlichen Wahrheiten zu bereichern ſuchen, je aufmerkſamer wir auf unſre und andrer Menſchen Handlungen und ihre Folgen ſind, je mehr wir uns die vorzügliche Wohlthätigkeit der Tugend bekannt machen, je mehr wir ſie uns wichtig machen, und ſie uns ſo lebhaft erhalten, daß ſie uns bey einer jeden Veranlaſſung mit allen ihren ſeligen Folgen gleich gegenwärtig iſt. Auch bleibt dieß wahr, daß die verſchiedenen Grade der Reizbarkeit unſerer Sinne, ein trägerer oder flüchtigerer Geiſt, eine ſorgfältige oder vernachläßigte Erziehung, herrſchende Gewohnheiten, die beſondere Faſſung unſers Gemüths, und die ver-

ſchiedenen Umſtände, worinn wir uns zugleich jedesmal befinden, in die Beſtimmung unſerer Entſchlieſſung ihren groſſen Einfluß haben, und ihre Ausführung oder Zurückhaltung leichter und ſchwerer machen; aber in keinen von dieſen iſt eine abſolute Nothwendigkeit. Es ſind Voranlaſſungen; Veranlaſſungen, die ſehr mächtig, die gefährlich werden können: Aber es werden uns wieder eben die Regeln der Sittenlehre dafür ſo viel wichtiger, daß wir allemal unſre Gegenwart des Geiſtes zu erhalten ſuchen, daß wir vornämlich unſre eigentliche Schwäche kennen lernen, daß wir auf dieſe beſonders alle unſre Aufmerkſamkeit gerichtet halten, daß wir alle Veranlaſſungen, die derſelben einige Nahrung oder Reizung geben können, ſo viel ſorgfältiger vermeiden, daß wir zuförderſt alle ſündliche und zuletzt faſt unüberwindliche Gewohnheiten ſcheuen, und deswegen die allein mächtigern Vorſtellungen von Gott, von ſeiner Gnade, von der Ewigkeit, (hier zeigt ſich die Sittenlehre unſers Erlöſers, der allein das Herz der Menſchen recht kannte, in ihrer vorzüglichen Gröſſe,) in ihrer ganzen Lebhaftigkeit und Stärke, in unſerer Seele allemal gegenwärtig zu erhalten ſuchen. So lange wir aber dieſe Regeln vernachläßigen, ſo lange haben wir wegen aller Veranlaſſungen kein Recht, über Nothwendigkeit und Schickſal uns zu beklagen. Wir können Mitleiden verdienen, aber ſie ſind keine Rechtfertigung. Diejenigen Fälle, die ſo blendend, überraſchend, und dringend wären, daß, nach dem natürlichen Maaſſe menſchlicher Kräfte, uns zur Ueberlegung gar kein Vermögen

übrig

übrig bliebe, ſind äuſſerſt ſelten; wenn wir aber durch eine beſondere göttliche Zulaſſung das Unglück hätten, in dergleichen zu gerathen, ſo würde unſre Menſchlichkeit auch vor allen Richterſtühlen der Vernunft Entſchuldigung, und auch vor Gott Erbarmen finden.

Dieſe Zurückhaltung unſrer Entſchlieſſung, bis wir die Sache von allen Seiten bedächtlich geprüft haben, iſt nun eigentlich die Freyheit, der groſſe Vorzug unſerer vernünftigen Natur, der uns von den Thieren unterſcheidet, worauf die ganze Moralität unſerer Natur, und das vorzügliche Vermögen beruhet, daß wir unſre Glückſeligkeit uns ſelber wählen können. Und dieß iſt auch bey allen Menſchen der eigentliche Grund von der Empfindung ihrer Freyheit. Denn wir unterſcheiden alle, wie ich ſchon geſagt, die Empfindungen und Handlungen, die nicht in unſerer Gewalt ſind, und die Willensfehler auf einerley Art. Jene beweinen wir, über dieſe empfinden wir eine Reue. Und warum dieſe Reue? Nicht darum, daß wir dem Böſen gefolgt ſind, weil es uns gut geſchienen; dieß iſt die Erfahrung unſrer Seele, daß es nicht anders ſeyn kann: Sondern darum, daß wir unſre Freyheit nicht recht gebraucht, nämlich, daß wir uns übereilet, daß wir das Gute, wovon wir uns blenden und einnehmen laſſen, nicht genug geprüfet, daß wir es nur von Einer Seite angeſehen, und, ohne die Vernunft dabey zu Rathe zu ziehen, und die Folgen davon uns gegenwärtig und wichtig genug zu machen, den erſten Eindrücken zu ſchnell gefolget ſind. Dieß iſt unſre vernünftige Natur.

Laſſen Sie uns, ehe wir weiter gehen, zur Verherrlichung unſers Schöpfers noch einen Blick auf ihre ganze Gröſſe thun. Wir können nichts Gröſſers ſehen; denn ſie iſt das gröſte und edelſte Werk, was die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes haben hervorbringen können. Ein Weſen, das ſich ſeiner ſelbſt deutlich bewußt iſt, das, vom unmittelbaren Gefühl an, durch die verſchiedenen Stufen und Claſſen der Sinne die ganze Natur erſchöpft, das alles, was es je empfunden, je geſehen, je gehöret, wenn die Wirklichkeit davon längſt verſchwunden iſt, ſich in ſeiner Ordnung gegenwärtig erhält, die erloſchnen Empfindungen, ſo oft es will, ſich wider belebt, den bloß möglichen die reizendſte Wirkſamkeit giebt; ein Weſen, das ſich in ſeiner Vorſtellung ſelber neue Welten ſchafft, das Vergangene und Zukünftige ſich unter Einen Geſichtspunkt bringt, von dem Gegenwärtigen ſich in die Zukunft ſetzt, mit ſeiner Vorſtellung in die Ewigkeit voraus geht, durch die Kunſt die Gränzen ſeiner eigenen anerſchaffenen Fähigkeiten ins unendliche erweitert, mit ſeinen geſchärften Sinnen in die innerſten Geheimniſſe der Natur dringt, dieſelbe in ihre erſten Urſtoffe auflöſet, den Lichtſtrahl wie einen Faden entwickelt, die Luft und die Planeten wiegt, in einem ſchweren Leibe eingeſchloſſen, mit ſeinem Forſchen ſich über alle Himmel erhebt, aus einigen einzelnen Wahrnehmungen die allgemeinen Geſetze der Natur ſich erklärt, aus einigen Linien den Abſtand der entfernteſten Himmelskörper beſtimmt, bis ans Ende der Welt ihre Stellungen gegen einander berechnet, die Trabanten des

Ju-

Jupiters zu Führern ſeiner Reiſen hier auf der Erden macht; — der Geiſt eines Leibnitz, eines Newtons! — Eine unendliche Welt ſchaffen, iſt Allmacht; aber eine eingeſchränkte Natur mit unendlichen Fähigkeiten erſchaffen, eine Natur, die ſich ſelbſt unendlich iſt, was iſt gröſſer? Hier iſt mehr als eine Welt, hier iſt Verwandtſchaft mit der Gottheit. — Eine Natur, die zu allem ſich zugleich ſelbſt beſtimmt, die alle dieſe Kräfte in ihrer Gewalt hat, ſie hinruft, wo ſie ſie braucht, diejenigen ruhen läßt, die ihr hinderlich ſeyn möchten, die eine jede nach ihrer Abſicht einſchränkt und erweitert; eine Natur, die ſich ſelbſt ihre Glückſeligkeit ſchaft, ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt, ſich ſelbſt beruhigt, alles prüft, aus eigener Wahl zu dem, was ſie als das Beſte empfindet, ſich ſelbſt beſtimmt, ſich ſelber räth, ſich ſelbſt befiehlt, willig gehorcht, und nach einer jeden neuen Vorſtellung ihre ganze Freyheit wieder hat. — Was ſind Welten, was iſt die ganze körperliche Natur gegen die Natur eines ſolchen Geiſtes? Sie kann ihre unzähligen Stufen haben, aber überhaupt läßt ſich keine höhere gedenken. Was iſt göttlicher im Himmel und auf Erden, ſagt Cicero, als Vernunft! Sollte es aber dem groſſen Schöpfer dieſer Natur gleichgültig ſeyn, was ich davon für einen Gebrauch mache? Er iſt ein Gott der Ordnung; dieſe Ordnung iſt das groſſe Geſetz des Himmels, es iſt das groſe Geſetz der Erde; die lebloſe Natur hat es, die Thiere haben es:- Wäre ich hiebey ohne ſichere Anweiſung des Guten und Böſen, was ich zu wählen und zu vermeiden habe geblieben, ſo wäre ich, bey

bey der groſſen Anlage meiner Natur, von meiner Vollkommenheit niemals ſicher. Darneben ſtehe ich durch dieſe Kräfte mit der übrigen Welt in einer ſolchen Verbindung, daß ich auch zur Beförderung und Erhaltung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit vieles beytragen kann. Ich kann ein Gott hier auf der Welt ſeyn, aber kein Geſchöpf kann auch eine ſolche Verwirrung anrichten; die Wuth aller Raubthiere zuſammen genommen, die Verwirrung aller Elemente kann die Welt ſo nicht zerſtören, als der geſetzloſe Menſch. In gewiſſen Fällen bin ich auch genug geſichert. In Anſehung meiner leiblichen Vollkommenheit ſind Vergnügen und Schmerz mir eine ſichere Anleitung. In den theoretiſchen Wahrheiten hat meine Vernunft ebenfalls gewiſſe allgemeine Grundſätze, worüber alle Menſchen, ſo bald ſie die Worte nur verſtehen, gleich eins ſind. Wie unvollkommen hätte Gott ſein Werk gelaſſen, wenn wir in der Erkenntniß, die der Grund unſerer weſentlichſten Vollkommenheit iſt, ohne ein ſolches ſicheres Geſetz geblieben wären! Wenn dergleichen in unſerer Natur liegt, ſo werden wir es finden müſſen.

Dieß bemerken wir bey dem erſten Blicke, daß ein inneres Gefühl in uns iſt, das uns gegen alles, was wir unter dem Namen von Gerechtigkeit, Redlichkeit, Unſchuld, Wohlthätigkeit und Großmuth begreifen, geneigt und freundſchaftlich macht, aber gegen alles, was den Charakter von Betrug, Falſchheit, Schadenfreude und Grauſamkeit hat, den unwiderſtehlichſten Abſcheu und

Widerwillen in uns erregt. Mit unſern ſinnlichen Empfindungen hat dieß Gefühl wenigſtens nichts gemein. Was ſind alle Reizungen meiner Sinne, gegen die einzige ſanfte unausſprechliche Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben? Jene Vergnügungen darf ich nie ganz genieſſen, ich darf ſie nur ſchmecken, wenn ſie mir gefallen ſollen; ſo bald ich mich damit ſättigen will, haben ſie ihren Geſchmack verloren; und mitten in ihrem Genuſſe finde ich noch nichts, was mich mit mir ſelbſt zufrieden machte, womit ich mich edler, gröſſer fühlte; ich kann noch die grauſamſten Unruhen dabey fühlen; ich kann mich noch haſſen, mich mit Verachtung, mit Abſcheu wie ein Thier anſehen, ohne daß alles Geräuſch ſinnlicher Ergötzungen die Vorwürfe, daß ich treulos, ungerecht, unmenſchlich gehandelt, in mir dämpfen könnte. Wie zufrieden bin ich dagegen mit mir, wenn ich mir das Zeugniß geben kann, daß ich gerecht, daß ich ein Menſchenfreund bin! Eine einzige uneigennützige, edle Handlung verbreitet eine Süßigkeit über mein ganzes Leben, ich ſuche ihre Stelle darinn mit immer neuen Vergnügungen wieder auf, und im Alter, in der letzten Todesſtunde, wenn mir vor aller Herrlichkeit der Welt ekeln wird, da, weiß ich, wird mir dieſe noch erquickend ſeyn. Sie fordert zwar auch ihre Ueberwindungen von mir; aber je mehr ich ihr aufopfere, je vollkommener fühle ich mich, und ich würde mich bey dem ganzen Verluſte der Welt für den glücklichſten Menſchen halten, wenn ich ſo oft, wie ich es wünſche, und allezeit ſo, wie ich es wünſche, mich wohlthätig machen könnte.

Von meinem Nutzen hängt dieſe Empfindung eben ſo wenig ab. Es iſt unläugbar ein Principium in mir, das für eine allgemeine Güte ſpricht, und wodurch ich Gerechtigkeit, Wohlwollen, und Großmuth von den eigennützigen Leidenſchaften ganz deutlich unterſcheide. Wo mein eigener Nutzen hinzukömmt, da wird meine Neigung für die Tugend ſo viel wärmer ſeyn; ich werde die Großmuth, die mir in demſelben Grade erwieſen iſt, mit mehrerer Lebhaftigkeit preiſen, aber der Grund meiner Hochachtung iſt von meinem Privatnutzen weit entfernt. Der unbekannteſte Fremdling hat gleich meine ganze Hochachtung und Liebe, ſo bald ich von ihm höre, daß er ein Menſchenfreund iſt; ich wiederrufe auch meine Hochachtung nicht, wenn ich höre, daß er mein Feind iſt; es wird mich nur ſo viel mehr demüthigen. Das Laſter hergegen, die Ungerechtigkeit, die Fühlloſigkeit ſind mir unter den blendendſten Geſtalten unerträglich, und ohne daß ich je etwas davon zu fürchten hätte, würde ich mich, bey allen Gütern der Welt, unter den ſchmeichelndſten Lobſprüchen verabſcheuen, wenn ich mir vorzuwerfen hätte, daß ſie der Lohn einer Verrätherey, der Gewinn eines geheimen Betrugs oder eines Raubes wären.

Es liegt dieß Gefühl auch zu tief, als daß es von der Erziehung oder den Geſetzen zuerſt eingepflanzt ſeyn könnte. Allerdings können durch die Erziehung die Empfindungen des Abſcheues und Beyfalls vermehret und verringert werden, und oft können ohne einen

einen natürlichen Grund dergleichen Empfindungen, wie die dunklen Eindrücke der Furcht und des Aberglaubens ſind, dadurch erregt werden. Aber dieß Gefühl kömmt unmittelbar aus der urſprünglichen Bildung der Seele; es ſind die deutlichſten Blicke meiner Vernunft, ſo deutlich, als ſie das verſchiedene Verhältniß verſchiedener Gröſſen wahrnimmt; und je genauer ſie das Verhältniß einſieht, je deutlicher und ſtärker wird auch das Gefühl. So tief gehen die Eindrücke von Erziehung und Geſetzen nicht. Erziehung und Geſetze ſind auch nicht ſo allgemein; und da ſie es hierinn ſind, ſo ſetzen ſie unwiderſprechlich einen allgemeinern Grund in der menſchlichen Natur voraus. Denn auch die verwildertſte Natur kann dieſen Unterſchied nicht miskennen: und ſo ſehr alle übrige Sitten und Einrichtungen unter den Menſchen von den verſchiedenen Erdſtrichen und Regierungsformen abgeändert ſind, ſo wenig haben dieſe Grundſätze, auſſer in den ſeltenen Fällen, wo ſich zwey entgegengeſetzte Pflichten begegnen, etwas gelitten. Unter einerley Umſtänden werden bey keinem Volke in der Welt einerley Handlungen bald gerecht, bald ungerecht, edel und verächtlich ſeyn. Die wenigen Exempel, womit Locke dieſe Allgemeinheit zu widerlegen meynet, beweiſen nichts. Bey den Lacedämoniern konnte der Diebſtahl durch Geſetze befohlen werden, weil es gegen die Geſetze war, ein Eigenthum zu haben. Unter den wilden Völkern, wo das unvermögende Alter dem Hunger und andern grauſamen Todesarten ausgeſetzt ſeyn würde, da iſt es die Wirkung einer rau-

hen

hen Zärtlichkeit, wenn der Wilde ſeine Mutter ſelbſt tödtet. Bey den Römern war es in den erſten Zeiten erlaubt, die Kinder, von denen ſie glaubten, daß ſie ſich ſelbſt nicht würden erhalten können, wegzulegen. Ihre kriegeriſche Lebensart, die allgemeine und durch die Religion noch nicht gemäßigte Grauſamkeit der Kriege, und der Mangel ſolcher Anſtalten, wo auch für die Erhaltung und Sicherheit hülfloſer Perſonen geſorgt iſt, machten es weniger grauſam, ſolchen unglücklichen Geſchöpfen, bey dem ſchwächſten Grade ihrer Empfindungen, gleich nach der Geburt, das Leben wieder zu nehmen, als ſie einem beſtändigen unglücklichern Leben ausgeſetzt zu laſſen. Dieß war mehr ein Fehler der Zeit, als ein Widerſpruch gegen dieſe Empfindung. Auch der Allerlaſterhafteſte kann dieß Gefühl nicht ganz bey ſich ausrotten; er handelt dawider in der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften, aber mit kaltem Blute ſiehet er eben dieſes von andern im Schauſpiele mit Schauder an; er behält allemal zu der Tugend das meiſte Vertrauen, und er würde ſeinen Endzweck allezeit lieber ohne Laſter erreichen. Hätten dieſe Empfindungen keinen andern Grund, als die Beſtimmungen der Geſetze, ſo müßten, wie Cicero ſagt, Ehebruch und Raub auch gerecht werden können, ſo bald es dem Tyrannen gefiele, ſie zum Geſetze zu machen. So wäre mir, wenn ich gegen dieſe geſchützt wäre, alles erlaubt; dem Tyrannen; der keine Geſetze über ſich hat, alles gegen mich, mir heimlich alles gegen ihn, einem gegen den andern; ſo wäre Argliſt die einzige Tugend,

Dummheit das einzige Laſter. Eine ſchreckliche Lehre, gegen welche, wenn ſie wahr ſeyn könnte, das ganze menſchliche Geſchlecht ſich vereinigen müßte, um ſie unter ſich auszurotten. Wir ſind immerfort mit Menſchen umgeben, die ſtärker wie wir ſind, die uns auf tauſend verſchiedene Arten ſchaden, und es allezeit dreymal in vieren mit aller Sicherheit thun können; was für eine Beruhigung für uns, daß in dem Herzen aller dieſer Menſchen ein Gefühl iſt, das zu unſerm Vortheil ſtreitet, das auch gegen den Tyrannen die Rechte der Menſchlichkeit verficht, und ihn ſeine Ungerechtigkeit nicht ungerochen ausüben läßt! Ohne dieſes würden wir einer vor dem andern, wie in einer afrikaniſchen Wüſte der Tyger mit ſeinem Raube gegen den Löwen ſchielend, vorbey ſchleichen, und keiner ſeines Lebens, ſeines Eigenthums, und ſeiner Ehre wegen ſicher ſeyn. Der Nutzen veranlaſſet allerdings die Geſetze, und dieſer Nutzen giebt der Gerechtigkeit ihren Werth, wie er ihn der Wahrheit giebt. Auch hängt die eigentliche Verbindlichkeit erſt vom Geſetze oder der erkannten Dependenz ab; und in ſo weit kann man ſagen, daß die Furcht die Geſetze macht, indem die Strafen die moraliſchen Bewegungsgründe durch ein unmittelbares Intereſſe verſtärken, und wenigſtens zum Stillſtehen und ernſtlichern Nachdenken bewegen. Sollte aber daraus folgen, daß die ganze Moralität von der Beſtimmung der Geſetze abhänge, ſo müßte auch eine jede Wahrheit durch die Geſetze beſtimmt werden können; ſo müßte aber auch überhaupt in der Natur der Dinge kein

verſchiedenes Verhältniß ſeyn, und durch Geſetze befohlen werden können, daß das Endliche gegen den Unendlichen in einem umgekehrten Verhältniſſe ſtehe, daß der Schöpfer nicht für gröſſer, als das Geſchöpf, zu achten ſey, und daß der eine Menſch gegen den andern, der mit ihm einerley Empfindungen hat, ſich nicht ſo zu verhalten brauche, wie er fodert, daß er ſich gegen ihn verhalte.

Dieſe innerliche Moralität hängt daher auch ſelbſt nicht von dem göttlichen Willen ab. Dieſer Wille gab denen verſchiedenen Naturen, worauf ſie ſich bezieht, die Exiſtenz; Gott hätte eine ganz andere Welt ſchaffen können, eine Welt, worinn kein ſolches Verhältniß, worinn keine ſolche Geſellſchaften, keine gemeinſchaftliche Bedürfniſſe, kein Eigenthum Statt hätten, wo die Natur auch bey unſern gefräßigſten Begierden allemal ergiebig genug wäre, oder wo, wie in liebreichen Familien, eine gemeinſchaftliche Gefälligkeit Eigenthum und Contracte überflüßig machten: Aber ſie waren von Ewigkeit in dem Verſtande Gottes nothwendig, was ſie ſind, und ſo bald ſie durch die Schöpfung wirklich wurden, ſo war ihr Verhältniß, welches daraus entſteht, eben ſo unveränderlich. Sonſt müßte folgen, daß Gott auch eine Welt hätte erſchaffen können, wo das Theil gröſſer als das Ganze wäre, wo der Sohn nicht vom Vater, das Geſchöpf nicht von ſeinem Schöpfer abhängig wäre: So wäre aber in dem Verſtande Gottes von Ewigkeit nichts wahr, nichts gut; und ſo wäre in dieſer

höchſten Natur keine weſentliche Gerechtigkeit, keine Liebe zur Vollkommenheit und zum Guten; ſo können wir aber auch Gott nicht mehr denken.

Aus eben dieſem Grunde geht das innerliche Verhältniß auch ſelbſt vor den guten und böſen Folgen vorher. Dieß bleibt allemal unmöglich, daß das Verhältniß von ſolchen Naturen, die von einem höchſt weiſen und gütigen Weſen ihre Exiſtenz bekommen, im Ganzen ohne gute Folgen ſeyn könne; es wäre eben ſo widerſprechend, als daß das Verhältniß der Dinge zu Irrthümern führen könnte. Der allgemeine Nutzen der Gerechtigkeit, der Aufrichtigkeit, der Menſchenliebe, iſt in meiner Idee mit ihrer Vorſtellung mir immer gegenwärtig. Tugend ohne Nutzen, würde nichts als eine gleichgültige Wahrheit ſeyn; ſie würde ihre Verbindlichkeit gegen mich behalten, aber ſie würde nicht mehr Empfindung in mir erregen, als die Vorſtellung bey mir erweckt, wenn ich drey für weniger als fünf halte. Die warme freundſchaftliche Empfindung, die wir für ſie haben, kömmt von ihrer Wohlthätigkeit; und je gröſſer und allgemeiner ihr Einfluß in die Glückſeligkeit unſers Geſchlechts iſt, je höher ſetzen wir in unſerer Achtung ihren Werth, je mehr reißt ſie unſere Neigung zu ſich. Wollten wir aber dieſen guten und böſen Folgen, mit Ausſchlieſſung alles natürlichen Verhältniſſes oder aller innerlichen Moralität, zum einzigen Beſtimmungsgrunde von Gerechtigkeit und Tugend machen, ſo würde die Menſchlichkeit, für welche dieſe Hypotheſe ſo ſehr zu ſtreiten ſcheint,

dabey immer in groſſer Gefahr bleiben. Unſere Eigenliebe würde unſern einſeitigen gegenwärtigen Nutzen, wofür ſich alle unſre Leidenſchaften intereſſiren, mit der allgemeinen Wohlfahrt ſehr oft vermiſchen. Das Beſte der Menſchlichkeit würde zu willkürlich werden; es würde immer in Gefahr ſeyn, von dem Privatnutzen des Staats, und dieſer wiederum von den noch engern Abſichten des eigennützigen Bedienten verſchlungen zu werden; unſer einſeitiger Vortheil, unſer jedesmal gegenwärtiges Vergnügen würde die ganze Richtſchnur unſerer Moralität werden. Kürzer: wohl überrechneter Betrug würde die beſte Tugend, Großmuth und Menſchenliebe ohne ſichere Procente würde moraliſche irrende Ritterſchaft ſeyn.

In etlichen einzelnen Fällen, wo zwey entgegen geſetzte Pflichten gleichſam in einander flieſſen, läßt ſich dieſes verſchiedene Verhältniß zwar nicht allemal ſo gleich entdecken; aber dadurch wird der weſentliche Unterſchied ſo wenig aufgehoben, ſo wenig durch die unmerkliche Miſchung von Licht und Schatten die ſchwarze und weiſſe Farbe deßwegen aufhören verſchieden zu ſeyn. Dieſe Fälle ſind äuſſerſt ſelten, und würden noch ſeltner ſeyn, wenn unſre Eigenliebe uns die Wahrheit allemal ſo deutlich ſehen lieſſe, als wir ſie mit einer heitern Vernunft gewiß erkennen würden. Auch dieß, daß ſo viele Menſchen gegen dieſe Empfindungen handeln, oder daß auch Geſetzgeber ſolche Geſetze gegeben, die dieſen Wahrheiten entgegen ſind, beweiſet ebenfalls nichts mehr, als daß die Leidenſchaf-

ten vermögend ſind, die deutlichſten Empfindungen der Vernunft auf eine Zeitlang zu unterdrücken. Wenn die Geometrie, ſagt Leibniz, unſern Neigungen eben ſo ſehr entgegen wäre, als die Sittenlehre, ſo würden wir über die Demonſtrationen im Euklides eben ſo chikaniren, als wir jetzt über die Grundſätze der Moral thun.

So viel iſt alſo unwiderſprechlich, daß Erziehung, Geſetze, Nutzen, alle noch einen tiefern Grund der Moralität vorausſetzen, einen Grund, der unmittelbar in der Anlage unſrer vernünftigen Natur liegt. Aber wie ſollen wir uns denſelben erklären? Iſt es eigentlich das Verhältniß der Dinge, was unſrer Vernunft dieſen Beyfall abzwingt; oder iſt es inneres Gefühl der Schönheit der Tugend, ein angeborner Trieb des Wohlwollens, der unmittelbar dieſes lebhafte freundſchaftliche Gefühl in uns erwecket? Die Philoſophen ſind hierüber noch nicht eins; und wenn alle Menſchen mit einer ſo ſtarken Vernunft, wie Clarke, geboren würden, oder von einem ſo zarten Gefühl, wie ein Hutcheſon, oder von einem ſo warmen edlen Triebe des Wohlwollens, wie Hume, ſich belebt fühlten, ſo wäre dieſe Unterſuchung ganz überflüßig, die Tugend bliebe allemal gleich geſichert. Aber die Gröſſe der Seele dieſer Männer macht es vielleicht, daß ſie ſich von der gemeinen Natur mehr entfernt, als dieſe es leidet. Eine Clarkſche Seele braucht bey der Tugend nichts als das natürliche Verhältniß zu erkennen, um die reinſte und lebhafteſte Neigung dafür

bey ſich zu empfinden. Einer ſolchen Seele iſt Wahrheit die vollkommenſte Schönheit, und ſie würde ſich erniedrigt halten, wenn ſie glauben ſollte, daß ſie noch durch einen unwiderſtreblichern blinden Trieb zur Liebe der Tugend erweckt werden müßte. Und wiederum eine Seele, die, wie Hutcheſon und Hume, durch den bloſſen Anblick der Menſchheit ſich gleich von den edelſten Empfindungen des Wohlwollens gereizt fühlt, würde ſich für fühllos halten, wenn ſie durch dieß entferntere Verhältniß der Natur der Dinge ſich erſt zur Verbindlichkeit der Tugend bewogen glauben ſollte. Ein mittelmäßiger Geiſt kann die allgemeine menſchliche Natur allemal ſicherer beurtheilen. Unſre Natur iſt nicht bloß Vernunft, ſie iſt nicht bloß Gefühl oder Trieb; ſie iſt beides zugleich. Und ſo iſt es auch weder die Wahrheit, noch die Schönheit und Wohlthätigkeit der Tugend allein, die ihr den unwiderſtehlichen Reiz giebt; ſondern ſie iſt, wie das Licht der Sonne, hell, ſchön, und erwärmend zugleich. Sie iſt hell und wahr, weil ſie der Natur gemäß iſt; ſchön, wie alle Ordnung; reizendſte Schönheit, weil ſie den vollkommenſten Endzweck, die ſicherſte und gröſte Wohlfahrt der Menſchen zum Endzwecke hat. Wollten wir das bloſſe Verhältniß der Dinge, mit Ausſchlieſſung alles mächtigern Triebes, zum einzigen Grunde dieſer Empfindungen annehmen, ſo würden wir die Wärme nicht erklären können, wodurch ſich dieſe Empfindung von der Empfindung andrer Wahrheiten unterſcheidet. Wollten wir aber hingegen bey einem bloß angebornen Triebe ſtehen bleiben, ſo würde in

einem engern kalten Herzen die Tugend zu willkürlich und zu dürftig bleiben. Jener Unempfindliche, der ſein kaltes Herz nie weder aus Mitleid noch aus Freude für einen Menſchen klopfen gefühlt; jener Fühlloſe, der durch ſeine Ueppigkeit, ſeinen Geiz, ſeinen Hochmuth, alles menſchliche Gefühl, wenn er auch mit einem geboren worden, längſt getödtet, der in der ganzen Natur nichts wie ſich fühlt, und einen Menſchenfreund, als einen Enthuſiaſten anſieht; wie würde der zu menſchlichern Empfindungen, oder nur zum Gefühle ſeiner Unmenſchlichkeit zu bringen ſeyn, wenn er nicht, durch die deutliche Vorhaltung des natürlichen Verhältniſſes ſeiner Empfindungen mit den Empfindungen ſeines Nächſten, noch erweckt werden könnte?

Und warum ſollten wir die Vernunft und das natürliche Verhältniß, von der Schönheit und Wohlthätigkeit der Tugend ganz ausſchlieſſen? Die Vernunft iſt die höchſte und edelſte Kraft unſrer vernünftigen Natur, wodurch wir eigentlich Menſchen ſind. Warum ſollte dieſe alſo nur für theoretiſche Wahrheiten ſeyn, und die wichtigern, worauf unmittelbar die Glückſeligkeit des ganzen menſchlichen Geſchlechts beruhet, einem niedrigern blinden Triebe überlaſſen ſeyn? Denn wir mögen das angeborne Gefühl mit noch ſo edlen Namen belegen, ſo wird es in dem Maaſſe doch allemal veredelt, als es durch die Vernunft erhöhet wird. Das Weſen der Tugend beſteht in der freyen Wahl; dieſe Wahl iſt aber offenbar das

Geſchäfft der Vernunft: und diejenige Tugend hat unſtreitig das gröſte Verdienſt, an welcher die meiſte Ueberlegung Theil hat. Die Gröſſe des Triebes ſchwächt das Verdienſt der Tugend, die Gröſſe der Ueberlegung veredelt es. Und warum ſollte die Vernunft das ſchickliche oder unſchickliche Verhältniß zwiſchen verſchiedenen Handlungen und Perſonen nicht eben ſo deutlich, als das Verhältniß zwiſchen verſchiedenen Zahlen oder geometriſchen Figuren, einſehen? Und wie dieß Verhältniß der Vernunft den Beyfall abzwingt, warum ſollten die moraliſchen Wahrheiten für ſie nicht eben die Verbindlichkeit haben? Treue und Verrätherey, Großmuth und Eigennutz, ſind eben ſo deutlich von einander, als ein Dreyeck von einem Viereck, unterſchieden; und daß ich gegen meinen Schöpfer Ehrfurcht und Gehorſam beweiſe, daß ich mich gegen ein empfindliches Geſchöpf anders, als gegen einen Stein, gegen einen Unſchuldigen anders, als gegen einen Verbrecher, verhalte, dieß iſt mir eben ſo deutlich, als daß zwey Gröſſen, die einerley Maaß haben, ſich auch ſelber gleich ſeyn müſſen. Wenn ich nun dieſem Verhältniſſe aus freyer Wahl, und weil ich es für rechtmäßig erkenne, gemäß handle, ſo handle ich gut, und bin ruhig, und ohne Abſicht auf die Folgen. Denn geſetzt, daß es möglich wäre, daß die Folgen der Tugend mir ewig gleichgültig blieben; ſo würde ſie zwar für mich ihren Werth verlieren, aller Trieb würde bey mir aufhören, und ich würde in meiner Natur vielleicht nicht Stärke genug finden, die geringſte Verläugnung deßwegen zu übernehmen:

Aber

Aber es würde meiner Vernunft doch allemal eben ſo unmöglich bleiben, die Schicklichkeit und Billigkeit davon zu läugnen, als es ihr unmöglich ſeyn würde zu läugnen, daß drey weniger als fünf ſind. Der Grund iſt bey beyden derſelbe; und dieß iſt die äuſſerſte Gränze der Vernunft, ſelbſt der göttlichen. Es iſt wahr, daß ich mir dieß Verhältniß nicht immer deutlich vorſtelle. Das Herz wird mir bey dem Anblicke eines Unglücklichen allemal eher bluten, und ich werde ihm zu Hülfe eilen, ſo wie meine Hand allemal zu meiner Beſchützung bereit ſeyn wird, ohne erſt auf den deutlichen Unterricht meiner Vernunft zu warten. Aber dieſe Vorſtellung iſt mit der Pflicht, die für mich unmittelbar daraus fließt, ſo unzertrennlich nahe verbunden, und beyde ſind mir ſo oft zugleich gegenwärtig geweſen, daß ich mich zu der Pflicht angetrieben fühle, ohne noch die Gegenwart von dem Bewegungsgrunde gewahr zu werden. Geſetzt aber, ich hätte mir vorzuwerfen, daß ich in dieſer Pflicht gegen meinen Nächſten zu nachläßig geweſen wäre; ſo würde meine Vernunft mir dieſen Grund, daß der Unglückliche, gegen welchen ich ſo fühllos geweſen, ſo wohl ein Menſch als ich ſeyn, und daß er einerley Empfindungen mit mir habe, mit dem ſtrengſten Nachdrucke vorhalten. Dieß würde nicht ſeyn, wenn die Erkenntnis des natürlichen Verhältniſſes nicht der eigentliche Grund dieſes ganzen Gefühls wäre. Dieſe Erkenntniß iſt auch das einzige Mittel, den Trieb des Wohlwollens in ſeiner rechten Richtung zu erhalten. Denn er mag an ſich noch ſo edel ſeyn, ſo iſt er ohne

dieſe Leitung allemal in Gefahr, etwas ungerechtes von den ſinnlichen Neigungen anzunehmen, oder die verſchiednen Grade, welche die Verſchiedenheit der Objecte und des Verhältniſſes fodert, zu miskennen. Er wird da zu feurig werden können, wo er gemäßigt ſeyn ſollte, und da laulicht ſeyn, wo er glühen ſollte. Aber wo das Verhältniß die beſtändige Richtſchnur iſt, da iſt er nie in dieſer Gefahr, ungerecht zu werden; Vielmehr wird er da erſt Tugend, wahre Tugend; denn dadurch wird er erleuchtetes Wohlwollen. Wohlwollen, von Weisheit geleitet.

Herr Hume iſt für den angebohrnen Trieb des Wohlwollens ſo freundſchaftlich eingenommen, daß er jenes Verhältniß mit einer Art von Unwillen davon zurück weiſet. Er wundert ſich, wie ein Mann von ſo groſſem Genie, wie Montesquieu, eine ſo abſtracte Theorie, die ſich mit keiner wahren Philoſophie vertrage, habe annehmen können. Der Pater Malebranche ſey der erſte, der ſie aufgebracht, und nachher hätten ſie D. Clarke und andere angenommen. Aber ſprechen Plato und Cicero nicht eben ſo, wie Malebranche und Clarke? Und würde der ſcharfſinnige Mann, wenn er dieſes natürliche Verhältniß der Dinge nicht ſo weit entfernt hätte, ſeinen Leſern, unter ſeiner beredten und feur'gen Beſchreibung des wohlwollenden Triebes, das Mitleiden nicht erſparet haben, womit ſie ſich jetzt durch ſeine eigene Beredſamkeit gedrungen fühlen, ſich gegen ihn ſelbſt, der ſchwächern Art von Menſchen anzunehmen, von denen

er ſagt, daß, wenn ſie zwar vernünftig, aber am Leibe und an der Seele ſo ſchwach wären, daß ſie keinen Widerſtand thun, noch bey der äuſſerſten Beleidigung uns ihre Rache fühlen laſſen könnten, daß wir zwar durch die Geſetze der Menſchlichkeit verpflichtet ſeyn würden, dieſen Geſchöpfen gelinde zu begegnen, daß wir aber eine Gerechtigkeit im eigentlichen Verſtande ihnen nicht ſchuldig wären; auch daß ſie, wider den Willen ſolcher willkührlichen Herren, kein Recht zu einem Eigenthume haben würden; unſere Erlaubniß würde das einzige Recht ſeyn, mit welchem ſie ihre Güter beſitzen, und unſer Mitleiden das einzige Zwangsmittel ſeyn, wodurch ſie unſern geſetzloſen Willen bändigen könnten; und da aus der Ausübung einer in der Natur ſo feſt gegründeten Macht niemals einige Unbequemlichkeiten folgen könnten, ſo würden auch die Einſchränkungen der Gerechtigkeit und des Eigenthums, als völlig unnütz, in unſrer Geſellſchaft mit ihnen niemals ſtatt finden. Dieß ſey offenbar, ſetzt er hinzu, das Verhältniß der Menſchen gegen die Thiere. Ganz recht, dieß iſt unſer Verhältniß gegen die Thiere. Aber deswegen gab der gütige Schöpfer auch den Thieren den Grad von unſerer Empfindung und Vernunft nicht, damit wir, ohne ihre Kränkung, unſere Herrſchaft ſo viel unumſchränkter über ſie ausüben könnten; und zugleich machte er ihre Natur weniger dürftig, als die unſrige, damit ſie auch kein Eigenthum, noch die Vorſtellung von einem Eigenthume nöthig hätten. Aber würde dieß Verhältniß auch daſſelbe bleiben, wenn die Thiere, wie jene Art von Geſchöpfen, die Herr

Hume

Hume ſich denkt, mit uns einerley Vernunft hätten, und nur allein durch das Unvermögen von uns unterſchieden wären? Was würden dieſemnach alle Unterthanen in den Augen eines Tyrannen anders, als ſolche dürftige hülfloſe Heloten, armſelige vernünftige Thiere seyn, die zu keinem Eigenthume, zu keiner Gerechtigkeit ein Recht hätten, ſondern alles von deſſen Menſchenliebe, (Menſchenliebe, wo kein Gefühl von Gerechtigkeit iſt!) erwarten müßten. Indeſſen würden wir dieß Gefühl doch auch zu ſehr ſchwächen, wenn wir es blos als eine Würkung der überlegenden Vernunft anſehen wollten. Es iſt ſtärker, wärmer, dringender, als kühler Beyfall. Ich fühle ganz andere Bewegungen, Freude, die bis zur Entzückung, Reue und Schaam, die bis zur Verzweiflung gehen können. Das ganze Licht kömmt unwiderſprechlich von der Vernunft, aber die Wirkſamkeit kömmt von einem mächtigern Triebe: Einem Inſtinkt, wenn wir ihn ſo nennen wollen, der aber von dem Inſtinkt der Thiere dadurch unterſchieden iſt, daß er nicht lehrend iſt. Bey den Thieren mußte er lehrend ſeyn; aber für freye Geſchöpfe, wie wir, die zu einer höhern Vollkommenheit beſtimmt ſind, die ihre Glückſeligkeit ſelber wählen, ſelber die Mittel dazu ausſuchen, und zur Vergeltung ſich ſelbſt als die Werkzeuge ihrer Glückſeligkeit anſehen ſollten, würde er zu eingeſchränkt, und nicht edel genug geweſen ſeyn. Dieſer Trieb iſt deswegen an ſich blind, und treibt uns überhaupt nur an, das zu lieben, was uns vollkommener machen, und das zu verabſcheuen, was uns ſchaden kann. Die

Wahl des Guten ſelbſt bleibt das Geſchäft unſers unterſcheidenden Vorzugs der Vernunft. Nur ließ ihn der Schöpfer, wie er in der ganzen übrigen Natur iſt, unüberwindlich, und wirklich iſt er auch ſo tief in unſere Natur gewebt, daß er in gewiſſen dunklen Augenblicken ſtärker, als die Liebe zum Leben ſelbſt, werden kann. Und hieraus entſteht das erſte Geſetz unſerer Natur, das verbindlichſte, das unüberwindlichſte, daß wir alles das lieben müſſen, was uns die Vernunft als gut, und alles das haſſen müſſen, was ſie uns als ſchädlich vorſtellt; und nachdem wir uns die Gröſſe unſers Glücks oder unſers Verluſtes vorſtellen, in dem Grade ſind unſere Freude, unſer Widerwille, unſere Reue. Dieß iſt überhaupt der Grund unſerer freundſchaftlichen Neigungen für alle Tugend, und des Abſcheues vor allem Laſter: Und zugleich iſt es auch der Grund von dem beſondern Unterſchiede der Empfindungen, daß wir bey der Gerechtigkeit und Treue kälter, als bey Menſchenliebe und Großmuth ſind; daß die Menſchenliebe und Großmuth etwas reizenders und edlers für uns haben, aber daß die Ungerechtigkeit, die Untreue, uns ſchwärzer, ſcheußlicher, als bloſſe Fühlloſigkeit und Eigennutz, ſind; daß gegen den Räuber, den Mörder, den Verräther, ſich unſre ganze Natur gleich empöret; daß wir den Eigennützigen mit Verachtung anſehen, den bloß Gerechten mit Gleichgültigkeit, den zärtlichen Menſchenfreund mit Entzückung. Der Grund iſt derſelbe, womit der Schöpfer unſre ſinnliche Natur eingerichtet hat, daß wir den Schmerz allemal lebhafter, als die Freu-

Freude, empfinden, weil der Trieb, unſre Beſchädigung zu vermeiden, nothwendig der ſtärkſte bleiben mußte. Die Freude hat unendlich mehr Reizungen für uns, als der ruhige Zuſtand, wo wir keinen Schmerz empfinden; aber bey dem Schmerz leidet unmittelbar unſre ganze Natur, da wir uns hergegen bey dem Mangel von Freude nur weniger vollkommen fühlen. Das Urtheil der Vernunft iſt, wenn wir es auch nicht immer deutlich empfinden, allemal unzertrennlich dabey gegenwärtig; ſie prüft, ſie beurtheilt, ſie vergleicht, und hält uns allemal den Maaßſtab des Verhältniſſes vor, aber die Stärke kömmt von dieſem erſten Grundtriebe unſrer Natur, von der Selbſtliebe.

Dieſer Trieb iſt aber nicht ungeſellig einſiedleriſch. Denn da wir zu einer gröſſern Vollkommenheit beſtimmt ſind, als wir für uns allein durch die vollkommenſte Natur werden könnten, ſo würde ein ſo ungeſelliger Trieb dieſen Endzweck nie erfüllet haben, wenn der Schöpfer nicht einen eben ſo mächtigen, aber freundſchaftlichern Trieb damit verbunden hätte. Dieß iſt der Trieb zu unſers Gleichen, oder zur Geſelligkeit. Einige Philoſophen, die ſich die Mühe geben, durch eine metaphyſiſche Chymie unſre Empfindungen in ihre erſten Urſtoffe aufzulöſen, und in der Moral, wie in der Natur, nur Einen Grundſtoff herauszubringen, ſuchen auch dieſen freundſchaftlichen Trieb aus jenem erſtern herzuleiten, und ihn als eine Wirkung

kung der überlegten Selbſtliebe, oder des geheimen Gefühls von unſrer natürlichen Hülfloſigkeit zu erklären. Aber er iſt wirklich unabhängiger. Die Selbſtliebe behält immer ihr Theil daran, und es ſcheint, daß der Schöpfer durch die Hülfloſigkeit unſrer Natur uns auf dieſen Trieb, zu mehrerer Verſicherung unſrer allgemeinen Wohlfahrt, nur ſo viel aufmerkſamer habe machen wollen. Denn da die Selbſtliebe an ſich keine Gränzen litt, ſo würde ein ſo ungeſelliger unumſchränkter Trieb, ohne dieß Gefühl der Dürftigkeit, die ganze Abſicht unſrer Natur nur zerſtöret und alle geſellſchaftliche Hülfe unmöglich gemacht haben. An ſich aber ſcheinet dieſe Liebe zu unſers Gleichen, eben ſo unabhängig, als die Selbſtliebe, zu ſeyn. Denn ſie geht, wie dieſe, durch die ganze Natur, und iſt auch in den Thieren. Denn ohne Gefühl von einiger Dürftigkeit, gehen alle Thiere von einerley Art ohne Mistrauen zu einander, wohnen bey einander, vertheidigen ſich mit einander. In einem jeden von ihres Gleichen ſehen ſie ſich. Dieß iſt derſelbige Grund in uns. Der Menſch iſt für uns die gröſte Schönheit, und ein glücklicher Menſch der rührendſte Anblick in der Natur. Ohne Menſchen wird die ſchönſte Ausſicht in kurzer Zeit für uns ermüdend. Im Paradieſe, wo alle meine Wünſche durch Geiſter erfüllet werden, und wo ich keine Empfindungen von Hülfloſigkeit hätte, würde der Anblick eines Menſchen mich entzücken, und mich gleich zu ſeinem Freunde machen. Denn er iſt Fleiſch von meinem Fleiſche. Dieß war der erſte freundſchaftliche Gedanke,

ke, womit der erſte Menſch ſein Ebenbild anſahe, ob er gleich die Hülfen, die ihm der Schöpfer darinn bereitet hatte, noch nicht kannte. Eine geheime Sympathie ſagte ihm, es ſey ein Weſen, womit er alle Empfindungen und Bewegungen ſeines Herzens würde theilen können. Denn er ſahe ſich darinn. Und ſo ſehen wir uns in einem jeden Menſchen; wir empfinden uns in ihm, wir lieben uns in ihm, und borgen von ſeinem Geſichte Lachen und Thränen. Wo wir das Bild menſchlicher Empfindungen auch nur im Gemälde ſehen, da können wir die ähnlichen Regungen nicht mehr zurückhalten; und in unſerm Herzen wechſeln alle die Empfindungen von Freude, Leid, Wuth, und Verzweiflung ab, wie ſie in dem Geſichte des Schauſpielers abwechſeln. Alles, was wir ſehen, verwandelt ſich in unſrer Seele in eine freudige oder finſtre Ausſicht von menſchlichem Glück und Unglück. Ich erblicke einen Pallaſt; die Schönheiten der Architectur ziehen gleich meine Augen mit Entzücken an ſich; man ſage mir, es ſey ein Behältniß unglücklicher Leute, ſo zieht mich ein mitleidiger Schauder davon weg; man ſage mir, daß durchgehends ſo viel Reichthum und Pracht darinn angebracht ſey, um den unglücklichen Bewohnern, durch die reichlichſte Verpflegung, ihr Leiden ſo viel erträglicher zu machen; nun bekömmt er durch die geheime Sympathie, womit ich ihre Empfindungen theile, ſeine Schönheit wieder. Wie deutlich iſt dieß Gefühl von den engherzigen Empfindungen der Selbſtliebe unterſchieden! Es fließt immer mit derſelben zuſammen; denn es beför-

fördert, durch die unergründlich wohlthätige Einrichtung unſrer Natur, unſer Wohl allemal mit, und deswegen wirken beyde Triebe allemal freundſchaftlich zuſammen, aber durch die Empfindungen unterſcheiden ſie ſich deutlich. Der erſtere hat mehr eigennützige Vergeltung, der andre in meinen Augen mehr Verdienſte. Seine Erleuchtung und Leitung bekömmt er indeſſen, wie jener, unwiderſprechlich von der Vernunft, und die Richtſchnur iſt das Verhältniß. Zur Einſicht in dieſes Verhältniß wird aber keine tiefe Metaphyſik erfodert. Der erſte Blick meiner Vernunft ſagt es mir. In einem jeden Menſchen fühle ich mich, denn ich weiß, daß er mit mir einerley Empfindungen hat, und daß ſeine Empfindungen und die meinigen einerley Maaß haben; ich ſetze mich alſo nur in ſeine Lage, ſo ſagt mir dieß Verhältniß alle Pflichten, ihre Gränzen und ihre Stufen. Ich fühle, daß die Erhaltung meines Eigenthums, daß eine getreue Erfüllung meiner errichteten Verträge und Verbindungen mir zu meiner Erhaltung unmittelbar unentbehrlich ſey, daß ich bey Raub, Betrug und Verrätherey wegen meiner Ruhe und Wohlfahrt keinen Augenblick ſicher ſeyn würde, und daß mein Schmerz allemal ſo viel heftiger kränke, je weniger der Schade, den ich darunter leide, zu erſetzen iſt. Hier wehret ſich alſo der Trieb meiner Selbſtliebe mit aller ſeiner Stärke; meine Natur fühlt, daß ſie das Recht dazu hat; ich fodre die Erfüllung meiner Verträge als eine Schuldigkeit; ich ſuche mein Eigenthum, ſo gut ich kann, zu beſchützen; ich eigne es mir wieder zu,

wo ich es finde; ich rufe den Beyſtand der Geſetze zu Hülfe; und wo ich dieſen nicht erreiche, da halte ich mich berechtigt, alle Gewalt zu gebrauchen, deren ich mich fähig fühle. Mein Nächſter hat dieſelben Empfindungen, denſelben Trieb, ſich zu erhalten, den ich habe; er fühlet die wirklichen Kränkungen ſeiner Wohlfahrt und Ruhe in eben dem Maaſſe, wie ich; ich muß ihm alſo eben das Recht zugeſtehen, und wenn ich unnatürlich genug wäre, ſeine Empfindungen nicht erkennen zu wollen, ſo gäbe ich ihm dadurch ſelbſt das Recht, mich mit Gewalt dazu zu zwingen. Hier dictirt mir meine Natur alſo das erſte Geſetz aller menſchlichen Geſellſchaft: Was ich nicht will, daß andre mir thun, das ſoll ich ihnen auch nicht thun. Ein wahres Geſetz; denn natürlicher, heiliger, verbindlicher kann ich mir nichts gedenken.

Indeſſen fühle ich, daß ich für mich bey dieſer bloſſen Gerechtigkeit, ohne die freundſchaftlichern Pflichten der Gefälligkeit und Menſchenliebe, noch ſehr elend bleiben könnte. Bey der Gerechtigkeit bleibe ich zwar ungekränkt, aber ich werde dadurch noch nichts beſſer. Hergegen fühle ich, wenn ich betrübt bin, wie erquickend mir auch eine mitleidige Thräne werde; wenn ich niedrig bin, was ein freundliches Geſicht, ein freundſchaftliches Wort mir für Muth geben könne; wenn ich glücklich bin, wie eine freundſchaftliche Theilnehmung mir die Empfindung meines Glücks gleich ſo viel lebhafter mache, und wie meine Wohlfahrt, meine Ruhe, meine Zufriedenheit durch

Gefäl-

Gefälligkeit, Großmuth, und Menſchenliebe noch unendlich erhöhet werden könnten. Meine Foderungen bleiben dabey immer in ihren Gränzen. Es fällt mir nie ein, daß mein Nächſter alle ſeine Vorzüge mit mir theilen, daß er ſeine nähern Verbindungen meinetwegen vernachläßigen, daß er um meiner Freude willen ſeine ganze Ruhe aufopfern ſolle. Ich will nur, daß er erkennen ſoll, daß ich ein Menſch, wie er, bin; er ſoll die Erleichterung meines Kummers, die Vergrösſerung meiner Zufriedenheit, meiner Freude, mit der geringen Mühe, mit dem geringen Verluſte ſeines Vergnügens vergleichen, die ihm dieſe Liebe koſten würde; er ſoll ſich nur ſo gegen mich erweiſen, wie er es von mir in allen ähnlichen Fällen erwarten würde. Ich ſehe, daß ich es mit dem Rechte von ihm nicht fodern kann, womit ich die Gerechtigkeit von ihm forderte; ich könnte ihn nicht vor Gerichte laden, aber ich würde ihn ſo viel mehr verachten, ich würde ihn mit einem geheimen Abſcheu für einen Unmenſchen halten. Hergegen würde die geringſte Gefälligkeit mich aufs freundſchaftlichſte für ihn einnehmen; und je zärtlicher er meine Freude, meinen Kummer mit mir theilte, je mehr er ſeiner eigenen Ruhe deswegen entzöge, je mehr würde meine Hochachtung, meine Bewunderung gegen ihn ſteigen; ich würde ihn als einen Engel, als einen Gott anſehen, mich ſelbſt und das Glück, das ich durch ihn erhalten, würde ich vergeſſen, und mit Entzückung nur an den glücklichen Menſchen denken, der ſo edle Empfindungen hätte. Mein Nächſter, ein jeder andrer Menſch iſt hier wieder mit mir in einerley Ver-

hältniß. Er hat eben die Empfindungen, er wünſcht die Vermehrung ſeiner Zufriedenheit eben ſo lebhaft als ich. Hier fühle ich ein neues Geſetz. Wie ich wünſche, daß ein andrer ſich gegen mich verhalte, in dem Maaſſe iſt es billig, daß ich mich auch gegen ihn erweiſe. Ich fühle hier nicht die ſtrenge Verbindlichkeit, wie bey dem erſten Geſetze, ich bin ihm nichts ſchuldig; aber ich wäre doch ein unwürdiges Geſchöpf, wenn ich mich damit davon losſagen könnte. Je genauer ich es hergegen erfülle, je zufriedner bin ich mit mir ſelbſt, und je gröſſer ich das Glück des andern, je dauerhafter ich es machen kann, deſto gröſſer wird meine eigene Zufriedenheit. Auch ſehe ich hier nicht ſo ſehr auf Dankbarkeit, Freundſchaft und nähere natürliche Verhältniſſe. Gegen dieſe fühle ich wirkliche Verbindlichkeit; ich würde mich für einen ſo viel unwürdigern Menſchen halten, wenn ich auch dagegen ſo fühllos ſeyn könnte: Aber hier fühle ich nichts als die Menſchlichkeit, ich ſehe nur auf das gröſte Verdienſt, auf die gröſte Dürftigkeit, auf die Gröſſe des Guten, das ich dabey ſtiften kan; und je weniger Verbindlichkeit ich dabey wahrnehme, je edler und gröſſer fühle ich mich, ſo wie ich gegen einen Fremdling, der ſich meiner auf eine großmüthige Art annimmt, von Hochachtung und Bewunderung mehr eingenommen werde, als wenn die Hülfe von meinem Bruder kommt. Und dieß Gefühl hat gar keine Gränze, und es kann ſo reizend, ſo mächtig werden, daß wir alle unſre Vernunft gegen dieſen ſüſſen Enthuſiasmus aufbieten müſſen, daß wir uns nicht zum Nachtheile näherer und gröſ-

gröſſerer Verhältniſſe zu früh davon einnehmen laſſen; und je allgemeiner, je ausgebreiteter wir dieſe Wohlthätigkeit machen können, je mächtiger wird dieſe Empfindung. Dieß iſt der Grund des mächtigen heldenmüthigen Enthuſiasmus, der den Hector den Umarmungen ſeiner Andromache und den zarten Liebkoſungen ſeines Aſtyanax entriß, der einen Codrus und Leonidas antrieb, aus Liebe für ihr Vaterland in den gewiſſen Tod zu gehen, und der uns Ihrentwegen, Gn. Herr, ſo viele Unruhen gemacht hat.

Bey der Gerechtigkeit habe ich alle dieſe Empfindungen nicht; ich fühle keine Wärme, um es zu ſeyn, keine Freude, wenn ich es bin, nur mehr Autorität, unmittelbare Schuldigkeit, und dieſe Schuldigkeit fühle ich in umgekehrtem Verhältniß, wie das Wohlwollen. Denn in der Gerechtigkeit iſt keine Stuffe, ich kann ſie durch keine Vorſtellung mehr erhöhen, ich kann auch nicht weniger als gerecht ſeyn; es iſt nur Ein unveränderlicher Grad. Daher iſt ſie auch allezeit abſolut verbindlich, mit allen Eigenſchaften eines wahren Geſetzes, mit Drohungen, die bis zur Verzweiflung treiben können, nachdem meine Ungerechtigkeit, (denn dieſe hat wieder ihre Stuffen,) gröſſer oder geringer iſt, nachdem ich viel oder wenig jemanden damit geſchadet habe. Denn ſo lange ich die Kränkung nicht für empfindlich halte, oder ſie noch wieder erſetzen kann, behalte ich dabey noch eine Art von Ruhe; aber je unerſetzlicher ich den Schaden halte, je mehr Menſchen ich gekränkt, unglücklich gemacht, je gröſſer wird die Un-

ruhe, die mich verfolgt. Daher würde ich mich am ſträflichſten fühlen, wenn ich mich durch meine Ungerechtigkeit, durch meine Untreue an einer ganzen Societät, an meinem Vaterlande verſündigen würde. Denn ich erkenne, wie unentbehrlich Gerechtigkeit und Treue aller Geſellſchaft ſind, und daß alle ihre Glieder ohne Unterſchied das Recht haben, ſie als unbedingte Pflichten von mir zu fordern. Die Großmuth fordert ſie mit dieſer Strenge nicht; denn ſie erkennet, daß dieſe mehr von den angebohrnen feinern Empfindungen und von edlern Trieben abhängt, als daß ſie durch Geſetze ſich erwecken oder beſtimmen lieſſen; für dieſe hat ſie daher auch keine Tribunale, auch keine eigentliche Vergeltungen. Dagegen nimmt ſie mit Recht an, daß auch das unedelſte Gemüth ein Gefühl von Gerechtigkeit habe, und deren Verbindlichkeit mit aller Strenge empfinde. Daher fordert ſie dieſe auch von allen, und von allen mit gleicher Strenge, hat dafür ihre Richterſtühle, iſt auch zu ihrer gröſſern Sicherheit mit der bloſſen Erſtattung nicht zufrieden, ſondern hat wirkliche Strafen, Gefängniſſe, Verbannungen, und ſelbſt den Tod damit verbunden.

Und dieß iſt zugleich der Grund des Gewiſſens und aller ſeiner Stufen, der Freude, der Ruhe, der Angſt, der Verzweiflung. Der Freude, daß ich mich mit einer edelmüthigen That für gröſſer, glücklicher, als mit Königreichen, halten, daß ich mich für ſo viel gröſſer halten würde, je mehr ich dabey aufgeopfert, wie der Held ſeine verſtümmelten Glieder, die er für ſein

Vater-

Vaterland eingebüſſet, durch ihren Schmerz erweckt, mit immer neuer Hochachtung anſieht. Und wenn ich auch nicht ſo glücklich wäre, daß ich zur Verbeſſerung meines Zeitalters, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, zur Wohlfahrt meines Vaterlandes, zur Wohlfahrt eines ganzen Geſchlechts, das geſegnete Werkzeug werden könnte, ſo würden doch, (und wo läßt ein menſchliches Gefühl ſo arm?) die einzelnen vergnügten Augenblicke, die kleinen freundſchaftlichen Hülfen, die ich einem noch hülfloſern, als ich, erwieſen, eine ſanfte geheime Freude, die ich gegen das blendendſte Glück noch nicht vertauſche, über mein Leben verbreiten. Und wenn ich auch hierzu noch zu dürftig wäre, ſo würde ich doch wenigſtens ruhig in mein Leben zurück denken können; ich würde wenigſtens vor keinen Thränen, die über mich vergoſſen würden, zurück ſchaudern, und mit der Ruhe aus der Welt gehen, daß ich keinen zurück lieſſe, der mich bey meinem Schöpfer anklagte, und meine Exiſtenz in meiner Aſche noch verfluchte. Wenn mir hergegen dieß Gewiſſen vorwürfe, daß ich die Freude und das Glück meines Nächſten, die mir oft nur eine geringe Mühe, oft nur ein Wort, nur einen freundſchaftlichen Blick gekoſtet hätten, ſtolz und fühllos vernachläßigt, daß ich durch angenommene unmenſchliche Maximen mich noch härter zu machen geſucht, daß der Anblick der Elenden mir beleidigend geweſen, oder daß ich gar Menſchen wirklich unglücklich gemacht, ſie meinen Laſtern aufgeopfert, daß ich durch meine Verrätherey, durch meine verführeriſchen Grundſätze, ganze Geſchlechter, ganze Ge-

nerationen unglücklich gemacht, wofür mir alle Erſtattung unmöglich wäre; wo ſollte ich da vor den Drohungen dieſes ſchrecklichen Richters hinfliehen? Geſetzt, ich hätte keine Zeugen gegen mich; geſetzt, meine Gröſſe machte mich vor aller Rache ſicher; geſetzt, ich glaubte keinen Gott: So lange ich mich zerſtreuen, mich betäuben könnte, würde ich ſeine Drohungen vielleicht nicht fühlen, ich würde vielleicht darüber ſpotten; aber wo dieſes Mittel nicht mehr hülfe, da würde es auch mit ſo viel geſtärktern Schrecken in mir erwachen. Nun würde ich vergeblich meine Zerſtreuungen herbeyrufen; ſeine Drohungen würden durch die harmoniſchſten Concerte dringen; es würde mich in die Schauſpiele, es würde mich mit ſchrecklichen Träumen auf meinem Lager verfolgen; es würde meine ganze Phantaſie entzünden; ich würde vergeblich zu meinem Syſtem fliehen; es würde den Gott, den ich nicht kennen wollen, wieder herbey rufen; ich würde die rächende Hand dieſes Allmächtigen überall über mich aufgehaben ſehen; in einer jeden Wolke würde ich ſeine Donner fürchten; alle Geſchöpfe würde ich als meine Henker, die zufälligſten Unglücksfälle als über mich verhängte Gerichte anſehen; ich würde weder vor mich, noch hinter mich ſehen können; dort würden die Schrekenbilder meiner Ungerechtigkeit und Unmenſchlichkeit mich, wie Furien, zurückſcheuchen, vor mir würde ich neue auf mich warten ſehen; es würde mir unausſtehlich ſeyn zu leben, ſchrecklich zu ſterben; alle meine Reue (denn ich ſähe nirgend die Möglichkeit von einer Erſtattung) würde mich hier nicht beruhigen; ſollte noch eine Beruhi-

ruhigung für mich ſeyn, (meine Vernunft ſieht keine) was für eine Wohlthat, wenn die Liebe Gottes mich meiner Verzweiflung nicht überlaſſen hätte!

Dieß iſt das Gewiſſen; es iſt nicht bloß Vernunft, nicht bloß Trieb, es iſt beydes, es iſt die Wirkung unſerer ganzen vernünftigen Natur; die Vernunft iſt die geſetzgebende Macht, der Trieb die vollziehende. Und hiemit iſt zugleich die Frage, ob wir zu unſerer Moralität einen zuverläßigen Grund haben, entſchieden. Wie könnten wir uns eine deutlichere, wie könnten wir uns eine verbindlichere Anweiſung gedenken? Unſere Vernunft, unſere natürlichſten Empfindungen, unſere ganze vernünftige Natur, die Einrichtung der ganzen Natur überhaupt, geben ſie uns; und wiederum die ganze Einrichtung unſerer Natur, unſere natürlichſten Triebe, unſere eigene Wohlfahrt, die Einrichtung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, verbinden uns dazu. Hier iſt gewiß Verbindlichkeit, denn hier iſt göttlicher Wille; hier iſt noch mehr, hier iſt ewiger unveränderlicher Wille, das unveränderliche Geſetz des Himmels, wovon die Freyheit Gottes ſelbſt nie abweicht, wodurch dieſes höchſte Weſen ſelbſt das weiſeſte und beſte Weſen iſt; was könnte für uns verbindlicher ſeyn? Die Stimme unſers Gewiſſens iſt alſo die Stimme des Schöpfers unſrer Natur; Welche Offenbarung könnte deutlicher, ſtärker, nachdrücklicher mit uns ſprechen?

Achte Betrachtung.

Von der Natur der Religion.

Nun kennen wir Gott, wir kennen uns. Laſſen Sie uns jetzt das Verhältniß unterſuchen, worinn wir mit dieſem höchſten Weſen ſtehen. Herr, Schöpfer und Regierer der Welt, auch unſer Schöpfer, unſer Herr, unſer Vater; der Urheber unſrer Natur, die Quelle alles Guten, das wir beſitzen und genieſſen, der Regierer unſerer Schickſale, der Zeuge und Richter unſrer Handlungen, der Herr unſerer Ewigkeit; das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen, unendlich in ſeiner ganzen Natur, allgegenwärtig mit allen ſeinen Vollkommenheiten, unendlich in der Erkenntniß alles möglichen Guten, unveränderlich und unumſchränkt in der Liebe zum Guten, ewig und unerſchöpflich das höchſte Gut. Dieß iſt unſer Gott. Etwas gröſſers, wichtigers kann unſre Seele nicht denken; gegen dieſen Gedanken verſchwindet alles, Welten werden Staub.

Und wer ſind wir? Gegen ihn unendlich klein, aber in ſeinen Augen, in Anſehung unſerer Beſtimmung, groß; über alle andere Geſchöpfe, die wir um uns ſehen, durch unſere Triebe und Fähigkeiten unendlich erhaben; ſein Bild, mit Vernunft und Freyheit begabt; mit einer Vernunft, womit wir ihn, ſeine Abſichten, unſre Beſtimmung, die Mittel, die zu unſerer herrlichen Beſtimmung gehören, erkennen; mit

einem Vermögen, womit wir dieſelben mit Ueberlegung wählen und brauchen, womit wir unſre und unſerer Mitgeſchöpfe Vollkommenheit zugleich befördern können; denen eine ganze Welt hierzu eingegeben, und zum Fortgange in ihrer Vollkommenheit eine Ewigkeit beſtimmt iſt. Näher brauchen wir Gott, näher uns noch nicht zu kennen.

Laſſen Sie uns jetzt alle Kräfte unſerer Seele aufbieten, um das Verhältniß zu unterſuchen, das hieraus für uns entſteht. Es verdienet unſre größte Aufmerkſamkeit. Denn die Erfüllung derſelben iſt nothwendig der ganze Endzweck unſerer vernünftigen Natur, der Grund aller unſerer Pflichten und unſerer Ruhe, unſre Religion. Wir ſtehen aber nach dieſer Natur eigentlich in einem dreyfachen Verhältniſſe; mit dem höchſten Weſen, als unſerm Schöpfer, mit unſern vernünftigen Mitgeſchöpfen, und mit unſerer eigenen vernünftigen Natur. In der Ausübung bleiben ſie unzertrennlich eins; und je heiliger uns ihre Verbindung iſt, je vollkommner erfüllen wir den Endzweck unſerer Natur, oder welches einerley iſt, je vollkommener iſt unſre Religion. Um der Deutlichkeit willen, wollen wir aber ein jedes Verhältniß jetzo beſonders betrachten.

Dieß fällt uns gleich in die Augen, daß wir uns gegen das höchſte Weſen ſo zu verhalten ſchuldig ſind, wie deſſen Vollkommenheiten, und die Verbindung, worinnen wir durch die Schöpfung und Vorſehung mit demſelben ſtehen, es erfordern. Wir nennen es

An-

Anbethung, Verehrung, Glauben, Dienſt, Liebe; es ſind aber alles nur verſchiedene Arten, wodurch wir die Empfindungen dieſes groſſen und glücklichen Verhältniſſes thätig beweiſen.

Zuerſt wäre d'eß unmög'ich, wenn wir die unendliche Gröſſe und Majeſtät dieſes Weſens lebendig empfinden, (und wie kann ein vernünftiger Augenblick in unſerm Leben vergehen, wo dieſe Empfindung in uns nicht erweckt würde?) daß wir nicht zugleich, von der innigſten Ehrfurcht durchdrungen, ſeine herrliche Majeſtät in Demuth anbethen, daß wir aus der Betrachtung ſeiner unendlichen Vollkommenheiten nicht unſer angenehmſtes und wichtiges Geſchäfft machen, ſie mit Ehrfurcht und Freude nicht laut erheben, und alle unſere Mitgeſchöpfe zu ihrer gemeinſchaftlichen Verehrung mit uns aufrufen ſollten. Dieſes höchſte Weſen gewinnt in ſeiner Seligkeit dadurch zwar nichts, aber das Verhältniß, worinn wir mit demſelben ſtehen, bleibt deswegen unveränderlich. Denn ein Geſchöpf, das von ihm ſelbſt die Vernunft bekommen, dieſe Vollkommenheiten zu erkennen, und dem dieſe Vollkommenheiten alle Augenblicke neue unmittelbare Wohlthaten ſind, und das dieſe Pflicht aus träger Fühlloſigkeit verſäumen könnte, wäre ein Thier; und ein vernünftiges Geſchöpf, das aus den niedrigſten Trieben vor ſeinen ſterblichen Mitgeſchöpfen kriecht, und Tyrannen vergöttert, und das ſich dieſer Empfindungen ſchämen, das ſie bey ſich unterdrücken, das aus niederträchtiger Gefälligkeit ein Zeuge der Verachtung

tung dieſes allerhöchſten Weſens ſeyn könnte, wäre ein Ungeheuer, es wäre ein Verräther ſeines eigenen Schöpfers.

Aber dieß iſt noch nicht unſer ganzes Verhältniß mit unſerm Gotte. Eine Ehre, die bloß in einer unthätigen Bewunderung ſeiner Gröſſe beſtünde, wäre noch eine Entehrung für Ihn. Für eitle Menſchen ſind leere Lobſprüche und demüthige Stellungen Ehre genug; ihre Eitelkeit nimmt damit fürlieb, ihre Gröſſe iſt damit bezahlt; es wäre höchſtens eine Ehre für eine epikuriſche Gottheit, die, ſtolz in ihre eigene Gröſſe vertieft, ſie nicht würdigt zu wiſſen, daß ſie da ſind, ſondern die es den allgemeinen Geſetzen oder dem blinden Zufalle überlaſſen, ob ſie je zur Exiſtenz kommen, und ob ſie ein Inſekt oder ein Menſch werden ſollten. Aber die Erkenntniß eines Weſens, das alle ſeine Vollkommenheiten zur Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe wirkſam macht, muß zugleich noch ganz andre Empfindungen in uns erwecken. Einen Gott, der Sie in jener Ewigkeit ſchon wählte, wie er den Rathſchluß der Schöpfung faßte; der Sie zu einem der erſten Menſchen erwählte; der Ihnen die glücklichſten Fähigkeiten, den durchdringenden Geiſt, den edlen Muth gab; der, wie er Ihre Exiſtenz beſchloß, auch ſchon die glücklichſte Verbindung für Sie wählte; der Sie auf den Schauplatz der Welt rief, wie alles für Sie gleichſam beſonders zubereitet ſchien; der Ihnen einen jeden Tag Ihres Lebens durch neue Beweiſe ſeiner Fürſorge merkwürdig gemacht; der bey der Unvorſichtigkeit

Ihrer

Ihrer Jugend Sie ſo väterlich geleitet; der Sie unter allen Gefahren, denen Ihr männlicher Muth Sie ſo oft ausgeſetzt, ſo gnädig geſchützt; der bey aller Lebhaftigkeit Ihrer Jugend, bey allen den gewaltigen Reizungen, denen ſie ausgeſetzt war, Ihr Herz bewahret, daß Sie die Hochachtung für die Wahrheit und die Tugend nie verloren, daß die Empfindungen von ſeinen Vollkommenheiten, von ſeiner Vorſehung, von der Würde Ihrer Natur, von Ihrer künftigen groſſen Beſtimmung, nie in Ihnen erloſchen, daß es Ihnen noch allemal wichtige, heilige, göttliche Wahrheiten geblieben ſind: Einen ſolchen Gott können Sie nicht ehren, ohne ſeine Liebe durch die lauteſten Empfindungen der Dankbarkeit bey allen Gelegenheiten zu erheben; einen ſolchen Gott können Sie nicht ehren, ohne ihn um ſeinen Seegen bey allen Ihren Unternehmungen in Demuth anzurufen, und ihren Ausgang ſeiner weiſen und wohlthätigen Vorſehung mit Vertrauen zu überlaſſen; einen ſolchen Gott können Sie nicht ehren, ohne ihn zu lieben, ohne ſich ihm ganz zu ergeben, und in der Verſicherung ſeines Wohlgefallens, in Ihrer Vereinigung mit ihm Ihre höchſte Glückſeligkeit zu ſetzen.

Wie könnten aber dieſe Empfindungen bey uns wahr und lebhaft ſeyn, wenn wir uns von dem Verlangen, ſeine weiſen Abſichten, ſeinen heiligen Willen zu erfüllen, nicht zugleich belebt fühlten? Die Aehnlichkeit der Geſinnungen macht allein das Weſen einer vernünftigen Liebe aus, und ohne dieſe iſt alle vorgegebene

gegebene Freude in Gott, alle geſuchte Vereinigung mit ihm, nichts wie Schwärmerey, blinde gefährliche Schwärmerey. In dem freudigen Triebe, ſeinen Willen zu erfüllen, flieſſen alle Empfindungen von ſeinen Vollkommenheiten zuſammen.

Dieſe Erfüllung ſeines Willens würde auch ſchon unſre erſte und heiligſte Pflicht ſeyn, wenn wir auch kein anderes Verhältniß mit dieſem höchſten Weſen hätten, als dieſes, daß er durch die Schöpfung unſer oberſter Herr iſt. Auch bleibt dieſes Verhältniß ewig, und alle Betrachtung ſeiner Güte darf dieſe Empfindung unſerer Dependenz keinen Augenblick in uns ſchwächen. Aber nach der glücklichen Verbindung, worinn wir zugleich mit dieſem unſerm Schöpfer durch ſeine unendliche Weisheit und Güte ſtehen, würde ein blinder Gehorſam, wozu die bloſſe Erkenntniß ſeiner unumſchränkten Herrſchaft uns antriebe, zu niedrig und zu unanſtändig ſeyn. Zu unanſtändig für dieſen Gott; denn ſo dienten wir ihm und einem Tyrannen, aus einerley Bewegungsgründen: Und auch zu niedrig für uns; denn ſo dienten wir ihm bloß als Knechte, denen der Herr die weiſen Abſichten ſeiner Befehle zu offenbaren nicht würdigt. Ein ſolcher Gehorſam würde nie rein, nie vollkommen ſeyn; es könnte noch ein heimlicher Haß des Guten dabey ſeyn; wir würden für eine jede Pflicht einen beſondern Befehl erwarten; unſre Tugenden würden nie die wohlthätige harmoniſche Allgemeinheit haben; wir würden dabey nie die heitere freudige Beruhigung

gung empfinden; ein jeder Verführer würde unſrer vernünftigen Natur ſpotten, und, unter dem Namen göttlicher Befehle, uns ein unnützes beſchwerliches Geſetz nach dem andern aufbürden können. Wie erniedrigend für Menſchen, die Gott gewürdigt ſeinem Bilde ähnlich zu machen! Sehen Sie dieß für kein leeres Wortſpiel an. Es iſt die erſte Urkunde aller Vorzüge Ihrer Natur, der Grund Ihrer ganzen Beſtimmung. Denn Ihre Vernunft iſt die Seine, Ihre Empfindungen ſind Sein unveränderlicher Wille; Ihr Gutes und Sein Gutes, ſind eins: Sein Geſetz und Ihre Natur ſind eins; das Geſetz, das Sie in ſich fühlen, iſt der Abdruck Seiner eigenen allerhöchſten Vollkommenheiten. Das Verlangen, Ihrem Gotte in ſeinen Vollkommenheiten, in ſeiner Liebe zum Guten, ähnlich zu werden, kann alſo Ihrem Gehorſam allein die rechte Würde geben. Und zugleich iſt dieſe Aehnlichkeit Ihre vollkommenſte und ſicherſte Richtſchnur. Bey allen andern Vorſchriften, die Ihnen, unter dem Namen von Heiligkeit oder Geſetz Gottes, gegeben würden, und wovon dieſe Aehnlichkeit nicht der deutliche Grund wäre, wären Sie allemal in Gefahr, verführet zu werden. Der Aberglaube würde Ihnen zu enge, und der Leichtſinn und Unglaube zu weite Gränzen ſetzen; jener würde Ihnen knechtiſche Laſten aufbürden, worunter ihre vernünftige Natur ſeufzte; dieſer würde Ihnen unter dem Vorwande, die Rechte Ihrer Natur zu ſchützen, alles Gefühl für die Tugend nehmen, und Sie bis zur Aehnlichkeit mit den Thieren herunterſetzen. Al-

le übrige Anweiſungen ſind auch zu unbeſtimmt. Erziehung, Gewohnheit, herrſchende Grundſätze der eingeführten Religion, des Wohlſtandes, der Staatsklugheit, können den heiligſten Geſetzen nach und nach ihre Verbindlichkeit nehmen, dem ſchwärzeſten Laſter eine blendende Geſtalt geben, und gegen die grauſamſten Ungerechtigkeiten ſo unempfindlich machen, daß endlich auch ein ſonſt noch nicht verhärtetes Herz ſie ohne Empfindung ausübt, und der unglückliche Sclave ſelbſt, ihrer gewohnt, darüber nicht mehr ſchreyet. Aber bey dieſer Aehnlichkeit mit Gott höret alles Verjährungsrecht der Laſter auf, und Sie ſind dabey vor allen Verführungen des knechtiſchen Fanaticismus und der tyranniſchen Staatsklugheit zugleich geſichert. Und denken Sie nicht, daß dieſe Aehnlichkeit auch noch zu unbeſtimmt ſey; nichts iſt deutlicher. Alle Vollkommenheiten in Gott vereinigen ſich in einer unveränderlichen allgemeinen Liebe zum Guten. Die übrige Natur iſt ſo vollkommen, wie ſie werden kann; an unſern vernünftigen Mitgeſchöpfen können wir dieſe Liebe allein beweiſen; ſeyn Sie alſo wohlthätig wie Gott, mit der Weisheit wohlthätig wie Er, ſo ſind Sie vollkommen, wie Gott vollkommen iſt. Dieſe weiſe Wohlthätigkeit iſt das groſſe Geſetz des Himmels, und das einzige Geſetz hier auf der Erde. Ein einziger Blick in die Schöpfung, eine jede vernünftige Empfindung der Mannigfaltigkeit, der Schönheit und Harmonie der Natur, muß uns davon überzeugen. Ein jeder einzelner Lichtſtrahl faſſet alle mögliche Schönheit der Farben in ſich; die Lilie verdunkelt mit ihrem

blendenden Schmuck allen Pracht der Könige; ein jedes Inſect iſt in ſeiner Art ſo vollkommen, als es nach den Fähigkeiten ſeiner Natur nur ſeyn kann. Aber der Mittelpunct aller dieſer Vollkommenheit iſt der Menſch. Denn der Menſch hat allein die ausgebreitete glückliche Fähigkeit, daß er ſie erkennen, daß er ſie ganz empfinden, und zur Vermehrung ſeiner Glückſeligkeit ganz brauchen kann. Aber der bloſſe einſeitige ſinnliche Genuß kann unmöglich noch der ganze Endzweck dieſer groſſen Beſtimmung ſeyn. So hätte der Menſch dieſe Vorzüge nur, um ein ſo viel unerſättlicher reiſſender Thier zu ſeyn. In ſeiner Vernunft trägt er das erhabne Bild ſeines Schöpfers ſelbſt. Es ſoll ein Gott hier auf der Erde ſeyn; er ſoll alles zu ſeiner Glückſeligkeit beherrſchen, aber er ſoll auch alles zur allgemeinen Glückſeligkeit ſeiner vernünftigen Mitgeſchöpfe anwenden; er hat die Fähigkeit, er hat in jedem Zuſtande das Vermögen hiezu; dieß iſt alſo ſein groſſer Beruf, und wenn er dieſen erfüllt, ſo trägt er das Bild ſeines Schöpfers würdig. Denn durch dieſe allgemeine Wohlthätigkeit iſt Gott ſelbſt nur der Gegenſtand unſerer Anbethung, unſers Vertrauens, unſerer Liebe. Trennen Sie dieſe in ihren Gedanken von ſeiner Gröſſe; ſo ſind alle Ihre Empfindungen gegen ihn todt; Denken Sie ſich ihn aber als einen unendlich weiſen und wohlthätigen Geiſt, ſo iſt Ihre Religion, in ihrer vollen Geſtalt, in Ihnen wieder lebendig. Ein unendlicher Verſtand, eine unumſchränkte Freyheit, eine gränzenloſe Macht; was wäre fürchterlicher? Ich würde mit meinen Gedanken

ken einer ſolchen Gröſſe zu entfliehen ſuchen. In dieſer Unendlichkeit bethe ich nichts, als die Wohlthätigkeit, an. Ich kann nichts anders darinn anbethen. Sie beſtimmet allein von allen Dingen den Werth. Finden wir ſie in einem vernünftigen Weſen, ſo zieht daſſelbe dadurch unmittelbar alle unſere Hochachtung und Liebe auf ſich; finden wir ſie in einem lebloſen Werke, ſo lieben wir darinn den Urheber. Wir ſind auch ſelbſt keiner andern Vollkommenheit fähig. Unſre Vernunft, unſre Fähigkeiten, unſre Erkenntniß, an und für ſich ſind ſie alle gleichgültig, ſie können eben ſo ſehr den Abſcheu der Welt, als ihre Hochachtung, verdienen. Durch eine überlegte Wohlthätigkeit werden ſie allein veredelt. Ohne ſie iſt der Heilige ein Schwärmer, der Weiſe ein Marktſchreyer, der ſchöne Geiſt ein Comödiant, ohne ſie iſt der Held nichts mehr wie ein ſtarker Mann. Aber dadurch, daß der Held die Gröſſe ſeines Geiſtes und ſeines Muths zur Schonung der Menſchlichkeit, zur Erhaltung der Freyheit, zur Beſchützung des Eigenthums, zur Befeſtigung der allgemeinen Ruhe anwendet; dadurch, daß der Weiſe ſeine Scharfſinnigkeit und ſeine Nächte zur Beſtätigung der Wahrheit und Tugend, zur Erfindung nützlicher Wiſſenſchaften und Künſte, zur Bereicherung der Erde, zur mehrern Verbreitung der allgemeinen Bequemlichkeit, der Sittlichkeit, des Wohlſtandes, der Gefälligkeit anzuwenden ſucht; dadurch verdienen ſie allein die Vorzüge einer allgemeinen Hochachtung und Liebe. Auch das allerheiligſte, die Religion und die Tugend, ſind

uns durch dieſe Wohlthätigkeit allein nur heilig. Denn eine Religion, die uns nicht in unſerm Berufe redlich, in unſern Verbindungen getreu, gegen die Obrigkeit gehorſam, gegen Niedrige liebreich, gegen Elende mitleidig, gegen unſere Beleidiger ſanftmüthig, gegen Schwache gelinde, gegen alle wohlthätig macht; eine Religion, die uns nicht lehret, wie wir einen jeden Menſchen in uns ſelbſt empfinden ſollen, und die Liebe unſers Nächſten nicht zur einzigen Probe unſerer Liebe Gottes macht; eine ſolche Religion iſt nichts als Enthuſiasmus, der leereſte, der gefährlichſte, der fürchterlichſte Enthuſiasmus, der die weiſeſten Abſichten Gottes in der Natur zerſtöret, die Würde der Menſchen erniedriget, die heiligſten Bande des geſellſchaftlichen Lebens trennt, Menſchen gegen Menſchen zu Tygern, und die Altäre entweder zu Schaubühnen der Eitelkeit, oder zu den ſchrecklichſten Mordgerüſten macht. Und ſo auch alles, was wir uns unter dem Namen der Tugend gedenken. Tugend, die das Elend der Menſchen nicht mindert, die die Zufriedenheit, die Sicherheit, die Gefälligkeit nicht allgemeiner macht, iſt ein leeres Wort. Die Wohlthätigkeit macht auch ihren ganzen Charakter aus. Ohne ſie iſt Klugheit Argliſt, Freygebigkeit Verſchwendung, Großmuth Wucher, Leutſeligkeit Grimaſſe. Ohne ſie iſt auch die Gerechtigkeit keine Tugend. Nach ihrer wahren Bedeutung, und wenn unſere Leidenſchaften uns billig genug ſeyn lieſſen, die Empfindungen unſers Nächſten allemal mit einem wahren menſchlichen Gefühle nach den unſrigen zu ſchätzen,

ſo daß wir ihm allemal dasjenige erwieſen, was wir nach unſren Empfindungen ihm als einem Menſchen ſchuldig wären; in dieſer Bedeutung wäre ſie der vollkommenſte Inbegriff derſelben. Aber in dem dürftigen eingeſchränkten Verſtande, worinn wir das Wort zu nehmen gewohnt ſind, daß wir nur die Pflichten darunter verſtehen, die der andere als eine Schuldigkeit von uns fodern kann, und die wir, ohne von den Geſetzen beſtraft zu werden, nicht unterlaſſen können, iſt ſie es nicht. In der Societät müſſen wir uns damit behelfen, aber zur Vermehrung der allgemeinen Zufriedenheit und Glückſeligkeit trägt ſie noch nichts bey. Ihre Geſetze ſind nur für die Erhaltung der äuſſerlichen Ruhe, nur wider den muthwilligen Frevel, wider den niedrigſten betrüglichſten Eigennutz, nur wider Böſewichter, die unmittelbar die Ruhe der Geſellſchaft ſtören. Was bin ich alſo, wenn ich nur nicht gegen dieſe Geſetze ſündige? Ich bin kein Räuber, kein Mörder, kein Betrüger; aber dabey kann ich noch der nichtswürdigſte Menſch ſeyn. Dieß iſt die allerniedrigſte Stufe der Menſchlichkeit; unmittelbar darunter bin ich weniger als ein Menſch, ich bin ein Scheuſal, ein Thier, welches die menſchliche Geſellſchaft um ihrer Sicherheit willen einſperren, in Bande legen, zu vertilgen ſuchen muß. Ich ſchade nur nicht; — was für ein ſchändliches Lob für einen Menſchen; — So rühme ich einen Hund, einen zahm gemachten Wolf; und hiemit ſollte ich den ganzen Umfang des Verhältniſſes, worinn ich mit meinen vernünftigen Mitgeſchöpfen ſtehe, die Abſicht der un-

zähligen Fähigkeiten, die mir Gott zur Beförderung ihrer Wohlfart und Freude mitgetheilet hat, erfüllet haben? Dieſe Fähigkeiten, dieß Verhältniß, dieſe Aehnlichkeit der Empfindungen, die ich mit allen gemein habe, fodern unwiderſprechlich mehr, ſie fordern, daß ich gut ſeyn ſoll; und ſo lange ich dieß nicht bin, ſo lange ich in die Empfindungen meines Nächſten nicht hineingehe, und dieſelben wie die meine ſchätze, ſo lange bin ich kein Menſch. Denn ich empfinde nicht wie ein Menſch, ich bin nicht werth, es zu ſeyn; ohne die Abſicht meiner Natur zu erkennen, lebe ich wie ein Thier, nur für mich ſelbſt, und gehe aus der Welt, ohne mich in meinem Leben nur Einer Dankſagung würdig gemacht zu haben; denn dafür, daß ich einem jeden das Seine gelaſſen, darf ich, ohne zu erröthen, keine erwarten. So lange darf ich auch noch mit keiner Freudigkeit an meinen Schöpfer gedenken. Denn daß ich in dieſer eingeſchränkten dürftigen Bedeutung gerecht bin, das bin ich nicht aus Liebe zu ihm, das bin ich aus Eigennutz, aus Furcht vor Schande, vor dem Scharfrichter. Ich kann Gott nicht lieben, ohne ſeine Geſchöpfe zu lieben, ohne an ihrer allgemeinen Wohlfahrt und Freude Theil zu nehmen; dieſe hängt aber allein von der allgemeinen Wohlthätigkeit ab; nehme ich dieſe weg, ſo bleibt nichts wie Eigennutz übrig, wobey das Elend der Menſchen immer gröſſer, immer allgemeiner wird, wo der Mächtigere, der am wenigſten die Geſetze zu fürchten hat, auf den Raub des Schwächern ausgeht, und dem Schwächern nichts, als Betrug und Liſt, zu ſeiner Erhaltung übrig bleibt.

Die wahre Gerechtigkeit bleibt allemal weſentliche Güte, und ſie bekömmt nur den Namen von Gerechtigkeit, wenn ſie von der Weisheit ihre wahre Richtung erhält. Die Gerechtigkeit ſoll alſo die Wohlthätigkeit nicht einſchränken; ſie ſoll ſie nur auf den beſten Endzweck, auf die würdigſten Objecte lenken. Sie ſoll der natürlichen Gutherzigkeit nur den blinden Eigenſinn, die ungerechte kränkende Verſchwendung nehmen; (denn wir könnten auch mit Grauſamkeit wohlthätig ſeyn;) damit die gröſſere Dürftigkeit oder das gröſſere Verdienſt, die das nächſte Recht dazu haben, auch allemal den gröſten Vorzug daran behalten, damit dem nützlichern Verdienſte allemal ſeine unterſcheidende Würde, und der Tugend ihre nöthige Ermunterung bleibe. Und zugleich ſoll ſie dieſe natürliche Gutherzigkeit mäßigen, damit wir mit dieſer Weisheit allezeit wohlthätig ſeyn können; nach dem Bilde Gottes, der die Wohlthaten in der Natur mit eben dieſer Gerechtigkeit austheilet, wie ſie nach der Jahrszeit, nach dem Clima, nach dem Maaſſe der Empfindungen und Fähigkeiten der Geſchöpfe am nützlichſten werden können; der das Inſect und den jungen Raben nicht hungern läßt, aber die beſten Gaben der Natur für den Menſchen wachſen läßt, weil der Menſch die Fähigkeit hat, für ſich am glücklichſten dadurch zu werden, und für die Welt ſich wiederum am wohlthätigſten dadurch zu machen.

Dieſe Güte darf ſich von der ſtrafenden Gerechtigkeit ſelbſt nicht entfernen. Eine gerechte Obrigkeit

verordnet mit eben dem menſchlichen Herzen des Miſſethäters Strafe, womit ſie die Wohlfahrt der übrigen Unterthanen zu erhalten bemühet iſt. Die Strafen braucht ſie als das traurige Mittel nur alsdann, wenn die allgemeine Ordnung und Ruhe mit der Verſchonung des Miſſethäters nicht beſtehen kann, und ſie mißt die Gröſſe derſelben nach dieſem Endzwecke mit der ängſtlichſten Vorſicht ab.

Dieſe durch Weisheit geleitete Güte beſtimmet auch die Selbſtvertheidigung. Auch der Menſchenfreund darf ſich vertheidigen, aber er thut es nie in der erſten lebhaften Empfindung des Schmerzens, den die Selbſtliebe allemal vergröſſert. Er läßt ſeine gereizte Leidenſchaft ſich allezeit erſt wieder abkühlen, ſetzet ſich zuförderſt in des vermeynten Feindes ganze Situation, hört die ruhigen Vorſtellungen, welche die Vernunft zu deſſen Vertheidigung vorbringt, unpartheyiſch an, wiegt die erlittene Kränkung gegen die, welche der Feind durch die Vertheidigung leiden würde, mit ſorgfältiger Gerechtigkeit ab, und freuet ſich, wenn er den vermeynten Feind verſchonen oder ganz losſprechen kann; wenigſtens wird er allemal mit Vergnügen das geringere Unrecht leiden, und, wo die Klugheit und die Erhaltung ſeiner eigenen gröſſern Wohlfahrt es erfordern, ſein Recht allezeit mit dem zärtlichſten Gewiſſen verfolgen.

Mit dieſer von Weisheit und Güte geleiteten Gerechtigkeit zieht auch der Held ſein Schwerdt.

Nur aus Liebe für die gröſſere und die Folgen des Kriegs überwiegende Wohlfahrt, für die Freyheit, für die allgemeine Sicherheit und Ruhe, zieht er es. Seine Thränen miſchen ſich auf dem Schlachtfelde mit dem Blute ſeiner Feinde, und ſo bald der Endzweck erreicht iſt, ſo legt er ſeine Waffen ab, und er iſt wieder der leutſelige, der liebenswürdige Menſchenfreund, der er vorher war.

Dieß iſt unſer Beruf, der edelſte, wozu unſre Natur erhoben werden kann; das einzige Geſetz, das alle andre Tugenden in ſich begreift, das uns allein mit Sicherheit tugendhaft ſeyn läßt, und zu der wahren Aehnlichkeit mit unſerm Schöpfer führet; zugleich das allerheiligſte und verbindlichſte Geſetz, worinn das ganze Verhältniß ſich vereinigt, in welchem wir, nach unſerer Fähigkeit, mit Gott und unſern vernünftigen Mitgeſchöpfen ſtehen; das erſte Grundgeſetz der ganzen Natur, worauf die Ehre des Schöpfers, die Ordnung und Vollkommenheit der ganzen Schöpfung, beruhet. Denn der Zuſtand der Menſchen giebt der ganzen Natur ihre Geſtalt. Wo dieſe glücklich ſind, da leuchten die Weisheit und Güte des Schöpfers überall hervor, da iſt die ganze Natur vollkommen, in allen ihren Theilen noch paradieſiſch ſchön, da werden alle einzelne Geſchöpfe die Werkzeuge einer allgemeinen Vollkommenheit. Aber wo die Menſchlichkeit unter der Tyranney, unter dem harten Stolze, unter dem Drucke verſchwenderiſcher Ueppigkeiten ſeufzt, da trauret auch die ganze Natur, da iſt die

Erde ein Kerker, da blühet ihre Schönheit umſonſt, da iſt ihr Reichthum ein Fluch, da kann man ſie nicht arm genug wünſchen; (denn je mehr Geſchöpfe, je mehr Werkzeuge des Elendes;) da iſt Gott gleichſam verbannet, da ſind alle freudige Empfindungen von ihm erſtickt, die Menſchlichkeit fühlt ſich ſelbſt nicht mehr.

Auf dieſe allgemeine Wohlthätigkeit iſt auch unſre eigene Natur und die ganze Oeconomie der menſchlichen Geſellſchaft eingerichtet. Das Thier braucht zu ſeiner Erhaltung von ſeinen Mitgeſchöpfen keine Hülfe. Sie iſt ſo einfach, daß es alle ſeine Bedürfniſſe für ſich allein finden kann. Eine Höhle, ein Kraut, ein Wurm, dieß iſt alles, was es von dem ganzen Reichthum der Natur genießt; ſeine Begierden reichen auch nicht weiter, und hiezu findet es in ſeinen Gliedern und in ſeinem Inſtincte alle Hülfe, die es braucht. Aber der Menſch, der Herr der Erde, kömmt bloß und hülflos in die Welt, und auf dem Throne, an der Spitze ſeines Heers, bleibt ihm die Hülfe ſeiner Mitgeſchöpfe eben ſo unentbehrlich, als ſie ihm in der Wiege war. Dieß iſt der Beweis von unſerer gröſſeren Beſtimmung. Zu unſerer Glückſeligkeit iſt die ganze Natur beſtimmt; hiezu muß die ganze menſchliche Geſellſchaft gemeinſchaftlich arbeiten, und die allgemeine Dürftigkeit iſt dazu der ſicherſte und wirkſamſte Trieb. Wären wir in Einem Grade weniger dürftig, ſo würden wir auch ſo viel weniger wohlthätig, ſo viel weniger glücklich ſeyn. Wir würden ein-

ander, wie die Thiere, entbehren können; aber arm, wie die Thiere, würden wir auch alle Vortheile der Natur entbehren müſſen.

Die ungleiche Austheilung der Fähigkeiten und Güter hat ſichtbarlich eben dieſe wohlthätige Abſicht zum Grunde. Einerley Maaß würde alle Verbindung unter uns trennen, alle wohlthätige Triebe in uns tödten; die freundſchaftlichſten, die zärtlichſten Empfindungen würden wir gar nicht kennen. Aber durch dieſe weiſe Ungleichheit machen wir zu unſerer gemeinſchaftlichen Vollkommenheit nur Ein Ganzes aus; das ganze menſchliche Geſchlecht Eine Maſchine von Millionen Rädern ungleicher Gröſſe, Einen Leib aus unzähligen Muskeln von verſchiedenen Kräften zuſammen geſetzt, die alle, nach dem Maaſſe ihrer Kräfte und ihrer Verbindung, zur Erhaltung des Leibes nöthig ſind. Hören einige davon auf, ſich zu bewegen, ſo ſtirbt der Leib an Entkräftung; überſchreiten andre in ihrer Kraft das Gleichgewicht, ſo ſtirbt er in Convulſionen. Die kleinſte und gröſte Kraft ſind gleich unentbehrlich; und ſo blindlings ſie ausgetheilet ſcheinen, mit ſo vieler Weisheit ſind ſo wohl das verſchiedene Maaß ihrer Kräfte und Reizbarkeit, als ihre Verbindung unter einander gewählet. Die Austheilung behält der Schöpfer ſich vor; aber die Anwendung überläßt er uns; ſonſt hätte er unſre Würde zu ſehr eingeſchränkt. Denn wohlthätige edle Geſinnungen können durch keine Geſetze beſtimmt werden. Die edelſten würden dadurch in uns gedämpft, und

die angenehmſten uns geraubt werden. Seine Weisheit ſetzte uns nur die niedrigſte Gränze, und konnte uns nur dieſe ſetzen; ſie muß uns aber ſo viel heiliger ſeyn, da dieß ſein ausdrücklicher Wille iſt; denn es iſt die Gränze der Menſchlichkeit ſelbſt. Er fordert von uns nicht, daß wir alle gleiche Fähigkeiten, gleich feine Empfindungen haben, und zur allgemeinen Wohlfahrt äuſſerlich gleich viel beytragen ſollen; er fordert nur redliche Anwendung von dem Maaſſe, das wir empfangen haben; denn dieß iſt dem Ganzen gewidmet. Vernachläßigen, entziehen, ſelbſtiſch verſchlingen ſollen wir von dieſem nichts; das wäre Raub. Alle Glieder können nicht Auge, ſie können nicht alle Herz ſeyn: Aber das Auge ſoll den ganzen Leib erleuchten; deswegen hat es die feinere Empfindlichkeit und die erhabene Stelle; das Herz ſoll den Lebensſaft durch den ganzen Leib auch in die kleinſten Gefäſſe vertheilen; dafür iſt es der edelſte Muskel, hat die Stärke und den Zufluß. Auch hängt die Gröſſe der Sphäre unſrer Wirkſamkeit nicht von uns ab. Glücklich iſt der, der die geſegneten Wirkungen ſeiner Exiſtenz an der Wohlfahrt ganzer Familien ſehen, noch glücklicher, wenn er ſie an der Wohlfahrt eines ganzen Landes ſehen, göttlich glücklich, wenn er zur Erleuchtung, zur Verbeſſerung eines ganzen Zeitalters, zum unmittelbaren Beſten des ganzen menſchlichen Geſchlechts behülflich werden kann. Aber der in der engern niedrigen Sphäre iſt, verliere deswegen den Muth nicht, er ſuche ſich darinn ſo wohlthätig zu machen, als ſeine Kräfte reichen; lange nach ihm hat ſeine Treue, für das Ganze, vielleicht wohlthätigere Folgen, als eine Reihe von unthätigen Königen.

Auch fordert dieſe allgemeine Liebe nicht, daß wir die nähern Verhältniſſe, welche die Natur, der eigentliche Beruf, und die beſondern Verbindungen der Societät, worinn wir leben, uns anweiſen, darüber verſäumen ſollen. Dieſe Verhältniſſe ſollen unſre Menſchenliebe nicht einſchränken und parteyiſch machen, ſondern ſie ſind nur die Anweiſung der Vorſehung, in welcher Ordnung wir ſie zum Beſten der Welt am thätigſten machen können. Unſer Wohlwollen muß, wenn es wirkſam ſeyn ſoll, ſeine beſondern Objecte haben; ohne dieſe würden, bey unſern eingeſchränkten Fähigkeiten, unſre Triebe ſich zu ſehr zerſtreuen, und, wie das Licht des Mondes, alle Wirkſamkeit verlieren. Die allernächſten bleiben uns die, welche die Natur uns ſelbſt gab. Denn da wir mit dieſen durch die ſtärkſten und zärtlichſten Bande verbunden ſind, ſo können wir uns auch um die Menſchheit nicht ſicherer verdient machen, als wenn wir dieſe zuförderſt, durch eine anſtändige Verſorgung und vernünftige Erziehung, zu nützlichen und wohlthätigen Gliedern der Geſellſchaft zubereiten, und durch ſie unſere Geſinnungen und Wünſche, die unſere Schwachheit und kurze Dauer uns nicht erreichen laſſen, nach unſerm Tode noch fortzuſetzen und zu erfüllen ſuchen. Denn was würde die Welt dabey gewinnen, wenn wir dieſe vernachläßigen, und fremde dafür aufſuchen wollten? Ein Vater, der die Pflichten eines vernünftigen Vaters zu erfüllen ſucht, erfüllet daher allezeit die erſte Pflicht, die die Menſchenliebe fordert, und er kann dieſe letztere nicht erfüllen, ſo lange er jene vernachläßiget. Dieß iſt die natürlichſte und

und allererſte Verbindung; dieſer folgen zunächſt unſere Freunde, und dieſen wiederum diejenigen, die wegen ihres vorzüglichen Verdienſtes, oder wegen ihrer vorzüglichen Bedürfniſſe, nach den verſchiedenen Diſtanzen, worinn die Vorſehung uns mit ihnen bekannt macht, auf unſre Achtung oder auf unſre Liebe den meiſten Anſpruch machen. Indeſſen würde unſre eingeſchränkte Fähigkeit uns doch bald wieder zu unwirkſam laſſen. Denn ſo bald wir aus der engern Sphäre unſerer Familie und Freunde heraus wären, würde unſer Wohlwollen, unter der Menge von ſo vielen andern Menſchen, die alle gleich entfernt von uns wären, ſich wiederum zerſtreuen; die Menge ſelbſt würde unſer Zutrauen zu uns ſchwächen, und über der Unſchlüßigkeit, wo wir es am thätigſten machen ſollten, würden wir unzählige Fähigkeiten und Gelegenheiten, die wir alle zum Beſten der Welt brauchbar machen könnten, unthätig verlieren. Aber hier tritt die Weisheit der Vorſehung wiederum ins Mittel, indem ſie unter den Namen von Beruf, von Mitbürgern, von Vaterland, von Glaubensgenoſſen, von Unterthanen, die unbeſtimmte Menge ſo vieler einzelnen Glieder in Ein groſſes Object für unſere Einbildung zuſammen faſſet, durch die Vergröſſerung uns daſſelbe ſo viel näher bringt, und uns zugleich dadurch den Muth wieder giebt, und macht, daß alle dieſe Glieder, die einzeln unſre Kräfte verſchlungen hätten, auch bey dem geringſten Maaſſe unſerer Fähigkeiten, an unſrer Wohlthätigkeit nunmehr wirklich Theil nehmen. Dieſe beſondern Verbindungen ſollen alſo das

Wohl-

Wohlwollen, wodurch wir mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte verbunden ſind, nicht einſchränken; ſie ſollen es ſo viel thätiger machen, und daher müſſen ſie demſelben allezeit untergeordnet bleiben. Auch erſchöpfen dieſe nähern Verpflichtungen niemals unſere Fähigkeiten dergeſtalt, daß wir nicht allezeit noch einen Theil davon dem entferntern Verdienſte oder dem entferntern Bedürfniſſe ſollten widmen können. Wenn wir uns dazu zu erſchöpft und zu dürftig halten, ſo iſt es eigennützige dürftige Fühlloſigkeit; der wahre Menſchenfreund behält immer noch Fähigkeit und Gelegenheit übrig, auch auſſer der Sphäre dieſer nähern Verbindungen, ſeine wohlthätigen Geſinnungen zu beweiſen. Die Liebe zu den Unſrigen darf der Wohlfahrt der ganzen Societät, worinn wir leben, und dem gröſſern Gute nie nachtheilig werden; die Liebe des Vaterlandes darf die Gerechtigkeit, die wir allen Menſchen ſchuldig ſind, nicht kränken. Allgemeine Groſsmuth und Menſchenliebe, mit Vernachläßigung der nähern Verpflichtungen, wäre irrende Ritterſchaft; aber Kränkung der allgemeinen Gerechtigkeit und Menſchenliebe, unter dem Vorwande von Freundſchaft und Liebe des Vaterlandes, wäre Eigennutz, Betrug und Raub. Denn die Gerechtigkeit und allgemeine Menſchenliebe bleiben die heiligſte Gränze; und hierüber ſind ſich die Empfindungen aller Menſchen gleich. Denn ſo wie wir zu unſerer gemeinſchaftlichen Erhaltung einerley Sinne, und einerley Maaß von Sinnen haben, nach welchem wir das Geſicht und das Gehör eines jeden andern Menſchen mit Sicherheit nach den unſrigen

gen beurtheilen, obgleich die feinern Grade in einem jeden verſchieden ſind; ſo haben wir auch alle in unſerer moraliſchen Natur, ungeachtet der verſchiedenen zärtern und mattern oder trägern Empfindungen, einerley allgemeines Maaß von Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, nach welchem wir die Kränkungen und das Vergnügen unſerer Nebenmenſchen mit eben der Sicherheit nach den unſrigen allemal abmeſſen können. Ein göttliches Maaß, mit unendlicher Weisheit und Liebe gemeſſen, wobey wir ſelber nie verlieren können; denn wir bleiben immer ſelber der Richter, unſre eigene Empfindungen, unſre Richtſchnur; ein Maaß, das uns gegen unſern Nächſten nie ungerecht werden läßt, ſondern in allen möglichen Fällen unſer Verhalten mit der zuverläßigſten Beſtimmung uns anweiſet. Denn wo der Fall für die ſichere Entſcheidung der Vernunft zu verwickelt ſeyn, wo die Eigenliebe uns verblenden, oder der groſſe Unterſchied des Standes, oder eine herrſchende Gewohnheit, herrſchende falſche Grundſätze, uns die Gränzen dieſer Wohlthätigkeit und unſrer Selbſtliebe nicht genau genug erkennen laſſen möchten, da ſind wir auf einmal geſichert, ſo bald wir uns mit unſern Empfindungen in die Stelle unſers Nächſten ſetzen, und da wird es uns nie mehr möglich ſeyn, ſeine Niedrigkeit oder Schwachheit zu misbrauchen, und ſeine Ruhe, ſeine Zufriedenheit und Freude zum Opfer unſrer Ueppigkeit, unſers Stolzes, oder unſrer Wolluſt zu machen. Dieß iſt unſer groſſes Geſetz, welches wir aber noch nicht als die höchſte Stufe unſerer Vollkommenheit anſehen können. Es bewah-

bewahret uns nur, daß wir nicht ungerecht, nicht unmenſchlich werden. Aber wir können darüber gehen; denn wir können unſere Empfindungen erhöhen, wir können ſie zu verfeinern, zu veredeln ſuchen; und je mehr der Menſch mit Weisheit darüber geht, je mehr veredelt er ſeine eigene Natur, je ähnlicher wird er ſeinem Schöpfer, ein Gott in Vollkommenheit, ein Gott in ſeiner eigenen Seligkeit. Denn ſo viel er, aus dieſem edlen Triebe, ſeiner Ruhe, ſeinen Vortheilen, und ſeinem ſinnlichen Vergnügen entzieht, ſo viel gewinnt er auch an dieſem edlern Vergnügen, weil ſeine Empfindungen alsdann, um es zu ſchmecken, auch ſchon ſo viel mehr erhöhet ſind. Nur können wir, ohne die Menſchlichkeit zu verläugnen, nicht darunter bleiben. Denn was wäre unnatürlicher, da wir in unſerm Nächſten eben die Rechte, eben die Empfindungen erkennen, wenn wir uns gegen ihn nicht auch eben ſo verhalten wollten, als wir von ihm forderten, daß er ſich gegen uns bewieſe?

Hier ſehen wir uns auf einmal in der Schule des größten Menſchenfreundes, unſers Erlöſers. Denn eigentlich iſt dieß ſein Geboth. Die Natur hat es allein nicht gewagt, daſſelbe zu einem ausdrücklichen Geſetze zu machen. Sie räth es, ſie preiſet es, ſie bewundert es, aber mit ihrem Geſetze wagt ſie es nicht, über die Gränze der Gerechtigkeit, zu dieſen höhern Pflichten zu gehen; es fehlt ihr an zureichenden Ermunterungen und Vergeltungen. Es geht deswegen auch kein Geſetzgeber weiter; auch Moſes nicht. Er

bleibt bey dem Verbotte der wirklichen Kränkungen ſtehen, und hierzu waren unmittelbare Strafen hinreichend; daher heißt es auch, daß ſein Geſetz tödte, daß es nur Zorn anrichte. Dieß höhere Geſetz der Liebe war dem erleuchtetern Zeitpunkte aufbehalten, da zugleich die höhere Beſtimmung der Menſchen und die Unſterblichkeit ihre volle Erleuchtung bekommen ſollte; und ſo bald wie dieſe durch dieſen göttlichen Lehrer ans Licht gebracht wurde, da konnte, da mußte ſie auch die Sittenlehre veredeln, und die Liebe, deren Natur eigentlich keines Gebotts fähig iſt, als ein Gebott befohlen werden. Die Grade und Stuffen beſtimmet er nicht; ſonſt hätte er die Würde und die Wohlthätigkeit dieſes Geſetzes zu ſehr eingeſchränkt. Empfindungen und Triebe, die aus Liebe kommen, können durch keine Geſetze beſtimmt werden. Aber die unterſte Stufe dieſer Liebe, daß wir uns allemal unſern Empfindungen gemäß gegen andere verhalten, dieß iſt nunmehr Geſetz, auch für unſere Vernunft jetzt ein wahres Geſetz. Denn da auch die Vernunft in dieſem vollkommneren Lichte zu der deutlichern Gewißheit der Unſterblichkeit gekommen iſt, die der bloſſen Vernunft, auch wenn Cicero den Plato in Händen hatte, nur Wunſch war; ſo iſt es auch jetzt für unſere Vernunft ein wahres Geſetz, wovon kein Stand, kein beſonderer Beruf, keine Staatsklugheit, eine Ausnahme machen können; und der Regent, der ſich das Recht nähme, eine Ausnahme dagegen zu machen, wäre ein Tyrann, der Held ein Mörder, der Rathgeber ein Machiavell, ein Verräther des menſch-

lichen Geſchlechts, und ſeines Helden zuerſt. Dem Regenten, dem Helden, iſt nichts erlaubt, was dem Menſchen nicht erlaubt iſt; denn ſie hören beyde nie auf, unter Gott zu ſeyn. In die traurige Nothwendigkeit können ſie kommen, daß ſie Böſes zulaſſen müſſen, aber nur wie Gott; nur da, wo die Erhaltung der gröſſern Wohlfahrt es unvermeidlich macht: Aber dieſe gröſſere Wohlfahrt darf nie der Vorwand des Ehrgeitzes, der Herrſchſucht, oder anderer eigennützigen Abſichten werden. Ein Cyrus, ein Marc Aurel, ein Heinrich IV, ein Guſtav Adolph beweiſen, daß ſich auch Länder nach dieſen Grundſätzen mit Sicherheit regieren laſſen, und Sülly machte ſeinen König gröſſer, als der Italiäner ſeinen Borgia je gemacht hat.

Dieß iſt unſre Religion; die Liebe Gottes, die ſich in einer allgemeinen Wohlthätigkeit und Menſchenliebe thätig macht. Sehen Sie dieſe Religion nicht als zu eingeſchränkt und zu dürftig an, die unſern übrigen unordentlichen Begierden noch zu viel Raum laſſe, und die Pflichten, die wir als vernünftige Geſchöpfe gegen uns ſelbſt zu beobachten haben, zu ſehr hindanſetze. Wir haben allerdings auch Pflichten, die ſich unmittelbar auf uns ſelbſt, und auf unſre eigene vernünftige Natur beziehen, und die zu unſrer Religion eben ſo weſentlich, wie jene, gehören. Und es iſt nichts als ein verführeriſches Wortſpiel, wenn der Verfaſſer des ſchon ſo oft genannten Buchs, in dem Art. Vertû, nur allein den unmittelbaren geſellſchaft-

lichen Pflichten den Namen der Tugend zuerkennet, alle übrigen aber, mit den phantaſtiſchen Tugenden des Fanaticismus vermiſcht, davon ausſchließt, oder ihnen höchſtens den bequemern Namen der Klugheit beylegt. Zwar wenn ich erſt alle Vorſehung gefliſſentlich verdächtig gemacht, und in der Natur keine Abſichten des Schöpfers erkennen will, da hören freylich alle Pflichten gegen mich ſelbſt und ihre Verbindlichkeit auf; da kömmt es nur auf Vorſicht und Klugheit an: Aber warum da nicht auch lieber offenherzig die Verbindlichkeit aller Tugenden überhaupt geläugnet? Denn ſo ſind Verbindlichkeit und Tugend beydes ein Paar leere Wörter; wer die Sprache verſteht, weiß doch, daß ſie nichts als Eigennutz bedeuten. Wenn ich aber ein weiſes Weſen als den Schöpfer der Welt erkenne, ſo iſt es nothwendig für mich eben ſo verbindlich, daß ich meiner vernünftigen Natur gemäß lebe, als daß ich mich denen Verhältniſſen gemäß verhalte, worinn ich mit meinen vernünftigen Mitgeſchöpfen ſtehe. Denn wie könnte dieß allerhöchſte Weſen, nach ſeiner unveränderlichen Liebe zum Guten, meine Vollkommenheit, ſo weit er mir die Fähigkeit dazu gegeben, weniger, als jener ihre, wollen? Eine Religion demnach, die dieſen Pflichten eine mindere Würde und Verbindlichkeit beylegte, wäre allerdings ſehr dürftig und unvollkommen. Aber ſehen Sie die Wohlthätigkeit aus ihrem wahren Geſichtspunkte an, ſo iſt ſie es, die alle unſere Fähigkeiten nach der Beſtimmung unſrer Natur am glücklichſten ausbildet. Alle andre Grundſätze, die wir dagegen annehmen könn-

könnten, oder die ſich der Aberglaube als heiliger aus- gedacht hat, führen von der wahren Gröſſe der Seele ab, laſſen ihre edelſten Fähigkeiten unausgearbeitet, machen niedrig, eingeſchränkt, phantaſtiſch, und ma- chen Gott ſelbſt zu einem eigenſinnigen phantaſtiſchen Weſen. Nur dieſe allein läſſet Sie den Schöpfer, als den Vater der Natur in ſeiner anbethenswürdig- ſten Gröſſe, in ſeiner unendlichen Liebe zum Guten ſehen; und indem ſie Sie zu dem liebenswürdigſten Menſchenfreunde macht, ſo bildet ſie zugleich in Ihnen alle die reinen und edlen Geſinnungen aus, welche die Religion nach der Würde Ihrer Natur von Ih- nen fodert. Ja, wenn dieſe Tugend, nach der über- aus bequemen Sittenlehre dieſes Buchs, nur in ein- zelnen Handlungen beſtünde, nach welchen auch ein Nero und Alexander VI. tag- und ſtunden-weiſe tu- gendhaft ſeyn können; wenn ſie nur in eigenſinnigen Launen, nur in den kahlen dürftigen Gutthaten be- ſtünde, die das natürliche menſchliche Gefühl uns ab- zwingt, wenn unſer Stolz, unſer Eigennutz, und un- ſere Ueppigkeit völlig ſatt ſind. So wäre nichts dürf- tiger, als eine ſolche Religion; denn ſo könnte ſie auch in dem ſchwärzeſten, unreineſten und niedrigſten Her- zen ſeyn. Aber ſo wäre auch Vernunft im Tollhauſe. Bey der wahren Religion und Tugend hat ſo wenig, wie bey der Vernunft, eine Berechnung Statt, da die Summe einzelner nicht zuſammenhängender Hand- lungen endlich Tugend ausmachte. Religion oder Tugend iſt ihrer Natur nach Eins, wie die Vollkom- menheiten in Gott Eins ſind; ihre Anwendung iſt

verſchieden, aber ihre Natur beſteht in der einfachen unveränderlichen Liebe zum Guten. Dieſe Wohlthätigkeit würde daher auch noch zu eingeſchränkt ſeyn, wenn ſie auch in den wirklich großmüthigen, und aus einer wahren Menſchenliebe entſpringenden reichen Freygebigkeiten allein beſtünde, womit wir unmittelbar das Elend unſrer Nebenmenſchen hindern, und die Zufriedenheit und Freude unter ihnen allgemeiner zu machen ſuchen. Dieß göttliche Bild prägt ſich in keinem Golde aus. Es bleibt unſre heiligſte Pflicht, daß wir unſre wohlthätigen Geſinnungen auch auf dieſe Art, ſo viel wir können, thätig zu machen ſuchen; und glücklich iſt der, der alle ſeine Wünſche hierinn erfüllen kann. Aber zur wahren Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt würde dieſe Wohlthätigkeit allein, auch bey königlichen Freygebigkeiten, noch zu eingeſchränkt ſeyn. Weichherzigkeit, Eitelkeit und Eigenſinn könnten ſie noch ungerecht machen; es könnten noch ſolche Geſinnungen und Leidenſchaften dabey herrſchend bleiben, wodurch die Ordnung und Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft immer noch mehr gekränkt würde, als ſie durch jene gewönne. Das wahre Wohlwollen iſt von ausgebreiteter Natur, es beſteht in einer allgemeinen Liebe zum Guten. Dieſer Geſinnung ſind alle Einrichtungen, die Gott zur Beförderung und Erhaltung der allgemeinen Vollkommenheit in der Natur gemacht hat, gleich heilig; auch die Einrichtung unſrer Natur, alle unſre Fähigkeiten und Kräfte heilig; denn der Grund iſt die Liebe Gottes. Wo aber Gott in einer Seele wohnet, wo Gott der erſte und herrſchende Gedanke

danke iſt, da iſt der Trieb, durch die Erfüllung ſeiner weiſen und gütigen Abſichten ihm ähnlich zu werden, auch allgemein. Halten Sie dieß für keinen enthuſiaſtiſchen Ausdruck. Ein jeder Menſch muß Einen herrſchenden Gedanken haben, welcher der Trieb und die Richtſchnur aller ſeiner übrigen Gedanken iſt; und je gröſſer, je edler dieſer iſt, je gröſſer iſt der Menſch. Aber was könnten wir an die Stelle des Gedankens von Gott für einen andern ſetzen, der die Seele mit gröſſern Geſinnungen, mit edlern und mächtigern Trieben erfüllte? Ein jeder andrer herrſchender Gedanke iſt der wahren Gröſſe der Seele gefährlich, benimmt der Vernunft ihre Heiterkeit, verrückt alle Dinge aus ihrem rechten Geſichtspunkte, ſetzet ſie in ein falſches Licht, verſtellet ihren Werth, ſtöret die Ruhe der Seele, nähret die Unordnung der Leidenſchaften. Nur dieſer iſt allein die wahre Quelle der Vernunft und des Muths, leitet die Vernunft im Cabinette, ſtärkt den Muth an der Spitze des Heers, läßt ihn in keinen Widerwärtigkeiten ſinken, bemächtigt ſich der Leidenſchaften, daß ſie nicht aus ihrem Gleichgewichte kommen, und erhält den Menſchen in ſeiner Würde. Ein jeder andrer herrſchender Gedanke zerſtreuet auch die Seele, und indem er ihre Aufmerkſamkeit und Kräfte auf die eine Seite hinzieht, wird ſie an der andern ſo viel ſchwächer, niedriger, kleiner. Nur dieſer iſt, wie die Allgegenwart Gottes ſelbſt, die durch ihren mächtigen Einfluß in der Natur alles erhält, ſtärkt, ohne ihre Bewegung im geringſten aufzuhalten oder zu ſchwächen. Dieſer Gedanke allein giebt der

Seele die heitre Ruhe, daß ſie ihre Kräfte auf alle Vorfälle mit gleicher Aufmerkſamkeit wenden kann, hält ſie in ihrer rechten Richtung, und bildet den immer gleich groſſen Mann. Auch dürfen wir nicht fürchten, daß dieſer Gedanke finſter oder ſchwermüthig mache; ſo kennten wir Gott noch nicht recht. Seine Gegenwart dämpft keine vernünftige Freude; er macht allein erſt fähig, die Wohlthaten der Natur und die übrigen Vorzüge des Lebens recht zu genieſſen. Dieſen Gedanken können wir in allen Ergötzungen mitnehmen; wir müſſen ihn mitnehmen; der allein macht alle unſere Freuden ſicher, und läßt keine Geſinnungen aufkommen, welche die Würde unſerer Natur erniedrigen, und unſerer wahren Vollkommenheit gefährlich werden könnten. Und je bekannter wir mit dieſem Gedanken werden, je mehr er uns gegenwärtig iſt, je näher kommen wir der glücklichen Fertigkeit, daß ein jeder Blick in die Natur, in den Lauf der Welt, in die Geſchichte unſers eigenen Lebens, uns die Weisheit und Güte Gottes immer ſichtbarer macht, und dieſe Empfindungen endlich zu dem ſeligen Affecte der Liebe erhöhet, dem nichts heiliger, als der Wille und die Abſichten Gottes, iſt, und der alle Geſetze in Trieb verwandelt, an der Erfüllung ſo wohlthätiger Abſichten mit zu arbeiten, und ſie an uns und unſern vernünftigen Mitgeſchöpfen, ſo viel wir Kräfte haben, zu verherrlichen. Und dieß iſt die Wohlthätigkeit; der ſich beſtändig gleiche wirkſame Trieb, alle unſre Fähigkeiten und Kräfte, nach der Abſicht Gottes, dem gemeinen Beſten der Welt zu widmen, und zur Beförde-

förderung der Wahrheit, der Tugend und Zufriedenheit unter den Menſchen, ſo viel wir können, behülflich zu werden. Sollte ſie aber nun auch noch zu eingeſchränkt ſeyn, als daß ſie Religion ſeyn könnte? Wir mögen ſie entweder als die groſſe Hauptpflicht anſehen, welche die Liebe Gottes von uns fodert, oder wir mögen ſie als den glücklichen Trieb anſehen, den ſie ſchon in uns gewirkt hat; ſo muß unſre Seele nothwendig allemal zugleich die Ausbildung bekommen, welche die reinſte Sittenlehre uns vorſchreibt; ſo werden uns alle Einrichtungen in der Natur, welche die Weisheit Gottes zur Erhaltung der allgemeinen Ordnung gemacht hat, heilig ſeyn; ſo werden wir alle unſre Fähigkeiten, unſre Geſundheit, unſer Leben, als ein heiliges Pfand, wie Plato ſagt, als ein Eigenthum Gottes anſehen, das wir zur Erfüllung ſeiner wohlthätigen Abſichten, ſo lange ſeine Weisheit es dazu gebrauchen will, ſchuldig ſind zu erhalten; und ſo wird die Mäßigkeit, und das Vertrauen, das die Welt zu unſern Geſinnungen hat, uns ein eben ſo heiliges Geſetz, als die Wohlthätigkeit ſelbſt, ſeyn, die jetzt nicht mehr Pflicht, ſondern herrſchende Leidenſchaft iſt, unter welche alle übrige Kräfte und Neigungen ſich willig ordnen, und die unſre eigene Vollkommenheit und Glückſeligkeit uns unendlich mehr verſichert, als wenn wir dieſe ſelbſt zum erſten Grundtriebe unſerer Handlungen machen wollten, mit der wir allemal in Gefahr wären die Erfüllung unſrer ſinnlichen Begierden zu vermengen, und wovon unſre Geſundheit, unſer Vertrauen bey der Welt, und unſere Ruhe das erſte Opfer würden. Denn eine jede

andre Leidenſchaft iſt unerſättlich, und reißt alle Seelenkräfte zu ſich, verführet, blendet, erhitzt, ehe die Vernunft Zeit gehabt, ſich zu beſinnen, überraſcht das beſte Herz, daß es ſich nie, als in einer zu ſpäten Reue, zeigen kann, macht das edelſte ſelbſtiſch, klein, das weichſte hart, das großmüthigſte grauſam, und läßt von der ganzen Philoſophie nichts, als ungefühlte Declamationen und prächtige Theaterſprüche, und von der Tugend nichts, als einzelne Handlungen, übrig, die nie weiter gehen, als der Eigennutz es zuläßt, oder das Temperament ſie treibt, und allemal ſo viel gutes hindern und ſtören, als anrichten. Nur dieſer Trieb iſt allein ſicher, und giebt der Seele das Harmoniſche, das allein den groſſen und tugendhaften Mann bildet; er erwärmt das Herz, und erhält die Vernunft kühl, und unter ihm kommen alle übrige Neigungen, die Liebe zum ſinnlichen Vergnügen, zur Ueppigkeit, zur Ehre, von ſelbſt in ihre Ordnung. Denn er iſt jetzt nichts, als veredelte Selbſtliebe, der alle übrige Leidenſchaften ſich willig unterwerfen; die für ſich die Wirkſamkeit des lebhafteſten Affects behält, auch allen übrigen das Reizende und Angenehme, ſo lange es wahr und ſicher iſt, läßt, und ſie mit ruhiger Vernunft leitet, daß ſie die Gränzen der Ordnung, wodurch Gott die allgemeine Wohlfahrt der Welt hat ſichern wollen, nicht überſchreiten können. Die einzige glückliche Leidenſchaft, die wir ohne Einſchränkung, und allezeit mit völliger Sicherheit, genieſſen können; die immer neue Reizungen bekömmt, und zu ihrer Befriedigung immer reich genug iſt; die nie an ſich denkt,

nur für andre bekümmert iſt, und ſich allezeit zuerſt belohnet; die ſich nie genug thut, nie ſatt wird, und die Seele immer in der heiterſten Ruhe erhält; ſich oft betrübt, und in der Betrübniß die ſanfteſten Freuden fühlet; das Elend der ganzen Welt fühlet, und nie finſter, nie mürriſch wird; die ganz menſchlich iſt, und der Gottheit immer ähnlicher macht, unermüdet für die Welt arbeitet, und die Seele immer in dem Gefühl ihrer höhern Beſtimmung erhält. Wenn ein Gott iſt, ſo iſt dieß die Religion, die vollkommenſte, die die Vernunft ſich denken kann, die Gott fodern kann; die einzige, die uns Gott ähnlich, gegen andre wohlthätig, uns ſelbſt vollkommen, zufrieden, glücklich machen kann; die einzige, die ſich für alle Zeiten, alle Himmelsgegenden, alle Menſchen, alle Stände und Fähigkeiten paſſet; die alle menſchliche Einrichtungen in ihrer Ordnung erhält, ihre Verbindungen befeſtigt, ihre Unvollkommenheiten mindert; die in ihren einzelnen unvollkommenen Ausübungen noch die einzige Quelle des Guten hier auf der Erde iſt; die einzige Religion, die auch im Himmel, in der Ewigkeit unſre Religion ſeyn, die ewig unſre Seligkeit vermehren wird, und die, wenn unſre Schwachheit ſie uns hier ſchon vollkommen ausüben lieſſe, auch ſchon den Himmel auf die Erde bringen würde.

Dieß iſt alſo gewiß unſre Beſtimmung. Aber wie weit geht ſie; iſt ſie allein auf dieſe Erde eingeſchränkt, oder geht ſie in die Ewigkeit hinaus? Dieſe Alternative wird uns hier wieder von neuem äuſſerſt wich-

wichtig; denn wenn wir hierüber keine beruhigende Entſcheidung hätten, ſo wäre dieſe ganze Beſtimmung nichts, als eine ſchöne Chimäre. Und geſetzt, daß ihre Entſcheidung in unſer Verhalten gar keinen Einfluß hätte, ſo würde ſie uns wegen der ganzen Faſſung unſrer Seele dennoch unmöglich gleichgültig ſeyn können. Wo iſt der Menſch, dem ſie es ſeyn könnte? Einem Bolingbroke iſt ſie es nicht; St. Evremond wird dabey ernſthaft. Geſetzt, ſie hätte nur den geringſten Schein von Wahrſcheinlichkeit, nur den Schein von Möglichkeit: — Unmöglich kann ſie die Vernunft mit allen Sophismen wenigſtens nicht machen. Wie könnten wir uns eine Sache als unmöglich denken, ohne die wir uns keinen Gott, keine Vorſehung, in der ganzen Natur keinen vernünftigen Endzweck denken können? Und wenn wir uns alles wegdächten, ſo blieben wir uns ſelbſt übrig, unſre Wünſche, unſre Fähigkeiten, unſre Begierden, unſre Frucht: —

Aber ich will hiervon nichts wiederholen. Ich will dieſe Verſicherung von der Ewigkeit hier nur in der Verbindung mit der Rechtſchaffenheit, als das zweyte weſentliche Stück der Religion, betrachten.

Nach jener Beſtimmung ſollte Gott unſer wichtigſter Gedanke, die freudige Erfüllung ſeines Willens unſer groſſer Beruf, unſere gröſste Vollkommenheit ſeyn, dem wir alle unſere Fähigkeiten und Neigungen widmen ſollen. Ja wenn eine Ewigkeit für mich iſt, ſo iſt nichts gröſſer, nichts wahrer, als dieſe Beſtimmung;

mung; ſo koſte ihre Erfüllung meine angenehmſten Begierden, ſie fodre die größten Verläugnungen, ſie fodre mein Leben. Aber iſt dieſe Hoffnung nichts; Philoſophen, die ihr ſie für nichts, als einen ſüſſen Traum haltet! ſo bekenne ich beherzt, daß ich gleich euer ganzes Syſtem annehme. Dann ſehe ich meine Beſtimmung aus einem ganz andern Geſichtspunkte an; ich werde ein ganz andres Geſchöpf in meinen Augen, ich bekomme ganz andre Verhältniſſe, andre Neigungen, andre Bewegungsgründe; und die Religion, die mir noch eben itzt ſo wahr war, wird mit meiner Natur offenbarer Widerſpruch.

Mein Verhältniß gegen Gott höret erſtlich ganz auf. Ich kann den Gedanken von ihm nicht mehr erhalten, ich muß aufhören ihn zu denken, oder ich denke Läſterung. Ein Gott, der ſeine Geſchöpfe nicht liebt; — der ſie die Vollkommenheiten nicht erreichen läßt, wozu er ihnen die Fähigkeit gegeben; — der ihnen einen Trieb zur Ewigkeit gegeben, und ſie dahin nicht kommen läßt; — ein Gott, der von ſeinen vernünftigen Geſchöpfen nicht gekannt ſeyn will; — ein contradictoriſcher Gott, der die menſchliche Geſellſchaft ſo eingerichtet, daß ſie nur durch eine allgemeine Wohlthätigkeit beſtehen kann, und einzeln alle Glieder zum größten Eigennutze gezwungen; — der mich mit Vernunft und Freyheit und mit einem Gefühle von Moralität erſchaffen, und um meine Handlungen ſich gar nicht bekümmert: — Was bleiben mir hier für Verhältniſſe übrig? Was ſoll ich für ein Weſen thun, das von mir nicht

nicht gekannt ſeyn will, und was könnte ich für einen Trieb bey mir fühlen, einem Weſen ähnlich zu werden, dem ich alle moraliſche Vollkommenheit abſprechen müßte? Dankbarkeit, Vertrauen, Gehorſam, Liebe, alles höret auf; eine todte Bewunderung ſeiner Unendlichkeit bleibt, aber einer Unendlichkeit, wobey ich nichts mehr denken kann.

Und hiermit ändert ſich zugleich meine ganze übrige Beſtimmung. Mein Nächſter! — Dieß bin ich jetzt, ich mir alles, ich mein einziger Bewegungsgrund. Gerecht werde ich bleiben, aber nur im ſtrengſten Verſtande; Wohlthätigkeit, Menſchenliebe, Mäßigung; — Verbindlichkeit erkenne ich dagegen nicht: ich ſehe mich als den Mittelpunkt von allem an, was um mich iſt. Ich will wohlthätig ſeyn, aber nur ſo lange meine Selbſtliebe nichts darunter leidet; dieſe bleibt das erſte Geſetz meiner Natur, und was dieſe am wenigſten kränkt, was ſie am meiſten befriedigt, was mir die wenigſte Unruhe, das meiſte Vergnügen macht, das iſt mein höchſtes Gut, und hierinn hat keines vor dem andern einen Vorzug. Varro zählte zweytauſend verſchiedene Meynungen davon, er hätte noch weit mehr ſammlen können. Ohne Ewigkeit hat ein jeder Menſch ſein eignes. Denn wo kein völlig überwiegendes Gut iſt, (und dieß iſt die Ewigkeit allein,) da iſt einem jeden die Erfüllung ſeiner herrſchenden Neigung ſein höchſtes. So ſind wir alle ſo viel verſchiedene Inſecten, wovon ein jedes ſeine beſondre Aaßung hat, und hier iſt die Made im faulen Fleiſche ſo glücklich,

lich, als die Biene auf der Roſe. Sinnliches Vergnügen iſt dem, der es zu ſchmecken weiß, immer Vergnügen, und ſo lange es gegenwärtig iſt, wahres Vergnügen, und wo ich kein beſſers weiß, iſt es mir das beſte, auch da noch das beſte, wo das gröſſre mir zu viel Mühe koſtet.

Ich läugne deßwegen den Werth der Tugend nicht; noch weniger werde ich einen Epictet für einen Enthuſiaſten halten, nicht mehr als den, der in eine reich beſetzte Tafel ſein höchſtes Gut ſetzt. Epictet wird vielleicht mit keinem Apicius tauſchen; aber Apicius wird ſich auch keine Auſter entziehen, um ein Epictet zu werden. Es kömmt hier auf die verſchiednen Neigungen an. Dem einen iſt ſeine ſtille Ruhe, dem andern das Geräuſch der Welt, jenem eine Stelle an einer wollüſtigen Tafel, dieſem eine Stelle in der Zeitung, ſein höchſtes Gut, und der eine hat ſo wenig ein Recht, des andern Geſchmack zu tadeln, als dem einen die Pfirſche, und dem andern die Traube angenehmer iſt. Epikur fand in ſeinen Gärten in einer ſanften wollüſtigen Stille ſein höchſtes Gut; bey ſeinem kränklichen Leibe hatte er keine lebhaftere Leidenſchaften; aber würde er es allen ſeinen Schülern auch beredt haben, daß es das ihrige ſey? Spinoza war eben ſo wenig ein laſterhafter Mann, er ſuchte in der ſtillen Ruhe des Studirens ſein Vergnügen; aber er hätte es nach ſeinen Grundſätzen ſicher ſeyn dürfen, wenn er heftigere Neigungen gehabt hätte. Eben ſo wenig würde ich auch die Tugend ganz aufgeben, und

mit

mit Verläugnung der Ewigkeit anfangen, ein Böſewicht zu werden. Warum ſollte ich die Tugend haſſen? ſie wird mir immer gefallen. Die Natur der Dinge bleibt, was ſie iſt; aber die bloße Natur der Dinge hat für mich keine Verbindlichkeit, wenigſtens die nicht, daß ich meiner höhern Glückſeligkeit deßwegen etwas entzöge. Ich bleibe mir, auch nach der Natur der Dinge, allemal der Nächſte; welches Geſetz könnte mich zwingen, dieſen erſten Trieb meiner Natur zu verläugnen? Ich würde Gott nicht hören, wenn er es von mir fodern könnte. Wenn keine Ewigkeit iſt, oder wenn kein Gott iſt, (denn dieß läuft auf eins hinaus,) ſo kömmt alles darauf an, daß ich mich hier wohl befinde. Kann ich dieſen Endzweck durch die Tugend erreichen, ſo werden Großmuth, Menſchenliebe, Mäßigung allemal ihren Werth für mich behalten; aber nur ſo weit, als meine herrſchenden Neigungen viel oder wenig darunter leiden, nur in dem Maaße, als ich durch eine glückliche Diſpoſition zu jenen edlern Empfindungen mich geneigt fühle. Aber wo meine ſinnlichen Neigungen ſo heftig wären, daß ich ohne deren empfindliche Kränkung nicht tugendhaft ſeyn könnte, da würde ich mich dieſen ruhig überlaſſen. Denn, wenn ich nur für dieſes ſterbliche ſinnliche Leben gemacht wäre, wie könnte ich es mir da zu einer Pflicht machen, gegen die Natur meiner ſinnlichen Empfindungen zu handeln, und wo ſollte ich die Stärke hernehmen, mein höchſtes Gut zu verläugnen, ohne daß ich etwas dagegen zu hoffen hätte?

Man ſagt mir, das ſinnliche Vergnügen ſey unvollkommen, vergänglich, und unſicher. Dieß weiß ich; aber in einem unbeſtändigen Leben, wie dieß irdiſche iſt, in einer Welt, die ihrer ganzen Natur nach vergänglich iſt, da erwarte ich kein vollkommenes beſtändiges Gut, da iſt dasjenige das beſte, welches mir die wenigſte Unruhe und dieſe Unvollkommenheit am erträglichſten macht; und deſtomehr einen jeden gegenwärtigen angenehmen Augenblick genoſſen! Wenn mit dieſem Leben alles aus iſt, ſo iſt mir die Tugend kein zuverläßiger Mittel der Glückſeligkeit. Selbſt die innere Zufriedenheit iſt nach Proportion der tugendhaften Geſinnungen nicht ausgetheilet. Bey der ſtrengſten Tugend hat ein geringer Fehler oft kränkendere Folgen, als das größte Laſter; wenigſtens würde er bey einem feinern Gefühle kränkender, als dem Laſterhaften alle ſeine Sünden ſeyn, ſo wie bey einer ſtarken Geſundheit eine kleine Unordnung oft ſchmerzhafter iſt, als eine langwierige gefährliche Krankheit. Und was hilft mir endlich alle Beſtändigkeit eines Guts, wenn ich nicht weiß, ob ich es morgen noch genieſſen werde? Gefahr iſt nur für den Pöbel, nur für unüberlegte ausſchweifende Laſter, nur für offenbare Ungerechtigkeiten. Wie ſicher kann ich allem meinem Eigennutze, meinem Stolze, meiner Rache und Unmäßigkeit, wenn ich dabey nur einige Klugheit gebrauche, ein Genüge thun, ehe ich die Geſetze oder andre übele Folgen zu fürchten habe! Ich ſehe eben ſo viele mit Sicherheit glückliche Sünder, als ich belohnte Tugend ſehe. Wenn keine Ewigkeit iſt,

ſo iſt auch keine Vorſehung, ſo iſt alles blinde Nothwendigkeit oder Zufall; vor Unglücksfällen ſchützt mich aber auch keine Tugend.

Auch das Zeugniß unſers Gewiſſens, das uns für unſre Rechtſchaffenheit, und für die Opfer, die ſie von uns fodert, jetzt eine ſo ſanfte überwiegende Vergeltung iſt, und die angenehmſte Sünde ſo ſchwarz und ſchrecklich macht, würde, ohne Rückſicht auf die Ewigkeit, dieſe lebhafte Wirkſamkeit nicht auf uns haben. Aber der Gedanke von Gott iſt uns ſo nahe, daß er uns, wenn wir uns deſſen auch nicht deutlich bewußt ſind, bey einem jeden Urtheile über unſre Handlungen unmittelbar gegenwärtig iſt, und wir können uns denſelben nie gedenken, ohne uns dabey zugleich unausſprechlich viel beruhigendes und ſchreckendes zu denken. Daher fühlet auch der gemeine Gottesverläugner noch eben dieſe geheimen Unruhen. Der Gedanke iſt ſo ſtark, daß er durch alle ſeine falſchen Syſteme dringt, wie das Licht der Sonne, das ſich auch verſchloſſenen Augen noch fühlen läßt. Wäre es aber möglich, ſich ein Syſtem zu erdenken, das dieſe Vorſtellung von Gott und einer Vorſehung, als unmöglich, aus der Seele ganz entfernte, da würden dieſe Empfindungen von Ruhe und Unruhe ſich auch zugleich verlieren.

Aber die Tugend hat doch ihre innere Vollkommenheit und Schönheit. Wer wollte dieß läugnen; aber Schönheit macht noch keine Verbindlichkeit. Sie

iſt

iſt reizend, aber nur für den, der ſie zu empfinden weiß. Was mich entzückt, iſt dem andern vielleicht vollkommen gleichgültig. Es kömmt bey unſern Empfindungen nicht ſo wohl auf die innere Natur der Sache, als auf den innern Sinn an, womit wir dieſelbe empfinden. Das Licht bleibt Licht, aber die Fläche, worauf es fällt, giebt demſelben die verſchiednen Farben. Soll ich die Schönheit der Tugend empfinden, ſo muß ich ſchon tugendhaft ſeyn; wenigſtens muß die ganze Anlage meiner Seele ſchon darauf geſtimmt ſeyn. Aber wenn heftigere Neigungen zum Stolze, zur Unmäßigkeit, oder zum Geitze mich dieſe ſanftere Schönheit der Demuth, der Mäßigung, oder der Uneigennützigkeit nicht empfinden laſſen, wenn ich nicht weiß, ob ich ſie je empfinden werde, wenn ich vorausſehe, daß mir, ſo lange ich lebe, nichts als die bitterſten Verläugnungen, die gewaltſamſten Kämpfe bevorſtehen; wo ſoll ich da den Muth hernehmen, meine ſichre gegenwärtige Zufriedenheit zu bekämpfen, mit Marter zu bekämpfen? und warum? um ein idealiſches Gut, das ich nicht kenne, um eines ſüſſen Enthuſiasmus willen, den ich nie empfunden habe. Wird ſich der Blinde auch je bereden laſſen, daß die Schönheit der Farben mehr Reizungen habe, als die Harmonie?

Aber die ganze ſtoiſche Secte — Die Wahl der ſtoiſchen Secte war willkührlich; der ſich geneigt dazu fühlte, wählte ſie, der andre gieng eben ſo freymüthig in die Schule des Epikur. Wie es aber Mode war,

von der ſtoiſchen Secte zu ſeyn, ſollten da nicht auch ſchöne ſtoiſche Schwätzer geweſen ſeyn? Ja wenn ich mich in eine vollkommene Gleichgültigkeit ſetzen könnte, oder wenn ich, ehe ich Menſch wurde, die Wahl gehabt hätte, ob ich Cäſar oder Antonin werden wollte, ſo würde ich das letztere gewählet haben. Aber um es wirklich zu werden, hätte ich eben das ſanfte Temperament, die gemäßigte Sinnlichkeit, eben ſolche Aeltern, eine ſo ſorgfältige Erziehung, ſolche Lehrmeiſter haben müſſen; und würde ich dann auch ſchon ganz Antonin ſeyn, wenn ich nicht Kaiſer wäre? Aber, die ihr mehr mit Cäſars Neigungen gebohren ſeyd, wird es euch nicht eben ſo edel dünken, geſetzt, daß es auch noch Einmal das Leben von zwey Millionen Menſchen koſtete, die Herrſchaft über die ganze Welt zu erlangen, als ein Sittenbuch über euch ſelbſt an euch ſelbſt zu ſchreiben? Und doch ſah Antonin, wie alle Stoiker, noch eine dunkle Ewigkeit vor ſich, und glaubte in einer Verbindung mit den Göttern zu ſtehen. Aber wo ich gar keine Verbindung mit Gott erkenne, und mir nach dem Syſtem alle Hofnung zur Ewigkeit abſpreche, da wäre es gegen die Natur, wenn ich, um einer ungekannten Vollkommenheit willen, mir von meiner gegenwärtigen Glückſeligkeit, ſie heiſſe Ehre, Wolluſt, Geld, das geringſte entzöge. Der bloſſe Verdacht einer Zernichtung wird mir ſchon allen Muth dazu benehmen. Und noch mehr, wenn ſie meinem Leben gefährlich würde. Ja, wenn ich das Andenken meiner Tugend über mein Leben hinausnehmen kan, ſo werde ich immer mit mir ſelbſt zufrieden ſeyn. Aber

wo

wo ich auch dieß verliere, da iſt die Erhaltung meines Lebens das erſte Geſetz meiner Natur, und hiergegen verlieret alles ſeine Verbindlichkeit. Tugend, Liebe des Vaterlandes, Wohlfahrt der Welt, es werden alle für mich leere Worte. Eigenſinn, Furcht der Schande, Furcht der Knechtſchaft, Enthuſiasmus, können mich auch dahin bringen, daß ich mein Leben nicht achte, aber mein Ich iſt hiebey immer der Bewegungsgrund. Aber wo dieſer aufhöret, da iſt Gott nicht mächtig genug, es mich verläugnen zu machen. Seine äuſſerſte Rache kan nichts mehr thun, als mir daſſelbe nehmen. Wenn alſo kein anderes Weſen in mir iſt, das von der Tugend über dieß gegenwärtige Leben etwas zu hoffen hat, ſo erkenne ich ſie nicht weiter, als ſie meinen gegenwärtigen vergnügten Empfindungen nicht gefährlich wird. Denn was müßte ich für ein Thor ſeyn, wenn ich das Leben in Gefahr ſetzen wollte, worinn das ganze Bewußtſeyn meiner Glückſeligkeit begränzt iſt? Ich lache über alle Philoſophie, die mich bereden will, mir eine Minute davon abzukürzen. Was gewinne ich von der Wohlfahrt der Welt, die ich mit meiner Zernichtung erwerben ſoll? Bekümmert ſich der Schöpfer nicht darum, wie thöricht, wenn ich mich dafür zum Opfer machen wollte! Der harte Cato muß, bey aller ſeiner enthuſiaſtiſchen Vaterlandsliebe, ſich durch Plato's Phädon erſt ſelbſt den Muth machen, für ſein Vaterland zu ſterben.

Aber ich habe dafür eine edlere Unſterblichkeit, die Unſterblichkeit meines Namens, zur Vergeltung. Dieß

 iſt

iſt für einen Alexander, der das Leben von Millionen Menſchen braucht, um die Welt zu erobern. Er iſt unſterblich; er lebt in allen Münzkabinetten, und vielleicht wird auch aus den Ruinen von Athen noch einmal ein Rumpf ausgegraben, den ein Kenner für den Seinigen erkläret, und durch Anſetzung eines neuen Kopfes ſeine Unſterblichkeit erneuert. Aber meine Tugend wird mir nie weder Bewunderer noch Denkſäulen erwerben. Und ihr Helden vom Granikus, die ihr euch von den perſiſchen Pferden zertretten lieſſet, um eurem Alexander dieſe Unſterblichkeit zu erwerben, wo iſt die eurige?

Aber was ſollen wir uns länger mit Sophismen ſchikaniren, die ſich die Natur doch nie überreden läßt? Rechtſchaffenheit und Verſicherung eines ewigen Lebens ſind die beyden weſentlichen Grundſätze der Religion, oder es iſt gar keine. Die Rechtſchaffenheit oder das ernſtliche Beſtreben, Gott in ſeiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden, iſt das Erſte. Ohne dieſe läßt ſich gar keine Religion denken. Und eine Religion, die hierauf nicht unmittelbar führet, iſt Comödie; und alle Heiligung, die nicht zur allgemeinen Menſchenliebe führet, iſt Fanaticismus; und alle Religion, die ohne dieſe Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe uns die Verſicherung der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit giebt, iſt Lüge. Aber auch alle Religion, die von Rechtſchaffenheit, von Menſchenliebe, von Ueberwindung ſpricht, und uns keine Verſicherung der Ewigkeit giebt, lehret nichts wie Eigennutz; und

der

der Philoſoph, der uns ohne dieſelbe dazu bereden will, ſpottet unſrer Natur, und der uns die Hoffnung dazu nehmen will, iſt unſer grauſamſter Feind. Andere weſentliche Stücke, oder weſentlichere, laſſen ſich von einer wahren Religion nicht gedenken. Wir haben das erſte Rechtſchaffenheit genannt, wir wollen dieß zweyte, um bey einerley Worten zu bleiben, die Beruhigung nennen. Sie können beyde ihre Stufen haben. Denn die Erkenntniß Gottes, ſeiner Vollkommenheiten, und ſeines Willens kann in Anſehung des Lichts, der Gewißheit, des Nachdrucks ihre vielen Stufen haben; ſo auch die Beruhigung, oder die Verſicherung von der Gnade Gottes und der Ewigkeit. Auch dieſe kann dunkel, ſtark, hell ſeyn. Ueberhaupt aber iſt diejenige Religion die beſte, die uns zu dieſer Rechtſchaffenheit die deutlichſte, die nachdrücklichſte, und die verbindlichſte Anweiſung ertheilt, die uns zu dieſer Beruhigung die deutlichſte, die gegründetſte, und zuverläßigſte Gewißheit giebt, und die beydes auf die deutlichſte Erkenntniß Gottes und ſeiner Vollkommenheiten gründet. Dieß ſind die beyden weſentlichen Glaubens-Artikel; die andern ſind es in dem Maaße, wie ſie dazu führen, und wie ſie eingeſehen werden.

Da dieſe beyden Stücke aber eigentlich nur das Weſen des innerlichen Gottesdienſtes ausmachen, ſo bitte ich um die Erlaubniß, auch über den äuſſerlichen noch einige kurze Anmerkungen hinzuzuſetzen.

Wenn ein Menſch von den Vollkommenheiten Gottes, und dem glücklichen Verhältniſſe, worinn er mit dieſem höchſten Weſen ſteht, lebhaft gerührt iſt, ſo iſt dieß überhaupt unmöglich, daß er dieſe Empfindungen nicht auch äuſſerlich an den Tag legen ſollte, daß ihm nicht alle Gelegenheiten, wo er dieſelben bey ſich unterhalten, erwecken, und ſtärken kann, wichtig und heilig ſeyn ſollten, und daß er ſie nicht auch in ſeinen Mitgeſchöpfen, die mit ihm in eben dem Verhältniſſe ſtehen, zu erwecken ſuchen ſollte. Dieß ſind ungefähr die drey weſentlichen Stücke des äuſſerlichen Gottesdienſtes. An ſich iſt derſelben daher nothwendig eben ſo alt, als die Religion und das menſchliche Geſchlecht ſelbſt. Denn es iſt natürlich, daß ein jeder Hausvater, von der Gröſſe und den Wohlthaten des Schöpfers gerühret, nicht allein für ſich ſeine Empfindungen an den Tag gelegt, ſondern ſich es auch zu einer heiligen Pflicht gemacht haben werde, ſeine Familie zur Erkenntniß und Verehrung dieſes herrlichen Weſens zu führen, und ſie in der Furcht und dem Vertrauen zu demſelben zu unterhalten. Bey der erſten Einfalt des Lebens und der Sitten, laſſen ſich aber hier noch keine prächtige Gebräuche denken. Ein rührender Unterricht von der Weisheit und Güte Gottes in der Einrichtung und Regierung der Welt, ein heiliges erweckliches Lied, und einige zum Beweiſe der Dankbarkeit auf einem erhöheten Raſen der Gottheit gewidmete Früchte machten, nach vollendeter Arbeit, unter einem ſchattigten Baume vermuthlich den ganzen Dienſt aus. Bey dieſer groſſen Simplicität

konnte der Hausvater, bey ſeinen übrigen Geſchäften, dieß alles noch ſelbſt verrichten und ſelbſt Prieſter ſeyn, und die unſtäte Lebensart erlaubte vielleicht auch noch weder eine feſtgeſetzte Zeit, noch beſtimmte Orte. Aber wie nach und nach die Ruhe und der Reichthum der Spekulation und der Sinnlichkeit mehr Raum und Nahrung gaben, ſo gaben ſie auch dem Gottesdienſte nach und nach eine andre Geſtalt. Man machte ſich von dem göttlichen Weſen allerhand künſtliche Theorien; man ſuchte es ſich durch bildliche Vorſtellungen ſinnlicher zu machen; man erſann ſich eine Menge von Untergottheiten; die Dankbarkeit und die Schmeicheley vermehrten dieſer ihre Zahl mit verſtorbnen Menſchen; daraus entſtunden Mythologien und Göttergeſchichten. Man glaubte, die Gottheiten wären bey ihren Bildern ſelber gegenwärtig; ſo wie die Kunſt wuchs, ſuchte man ſie auch bey dieſen Bildern anzubringen; man bauete ihnen prächtige Wohnungen, man widmete ihnen feyerliche Tage, man vermehrte die Zahl ihrer Opfer und den Pracht der Gebräuche; die Menge der Opfer und der Gebräuche vermehrten die Zahl ihrer Diener; dieſe gewannen wieder in ihrem Anſehen durch den Pomp ihres Dienſtes, und, um ſo viel vertrauter mit ihren Gottheiten zu ſcheinen, erdichteten ſie Orakel, und erſannen allerhand Arten von Reinigungen, und die unnatürlichſten Enthaltungen; und je bunter, prächtiger, und ſinnlicher der Gottesdienſt wurde, je mehr mußte die wahre Religion nothwendig darüber verlieren. Die Erkenntniß des unſichtbaren Gottes und deſſen Anbethung im Geiſt und in

der Wahrheit gieng über die vielen chimäriſchen Gottheiten nach und nach ganz verloren; mit dieſer Erkenntniß verloren ſich alle wahre Anweiſungen und Bewegungsgründe zur Heiligung; was ſich durch die Vernunft von dieſen Empfindungen noch erhalten hatte, das erſtickten die ſchändlichſten Göttergeſchichten; die Tempel waren nichts als Schauplätze der Ueppigkeit; und ſo wurde der äuſſerliche Gottesdienſt, der ſeiner Natur nach das Mittel ſeyn ſollte, die Empfindungen der Religion unter den Menſchen zu erhalten, durch die unbehutſame Einführung ſo vieler ſinnlichen Gebräuche, das Mittel, dieſe Empfindungen dergeſtalt aus der Welt zu verbannen, daß die natürliche Religion in ihrer wahren Geſtalt, ſeit ihrer erſten Einfalt, ſich nirgend hat erhalten können.

Der Mißbrauch darf und kann indeſſen den rechten Gebrauch nie verwerflich machen. Ohne allen äuſſerlichen Gottesdienſt können die Menſchen nicht ſeyn. Man kennt ſie nicht, wenn man ſich dieſelben als lauter geborne Philoſophen vorſtellet, oder lauter Philoſophen daraus zu machen denkt. Die Erkenntniß iſt unwiderſprechlich der wahre und weſentliche Grund einer vernünftigen Religion; denn davon muß ſie ihre ganze Anweiſung und alle ihre Bewegungsgründe und Triebe nehmen; und je reiner, erleuchteter, und lebendiger jene iſt, je fruchtbarer iſt nothwendig auch dieſe. Das Weſen des öffentlichen Gottesdienſtes kann daher in nichts anders, als in einem der Fähigkeit der Zuhörer gemäßen, deutlichen und erweckenden Unterrichte

richte beſtehen, wozu die gemeinſchaftlichen Gebethe und Lieder vorzüglich mitzurechnen ſind. Und wenn dieſe Erkenntniß ihr Leben und ihre Fruchtbarkeit nicht verlieren ſoll, ſo können auch die Menſchen durch den Unterricht nicht genug darinn unterhalten werden; und nach der Verbindung, worinn wir mit andern Menſchen unter den Zerſtreuungen ſo vieler rauſchenden Geſchäffte leben, iſt die gemeinſchaftliche Verſammlung zu einer gewiſſen Zeit und an einem beſtimmten Orte hiebey unentbehrlich. Wenn demnach von dieſen Verſammlungen nur alles entfernt wird, was die Stille der Seele ſtören, die Gedanken zerſtreuen, und die Hochachtung gegen die göttlichen Wahrheiten ſchwächen kann, ſo hat der äuſſerliche Gottesdienſt faſt alles, was zur Erreichung ſeines Endzwecks nöthig iſt. Die übrigen Gebräuche können nicht ſparſam, nicht ſimpel, nicht bedeutend genug ſeyn, und gegen die Eitelkeit der Menſchen, die ſie immer zu vervielfältigen und mit eitelm Putze zu verſtellen ſucht, nicht genug geſchützt werden. Ihre Menge und der Pomp ſind der wahren Religion allemal gefährlich, denn ſie ſind eben das wirkſamſte Mittel, den eigentlichen heilſamen Endzweck des öffentlichen Gottesdienſtes zu zernichten, und die Menſchen, die dadurch zu einer vernünftigen Erkenntniß Gottes und ihrer daraus flieſſenden groſſen Beſtimmung geleitet werden ſollten, in der dümmſten Sinnlichkeit zu unterhalten. Man hat zwar die gute Abſicht dabey, durch dieſen ſinnlichen Pracht die Ehrerbietung gegen das höchſte Weſen auszudrücken, und dieſe Empfindungen in den Gemüthern des Volks dadurch

durch zu erwecken. Aber dieſer Gedanke, daß der Pracht des Gottesdienſtes nach der Gröſſe des Weſens, das man ehret, eingerichtet ſeyn müſſe, und daß das höchſte Weſen überhaupt durch ſinnlichen Pracht geehret werden könne, iſt der wahren Religion höchſt gefährlich. Man entferne vielmehr dieſe Vorſtellung, wozu das ſinnliche Herz der Menſchen ohnedem nur gar zu geneigt iſt, ſo viel als möglich. Man mache es dagegen dem Volke ſo viel ernſtlicher, ſo viel dringender, daß der Gottesdienſt, den wir, als vernünftige Menſchen, dem weiſeſten und gütigſten Weſen erweiſen wollen, ein vernünftiger Gottesdienſt ſeyn müſſe, und daß wir Gott nicht anders ehren können, als wenn wir durch unſer Vertrauen, durch unſre Zufriedenheit, und freudige Erfüllung ſeines Willens darthun, daß wir ihn für unſern Herrn, für den weiſeſten und gütigſten Vater aller ſeiner Geſchöpfe halten. Man führe das Volk, das hierzu nie zu einfältig iſt, auf die Beweiſe dieſer herrlichen Weisheit und Güte in der Natur, die es täglich vor Augen hat, die es in ſeiner eignen Lebensgeſchichte findet; ſo wird es die herrliche Gröſſe ſeines Gottes mit einer unendlich tiefern Ehrerbietung empfinden, als aller Pracht eitler Gebräuche in ihm erwecken kann. So wird der Einfältige, auf dieſen Stufen zu Gott geführet, auch die höhern Wahrheiten der Religion mit dankbarer Empfindung annehmen, ihre Wohlthätigkeit, Vortreflichkeit und Göttlichkeit unmittelbar empfinden; und ſo wird die Religion das ſelige Band zwiſchen Himmel und Erde werden, das die Ehre Gottes von einer allgemei-

gemeinen Menſchenliebe, die Heiligkeit von der Wohlthätigkeit, und dieſe von der Reinigkeit und Unſchuld des Herzens nie trennen läßt; und ſo wird ſie zugleich das ſelige Mittel werden, das überhaupt die Sitten der Menſchen ſanfter und reiner, ihr Leben zufriedner, die Mühſeligkeiten erträglicher, den Umgang gefälliger und redlicher, die Verbindungen heiliger, und mit der Tugend zugleich auch die Vernunft allgemeiner und erleuchteter macht. Was können Pomp und Gebräuche hierzu thun? Die Einbildung des Volks wird dadurch erhitzt; es glüht von einer dummen Andacht, wobey es nichts denkt; betäubt ſitzt es da, blind geht es wieder weg; und ſobald die Einbildung ſich wieder abgekühlt hat, ſo iſt auch die ganze Religion aus der Seele wieder verſchwunden. Man giebt gern zu, daß alle dieſe Gebräuche ihre gute Bedeutung haben; aber die Religion bleibt allemal in Gefahr, unter ihrer Menge erſtickt zu werden; und wo ſoll der Einfältige die Scharfſinnigkeit hernehmen, ſich ſo viele blendende räthſelhafte, hieroglyphiſche Bedeutungen zu erklären? Geſetzt auch, daß der Unterricht dabey nicht verſäumt werde, ſo wird der Endzweck deſſelben dennoch, wo nicht ganz vereitelt, doch wenigſtens immer wieder geſchwächt werden. Man ſtelle ſich Menſchen vor, die in den erhabnen Wahrheiten von Gott, von ihrer Beſtimmung, von der Ewigkeit, ſich wollen unterrichten laſſen, die das ganze Gewicht dieſer Wahrheiten fühlen ſollen, die es fühlen müſſen, wenn ſie dadurch zu einer thätigen Verehrung Gottes, zur Empfindung der Würde ihrer Natur und ihres groſſen

Berufs, und zur Ausübung der für ſie daraus flieſſenden Pflichten erweckt werden ſollen; man ſtelle ſich hier die fähigſten, die ſtärkſten Seelen in einer Verſammlung vor, wo die Pracht der Architectur, der Reichthum der zur Verehrung ausgeſetzten Bilder, der unwiderſtehliche Reiz ſo vieler herrlichen Gemälde, ſo viele geſchmückte Altäre, blendende Erleuchtungen, entzückende Muſiken, Wolken von dem koſtbarſten Rauchwerke alle Sinne erfüllen, und bedenke, ob hiebey jener groſſe Endzweck des Unterrichts erreicht werden könne. Er muß, man mache ihn auch ſo ſtark, ſo dringend, als man könne, nach der Natur der Seele in den Augen des Volks ein Nebenwerk werden, und es wird gezwungen, die Gebräuche für das weſentlichſte Stück ſeiner Religion zu halten. Und was iſt hievon die Folge? Die Folge, die es, ſo lange die Welt ſteht, gehabt hat, daß die Unwiſſenheit immer gröſſer, die Beobachtung der Gebräuche die vorzüglichſte Heiligkeit, die Verſäumung derſelben das gröſte Verbrechen, und Mäßigung und Menſchenliebe dagegen bloß bürgerliche Pflichten oder philoſophiſche Tugenden werden, deren Uebertretung durch jene heiligern Uebungen leicht verſöhnet werden könne. Und wenn dieſer Fanaticismus endlich Prieſter und Volck eingenommen, wer ſoll das Volk davon zurük bringen? Jene gewiß zulezt. Und die traurigſte Folge von allen iſt dieſe, daß die Religion, die das geſegnete Band einer allgemeinen Wohlthätigkeit und Menſchenliebe ſeyn ſoll, durch das übertriebene Verdienſt der Gebräuche ſo gar das unglückliche Mittel wird, den Men-

ſchen-

ſchenhaß zu nähren, den Verfolgungsgeiſt zu reizen, Nationen gegen Nationen, Bürger gegen Mitbürger zu waffnen, und die gefährlichſten Gährungen in den Staaten zu unterhalten, die bey der geringſten Veranlaſſung in Flammen ausbrechen, zu deren Löſchung allemal ſo viel Ströme von Blut erfordert werden. Denn wo das Volk einmal die Verehrung Gottes und den Werth der Religion nach der Menge und der Koſtbarkeit der Gebräuche abmißt, da wird es nothwendig alle die, bey denen es andre oder wenigere antrifft, mit Abſcheu als Feinde und Verächter ſeines Gottes anſehen; es wird ſich eine gottesdienſtliche Pflicht daraus machen, ſie zu haſſen; es wird alle Duldung und freundſchaftliche Verbindung mit ihnen für eine Verrätherey gegen Gott halten; und wie ſollten die des Scheiterhaufens nicht würdig ſeyn, die ſchon gewiſſe Opfer der Hölle ſind? Und ſo wird ſelbſt diejenige Religion, die wegen ihrer göttlichen Heiterkeit und Wohlthätigkeit ſich, wie das Licht verbreiten würde, und deren Charakter nach der Abſicht ihres göttlichen Stifters die Simplicität ſeyn ſollte, damit ſie ſich über den ganzen Erdboden verbreiten, und die Menſchen aus allen Gegenden der Welt, da ſie durch das Clima, ihre Sitten und Verfaſſungen getrennet ſind, in ſich wieder vereinigen möchte; ſo wird eben dieſe ihrer Natur nach liebenswürdigſte Religion die gehäſſigſte, die fürchterlichſte, vor der alles flieht, die durch ihren Pracht und Verfolgungsgeiſt ſich überall, wo ſie hinkömmt, ſelbſt den Weg verſperret, den ſie mit Feuer und Schwerdt ſich wieder öffnen muß, und die

ſelbſt

ſelbſt denen Ländern, welche ſie aufnehmen, wegen ihrer Koſtbarkeit unerträglich wird. Denn eine Religion, die eine zu koſtbare Polizey, viel müßige Diener, und viel müßige Tage erfordert, paſſet ſich nicht für alle Staaten. Dieſe können in Umſtände kommen, die eine ſparſamere Einrichtung darinn nöthig machen, und ſo iſt die geringſte Reformation mit den drohendſten Revolutionen verbunden. Wie ſicher iſt hergegen die Religion, deren Grund die Erkenntniß Gottes und ſeines Willens, deren Geſetz Mäßigung und Menſchenliebe, und deren Ziel die Ewigkeit iſt, wenn ſie in dieſen Gränzen ihrer urſprünglichen Simplicität ſich erhält! Dieſe braucht nirgend einen beſondern Staat zu errichten, keine groſſe Hierarchien, keine koſtbare Polizeyen. Sie braucht nur Unterricht; Unterricht, den der Weiſe mit Ehrerbietung anhöret, und der Einfältige freudig fühlet. Denn ihr Weſen iſt Empfindung, Empfindung von Ehrfurcht, von Vertrauen, von Liebe Gottes. Dieſe läßt die Staaten, was ſie ſind; dieſe mögen ſich ändern, ſie bleibt, was ſie iſt; ſie wird den Aermern nicht zur Laſt, den Reichern nicht gefährlich, und iſt von beyden die Stütze. Von Liebe für die Ehre Gottes und für die Wohlfahrt der Menſchen getrieben, ſucht ſie ſich auch zu verbreiten; ſie ſieht die Irrthümer und die Unwiſſenheit mit Betrübniß, aber ſie läßt der Menſchheit ihre Rechte. Sie will die Gewiſſen nicht beherrſchen, ſie will ſich durch ihr ſanftes wohlthätiges Licht gefällig machen; als eine Tochter des Himmels, hält ſie es für ihren erſten Beruf, wo ſie ſich niederläßt, ihren göttlichen Frieden zu verbreiten.

Aber Moſes hatte in ſeiner Religion viele prächtige Gebräuche, viele Local- viele Policeygeſetze. Ganz recht, und hier ſind ſie der Beweis von der Weisheit ihres Stifters. Die Religion muß der Lage der Welt und der Menſchheit immer gleich ſeyn. Eine erwachſene Vernunft in der Kindheit wäre eine Vollkommenheit ohne Endzweck. Zu Moſis Zeiten waren die Menſchheit und die Vernunft noch in ihrer Kindheit. Die Menſchen fiengen erſt an, aus ihrer erſten rauhen Wildheit ſich in gröſſere Geſellſchaften zu vereinigen, und der Staat, den Moſes errichtete, war ſelbſt einer von den erſten. Kein Licht, das die Vernunft zu einer erleuchtetern Religion hätte vorbereiten können, war noch da. Er mußte ſich begnügen, nur die erſten Grundbegriffe bey ſeinem Volke feſtzuſetzen; die höhern, welche die nachfolgenden Zeiten bey einem hellern Lichte erkennen ſollten, hielt er noch im Schatten; ſein Volk war dafür noch zu rauh; es mußte durch die Menge ſinnlicher Beſchäftigungen und Gebräuche noch in einer Art von Knechtſchaft gehalten werden; und die Strenge der Geſetze mußte der ſchwächern Erleuchtung zu Hülfe kommen. Aber deswegen war es auch die Abſicht nie, daß dieſe Religion je allgemein werden ſollte; ſie war mit der größten Klugheit für dieß Volk allein, für deſſen Gegend und enge Gränzen berechnet; auch ſollte ſie nicht länger dauren, als bis der Zuſtand der Welt die Menſchen zu einer erleuchtetern allgemeinen Religion fähig machte, nach welcher ſie Gott im Geiſt und in der Wahrheit, und in allen Gegenden der Welt in einerley Geiſte dienen

ſollten. Sollte nun dieſe wieder in eine moſaiſche Polizey eingekleidet werden? Dieß hieſſe, der Vernunft den Leitzaum der Kindheit wieder anlegen, und das Licht des Mittags in die Morgendämmerung zurück verſenken.

Neunte Betrachtung.

Von dem Verhältniſſe der Religion gegen Unglauben und Aberglauben.

Nun kennen wir unſere ganze Religion, unſre ganze Beſtimmung. Wir ſollen rechtſchaffen ſeyn, das iſt, wir ſollen das ſeyn, was wir nach unſerm Verhältniſſe gegen Gott, nach der Verbindung mit unſern vernünftigen Mitgeſchöpfen, und nach unſerer eigenen vernünftigen Natur, ſeyn ſollen. Hierzu ſoll unſre ganze Seele eingerichtet ſeyn; Alle Anweiſung, welche die Ordnung der Natur uns dazu giebt, alles, was uns die Vernunft als gut darſtellet, ſollen wir dazu anwenden. Unſre Vergeltung dafür iſt die Ruhe, die groſſe Beruhigung, daß wir uns des Wohlgefallens dieſes höchſten Weſens dafür bis in die Ewigkeit verſichern können.

Ueber-

Ueberſehen Sie jetzt die Wahrheiten, worauf dieſe beyden Sätze ſich gründen, mit einem prüfenden Blicke noch einmal. Iſt das Object zu geringe, iſt die Forderung zu ſtrenge, iſt ſie zu unnatürlich, ſind die Bewegungsgründe zu unedel, ſind ſie zu ſchwach, iſt der Endzweck zu niedrig? Bieten Sie alle Kräfte Ihrer Seele auf, um ſie noch einmal zu prüfen; wir ſtehen hier an den Gränzen des Chriſtenthums. Denn ſind ſie wahr, ſo kånnen ſie ſich auch ferner nicht mehr weigern, ein Chriſt zu ſeyn. Das Chriſtenthum hat keine andere Grundſätze; es iſt in ſeinen Gründen nur heller, in ſeinen Forderungen dringender, in ſeinen Verheiſſungen gewiſſer; es läßt Ihnen nur weniger Zweifel, weniger Entſchuldigungen übrig, es bereitet Sie beſſer, es bietet Ihnen ſtärkere Hülfen an.

Iſt es der Vernunft zu dunkel, daß die Welt von einem vernünftigen weiſen Weſen ihren Urſprung hat; oder hat ein blindes Ungefähr, eine ewig todte Nothwendigkeit für ſie etwas erleuchtenders; Iſt es zu widerſprechend, daß dieſer weiſe Schöpfer die Welt bey ihrer Fortdauer in der Ordnung erhält, die er bey ihrer Schöpfung nach ſeiner Weisheit gewählet hat? Iſt es für dieſen unendlichen Geiſt zu erniedrigend, daß auch die einzelnen Geſchöpfe mit ihren Veränderungen und Handlungen in ſeinem Verſtande gegenwärtig ſind? Iſt es ihm zu unanſtändig, wenn er von ſeinen moraliſchen Geſchöpfen fordert, daß ſie den weiſen Abſichten ſeiner Schöpfung und der vernünftigen Natur, die er ihnen anerſchaffen, gemäß leben?

Oder hat die Vernunft ein Recht, ſich über dieſe Forderung zu beſchweren? Oder iſt die Ausſicht in eine Ewigkeit zu beleidigend; hat eine ewige Nacht etwas beruhigenders, als ein ewiger Fortgang zu einer immer gröſſern Vollkommenheit; harmoniret eine ewige Vernichtung mehr mit unſerer Natur; giebt ſie uns edlere Triebe?

Es iſt hier Zeit den Unglauben und den Aberglauben kennen zu lernen: Den Unglauben, der dieſe Wahrheiten läugnet; den Aberglauben, der ihnen ihre wohlthätige Fruchtbarkeit nimmt.

Der Unglaube, heutiges Tages vorzugsweiſe Philoſophie genannt, hat nicht immer einerley Geſtalt; es iſt Gellerts Hut. Im vorigen Jahrhundert war es Mode, Gott unmittelbar zu läugnen; ſie hat ſich in dem jetzigen geändert. Man nennet Gott, aber man weiß ſich ſchadlos zu halten. Man nennet ihn den Schöpfer der Welt; aber man nimmt bey dem Urſprunge der Welt ſo viel unabhängige, anziehende, zurückſtoſſende, formende Kräfte an, daß vom Schöpfer nichts als der Name übrig bleibt. Man nennet ihn; aber, auſſer ſeiner Exiſtenz, behauptet man, nichts mit Gewißheit von ihm zu kennen. Man nennet ihn; aber man beſtreitet ſeine geiſtige Natur, in der Hofnung, ihn in der ewigen Materie zu verlieren. Man nennet ihn, aber man weiſet ihn aus der Schöpfung in eine Gegend, wo man ihn nicht mehr denken kan. Das Syſtem bleibt immer daſſelbe; das Ver-

hältniß

hältniß gegen dieß höchſte Weſen hört allemal auf; der Menſch hat kein Geſetz, keinen Richter; von dem Geſetze, das er zu haben vorgiebt, bleibt er wenigſtens allezeit Meiſter.

Ob es bey der Erleuchtung unſrer jetzigen Zeit möglich ſey, mit einem geſunden Verſtande und redlichen Herzen ungläubig zu ſeyn, dieſe Unterſuchung müſſen wir übergehen. Sie bringt der Menſchheit zu wenig Ehre, und wir möchten die Liebe beleidigen, die wir ihrer Schwachheit ſchuldig ſind. Die Rede iſt von einem geſunden Verſtande und rechtſchaffenen Herzen. Jenen müſſen Sie gleich davon ausnehmen, er iſt es bloß aus Dummheit; ſein Verſtand hat ſich nie ſo weit erhoben, daß er an den Urheber der Welt, oder an ſeine Beſtimmung gedacht hätte; er hat kaum ſo viel, daß er ſich auf einige Spiele und Gebehrden hat abrichten können; er ſpricht Unglauben und Gotteslästerung, aber es ſind leere Töne, die er ohne Seele, wie das Echo, nachhallet; er verdienet Ihr Mitleiden.

Auch jenes Thier verdienet nicht darunter gezählt zu werden. Nach der Anlage ſeiner Fähigkeiten hätte er ein Menſch werden können, aber ſie ſind längſt in den niedrigſten Laſtern erſtickt. Seine ganze Glückſeligkeit iſt jetzt, ohne Gefühl von Vernunft und Gewiſſen ſich nur immer mehr zum Vieh zu machen: Deßwegen ermüdet er ſich ſo mit ſeinen Unmäßigkeiten; den Geſchmack hat er längſt dafür verlohren, aber er zittert vor allen den nüchternen Zwiſchenräumen, da

die Menſchlichkeit ſich noch bey ihm regen könnte, und ſeinen Laſtern trauet ers allein nicht zu, ſein Gewiſſen völlig zu dämpfen. Das Thier wird ein Deiſt, er ſucht Gotteslaſterer auf; nun iſt er ruhig, er triumphiret; es iſt kein Gott, er hat keine Seele, er iſt im Tode nichts beſſer als ein ander Thier, ſeine Philoſophen haben es ihm bewieſen.

Nehmen Sie jenes hirnloſe Mittelgeſchöpf auch noch in dieſe Claſſe. Er muß vom Bel air ſeyn; Unverſchämtheit in Laſtern giebt dieſes allein nicht, er muß ein Philoſoph ſeyn; ein Philoſoph iſt ein Menſch, der ſich vom Pöbel dadurch unterſcheidet, daß ers nicht glaubt; er verſchreibt ſich den Eſprit und ein Dictionaire portatif; ſtärkers, zuſammenhängenders hat er nie was geleſen; er verſuchts; er fängt an über die Religion zu ſpotten; es geht, er wundert ſich ſelbſt über ſeine Talente; er ſpricht Gotteslaſterungen; von ungefähr ſieht er im Spiegel, daß ſein Lackey hinter ihm ſich entfärbet; nun iſt er ein Philoſoph.

Laſſen Sie ſich auch durch jene hohe philoſophiſche Mine nicht irre machen. Es iſt nur eine Maske; der Kopf, den ſie deckt, iſt eben ſo leer, das Herz eben ſo niedrig und ſchwarz. Der Ton iſt indeſſen der hohen Mine gleich: Um die Wahrheit ſo viel ſicherer zu finden, ſucht er ſie ſelbſt in ihren erſten Quellen auf, er lieſt die Alten alle in ihrer Grundſprache; aber je mehr er forſcht, je mehr wird er überzeugt, daß auſſer der Materie nichts möglich iſt; Plato iſt ſein Lieblingsau-

tor. — Der Unwürdige verdient Ihre ganze Verachtung.

Indeſſen bleibt es möglich, daß die Wahrheit auch einem geſunden Verſtande und unſchuldigen Herzen in ihrem rechten Lichte nicht ſichtbar werde. Unglückliche Eindrücke der Jugend, ein unzulänglicher Unterricht, ein zu ſicher angenommener irriger Grundſatz, ein falſcher Geſichtspunkt der Wahrheit, ein überraſchender Witz, betäubende Zerſtreuungen, ein nicht genug bemerkter Hang des Herzens: — Wer kann alle mögliche Veranlaſſungen angeben, die einen menſchlichen Verſtand blenden können? Aber ein ſolcher wird mit ſeinem Unglauben nie triumphiren, noch weniger wird er ſich einen Beruf daraus machen, ihn auszubreiten. Die Religion muß ihm wenigſtens wegen ihres wohlthätigen Einfluſſes allemal heilig ſeyn, und wenn er ein Menſchenfreund iſt, wird er für ihre Erhaltung ſelber ſorgen. Seine Zweifel werden ihm nie, als nur gegen ſeinen geheimſten Freund, entwiſchen; mit einem geheimen Kummer wird er die glückliche Ueberzeugung anderer anſehn, und er würde ſich für den unwürdigſten Menſchenfeind halten, wenn er dieſe in ihrer glücklichen Ruhe durch ſeine Zweifel ſtören ſollte. Wir dürfen ihn nicht richten, er gehöret für den Richterſtuhl ſeines Schöpfers; der kann es allein beſtimmen, wie viel der Irrthum eines Menſchen ſchuld iſt; der wird ihn mit Weisheit und Liebe richten; wir wollen für ihn bethen; Gott kann ihn noch erleuchten.

Aber wenn der Ungläubige anfängt zu dogmatiſiren; wenn er ſich ein Geſchäfft daraus macht, Proſelyten zu machen; wenn er die Einfältigen zu überreden ſucht, daß ſein Unglaube die richtige Weisheit ſey; wenn er die Wahrheit verächtlich, wenn er ſie lächerlich zu machen ſucht; wenn er bitter gegen ſie wird; wenn ein geheimer Haß gegen die Tugend durchſcheinet: — Dieſer Unglaube kömmt gewiß aus einem verwundeten böſen Herzen, und nun verdient er die ſtrengſte Prüfung der Vernunſt; denn die Menſchheit iſt aufs äuſſerſte dabey intereßiret.

Hören Sie ihn ſprechen. Gott, Vorſehung, Unterſchied des Guten und Böſen, zukünftiges Leben, die ganze Religion iſt ein Gedicht, das allenfalls gut genug iſt, den Pöbel im Zaume zu halten. Der Philoſoph, der dieß Geheimniß verſtehe, und die Natur der Dinge beſſer einſehe, laſſe ſich dadurch nicht ſchrecken; er finde in ſeiner Klugheit Mittel genug, auch ohne Glauben an eine Vorſehung, ſeine Abſichten zu erreichen; er habe in ſich edlere Bewegungsgründe zur Tugend, ohne daß er durch die Gnade Gottes nöthig habe, ſich dazu erwecken zu laſſen; dabey genieſſe ein Geiſt, durch die Philoſophie geſtärkt, die Vorrechte ſeiner Natur unbekümmert, und laſſe ſich durch die knechtiſchen Vorſtellungen eines zukünftigen Gerichts und einer Ewigkeit in ſeiner Ruhe nicht ſtören. Die Sprache iſt prächtig; Sie ſollen ein Philoſoph, ein ſtarker Geiſt werden. Es iſt der Mühe werth, daß wir mit den Vorzügen dieſer erhabnen

Philoſophie näher bekannt zu werden ſuchen. Was ſind ſie? Lehret ſie uns den Zuſammenhang der Wahrheit mit mehrerer Scharfſinnigkeit einſehen? Lehret ſie uns die Natur der Dinge und ihre Geſetze beſſer kennen? Hierinn kann ſie nicht beſtehen, alles was die Welt hiervon bis jetzt noch weiß, das hat ſie den aufrichtigſten Bekennern der Religion noch allein zu danken. Grotius, Puffendorf, Leibnitz, Wolff, Locke, Newton, Boyle, Boerhaave, Haller, Hollmann, Sulzer, keiner von dieſen hat ſich aus Furcht vor der Inquiſition zur Religion bekannt, keiner von ihnen iſt durch geiſtliche Pfründen beſtochen, die Welt im Aberglauben zu erhalten; ſie hätten wenigſtens alle ſicher ſchweigen können, und dennoch haben ſie es ſich alle zum Berufe und zur Ehre gemacht, ſelbſt die Wahrheit und Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion öffentlich zu vertheidigen. In ſo weit ſie alſo vorzugsweiſe die Philoſophie iſt, ſo müſſen ihre Vorzüge unmittelbar in der Verläugnung eines höchſten Weſens, eines Schöpfers, einer Ewigkeit beſtehen. Aber wo iſt nun die geprieſene Erleuchtung? Wird meine Einſicht nun dadurch, daß ich mir nirgend eine erſte Urſache gedenke, auf einmal ſo viel aufgeklärter? Finde ich in der Vorſtellung einer ewig todten Materie die Geſetze der Natur deutlicher erkläret, finde ich ihre Geheimniſſe leichter entwickelt? Iſt denn die Kunſt, die nichts als einreiſſen kann, ſo viel edler und erhabner, als die Architectur?

Ich ſoll ein ſtärkerer Geiſt ſeyn? Bin ich dieß nun auf einmal, wenn ich mich für eine Maſchine halte? Bin ich mir nun ſo viel wichtiger, wenn ich meine vernünftige Natur mit dem Ende meines Lebens auf ewig vernichtet glaube; fühle ich mich dadurch von ſo viel edlern Trieben belebt? Oder werde ich mir dadurch verächtlicher, daß ich ein unendlich vernünftiges Weſen über mir erkenne? Werde ich durch die Verläugnung einer Vorſehung ein unumſchränkterer Herr meiner Schickſale; habe ich den Lauf der Dinge und der Mittelurſachen, die zur Beförderung meiner Abſichten nöthig ſind, mehr in meiner Gewalt? Und iſt es denn für einen Menſchen ſo was erniedrigendes, ſich um die Gnade des Schöpfers der Welt zu bekümmern? Und geſetzt, ich fürchtete ihn, würde ich dadurch auf einmal der kleine Geiſt? Die Philoſophie ſagt, ich ſoll aus edlen Trieben tugendhaft ſeyn; die Religion ſagts auch; ich ſoll aus Liebe zu dieſem höchſten Weſen mich beſtreben, demſelben in ſeiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden; dieß ſoll ich in einem von Weisheit geleiteten allgemeinen Wohlwollen und einer vernünftigen Beherrſchung meiner ſinnlichen Neigungen beweiſen. Iſt dieß zu unedel? — Aber der Philoſoph iſt freyer; in ſeiner Philoſophie findet die Natur ihre Rechte wieder; ſie macht den Menſchen von den knechtiſchen Banden des Aberglaubens los, ſie läßt ihn die Welt beſſer genieſſen, dämpft das Gewiſſen, und ſichert ihn gegen deſſen unbeſcheidene Unruhen. Sie verſpricht uns eine gröſſere Frey-

heit?

heit? Aber was iſt ſie? Iſt ſie dieß, daß wir uns allen unſern Trieben blindlings überlaſſen, oder daß wir aus eigner Wahl uns nur die erlauben, die wir für anſtändig, für billig, für rechtmäßig halten? Die letztern ſind die Gränzen, welche die Religion uns ſetzt. Aber ſie läßt uns das Vergnügen des Lebens beſſer genieſſen. Dieß thut die Religion unendlich mehr. Ihre ganze Natur beſteht in der Anweiſung zur vollkommenſten Zufriedenheit. Die Vergnügen des Lebens ſchließt ſie hiervon nicht aus; ſie macht es uns zur Pflicht, ſie zu genieſſen, zur Pflicht, uns dadurch zur Empfindung der Güte unſers Gottes zu erwecken; ſie will nur, daß wir ſie rein, voll, ohne Furcht, ohne Vorwurf genieſſen; deswegen ſetzet ſie uns da die Schranken, wo unſere Geſundheit, unſere Ehre, unſere Ruhe, unſer Vertrauen bey der Welt, die größre Wohlfahrt unſerer Nebenmenſchen, und unſere höhere Beſtimmung darüber in Gefahr kommen könnten. — Dieſe Schranken, es iſt nicht zu läugnen, fordern ihre groſſen Ueberwindungen, aber dafür bietet ſie uns auch die mächtigſten Hülfen an. Die heroiſche Philoſophie erſparte Ihnen dieſe Hülfen zwar, auch die Ueberwindungen; denn ſie kennet dergleichen Schranken nicht, ſie läßt den Begierden, ſo weit ſie reichen, alle Freyheit; Geſetze der Natur, Geſetze des Wohlſtandes, die Wohlfahrt, die Ehre und Freude andrer Menſchen, ſie giebt Ihnen alles Preis: Aber was giebt ſie für Verſicherungen für Ihre Ehre, für die Würde ihres Charakters, für die Heiterkeit Ihrer Seele, für Ihre künftige Zufriedenheit? Und würden

Sie

Sie nie ſatt werden, würden die Sinne nie ſtumpf werden, würden Sie ſich nicht überleben, würden Sie Ihre Natur in dem Grade verläugnen können, daß Sie ſich nicht einmal mit Schrecken anſähen? Und geſetzt, Sie betäubten ſich auf eine Zeitlang; würden die Vorſtellungen von einem Gott, von einer Ewigkeit nie wieder aufwachen? Soll dieſe Philoſophie die geprieſene Stärke geben, ſo muß ſie ihrem Schüler zugleich dieſe zwey Stücke leiſten: Sie muß ihm den Muth geben, zu rechter Zeit zu ſterben; aber ehe ſie ihn dieſen bedenklichen Schritt thun läßt, muß ſie ihm beweiſen, (ich ſage beweiſen; willkührliche Sätze, witzige Wortſpiele, entſcheidende groſſe Worte gelten nicht;) ſie muß ihm deutlich beweiſen, daß das allerhöchſte Weſen unmöglich ein lebendiges vernünftiges Weſen ſeyn könne; wenigſtens beweiſen, daß wenn auch ein ſolches Weſen iſt, es ſich um ſeine Geſchöpfe nicht bekümmere, daß es in ſeiner Allgegenwart nicht ſehen wolle, daß es die Ehre ſeines Geſetzes, die Tugend, die Empfindung der Menſchlichkeit, die er durch ſeine vergiftenden Lehren, durch ſein anſteckendes Exempel auszurot en geſucht, nicht rächen wolle. Hiervon muß ſie ihn überzeugen, ſo überzeugen, daß die Vernunft ihn darüber nie beunruhigen könne; ſo, daß er ſein Gewiſſen darüber allemal in ſeiner Gewalt habe; ſo, daß er ſich auch die Möglichkeit davon nie denken könne. Sonſt verfluche er die Philoſophie; denn die Zeit kömmt, ſie iſt da, daß dieſe Wahrheiten entſchieden werden müſſen; die letzte Stunde rückt heran, der matte Pulsſchlag verkündigt ſie, die Thore der Ewig-

keit öffnen ſich; das Gewiſſen wacht mit Schrecken auf, die ehmaligen künſtlichen Einſchläferungen helfen nicht mehr, es fängt an mit einer erſchrecklichen Stimme zu ſprechen, es dringt durch alle ehmals ſo bezaubernde Stimmen der Sirenen, es will die Entſcheidung haben; die Phantaſie ſchaudert vor dem ſchwarzen Gemälde des verfloſſenen Lebens zurück, der ſcherzende Witz verwandelt ſich in Convulſionen, die heroiſchen Grundſätze fangen an zu wanken. Nun iſt es Zeit, die höchſte Zeit, dem Weiſen zu rufen, daß er die verſprochene Ruhe gebe. Sie iſt da, die entſcheidende Stunde, der Puls zieht ſich ſchon zurück, das Herz zittert nur noch aus Verzweiflung. Nun iſt es Zeit, daß ers ihm beweiſe, daß das Gewiſſen nur eine Einbildung ſey, daß der Schöpfer ihn nie gekannt, daß er die Bemühungen, die Tugend aus der Welt zu verbannen, die ſchwarzen Bemühungen, alle Laſter triumphiren zu machen, nie bemerkt, daß er die vielen unſchuldigen Opfer des Stolzes, des Neides, der Ueppigkeit nicht rächen wolle; daß er es ihm jetzt zu ſeinem Troſte beweiſe; (denn nun würde es ein Troſt,) daß er nicht beſſer wie ein Thier ſterbe. — Er iſt ſchon todt.

Sehen Sie dagegen den Weiſen, den die Religion gebildet hat. Er iſt ein Menſch, wie jener. Durch ſeine Religion iſt er äuſſerlich nichts glücklicher, und ſein Vertrauen zu einer Vorſehung befreyet ihn von dem ordentlichen Laufe der Dinge und den damit verknüpften Widerwärtigkeiten nichts mehr; Aber ſein Glau-

Glaube, daß ſie von einer weiſen und gütigen Vorſehung geleitet werden, die ihn nie aus den Augen laſſe, macht ſie ihm unendlich erträglicher; und er glaubt es nicht allein, er weiß es aus der ganzen Geſchichte ſeines Lebens, wie wohlthätig ſie ihm geweſen ſind. Das Gefühl der gegenwärtigen Laſt preßt ihm zuweilen den Wunſch aus, davon befreyt und glücklicher zu ſeyn; aber ſo bald er an ſeine Erfahrung zurück denkt, und das viele Gute anſieht, was er dagegen wirklich hat, ſo wagt er es nicht, ſeinen Wunſch zu verfolgen. Denn er hat dabey auch ſeine Freuden. Sie ſind vielleicht nicht ſo reich, ſo blendend, ſo laut, wie jenes ſeine. Aber dafür genießt er ſie mit Empfindungen, die in jenes Herz gar nicht kommen; denn er genießt ſie, als ihm zugedachte Wohlthaten Gottes, die er ohne Vorwurf, ohne Furcht, die er mit Bewußtſeyn, die er ganz genieſſen darf, die ihm immer neu ſind, denen ihre Unſchuld immer neue Reize giebt; Freuden, wobey er Gott denken darf; denn er genießt ſie mit der Mäßigung, welche die Religion ihm vorſchreibt. Dieſe Einſchränkung iſt ſeinen natürlichen Neigungen eben ſo unangenehm, als ſie dem Ungläubigen iſt, und er hat nun mehr als zu oft Urſache, ihre Gewalt und ſeine Schwäche mit geheimem Kummer zu beſeufzen. Aber er behält wenigſtens den ernſtlichen Wunſch, zu ihrer ſicherern Beherrſchung nach und nach zu kommen; die einzelnen kleinen Siege, die er durch die beſtändige Betrachtung der Bewegungsgründe der Religion über ſich erhält, geben ihm immer mehrern Muth, und die immer freudigere Verſicherung

von dem Wohlgefallen Gottes giebt ihm nach und nach diejenige glückliche Faſſung der Seele, die über alle Scenen ſeines Lebens eine Heiterkeit und Freude verbreitet, welche der Ungläubige bey aller ſeiner geprieſenen Glückſeligkeit gar nicht kennet; eine Freude, die nicht von der Lebhaftigkeit der Sinne, noch von den Umſtänden des Lebens abhängt, die ſich nie erſchöpft, nie ermüdet, immer neue Erquickung hat; die, wenn der Ungläubige den ſeinen, athemlos nachläuft, ihre Quelle in ſich ſelbſt hat; die ihren Freund nie verläßt, mit ihm aufs Feld geht, ihn auf ſeinen Reiſen begleitet, unter allen Stürmen des Lebens neuen Muth giebt, zu ſeiner Erquickung ihm in allen ſeinen Geſchäften folgt, und ihn mit neuem Reize zu Hauſe immer wieder empfängt; die noch Freude bleibt, wenn alle äuſſere Empfindungen ſtumpf werden; die, wenn der Ungläubige keine mehr kennet, keine mehr hoffen darf, Freude bleibt; die, wenn jenen alles niederſchlägt, wenn er bey der Annäherung ſeines Endes mit Verzweiflung ringt, ihm durch ihre größre Heiterkeit den Uebergang zu ſeiner höhern Beſtimmung ankündigt. Dieſe für ihn ſo wichtige Stunde kömmt auch; ernſthaft ſieht er noch einmal in ſein voriges Leben von dieſer letzten Stufe zurück. Vor Wehmuth und Schaam wagt er es kaum, ſeine Augen aufzuthun; denn er ſieht überall die demüthigendſten Spuren ſeiner Menſchheit, Uebereilung und Ausſchweifungen in der Jugend, Fehler in männlichen Jahren, Schwachheiten und Gebrechen im Alter. Zwar hört er zu ſeinem Troſte keine Flüche, keine Seufzer; Aber dieß iſt ihm nicht Beruhigung genug;

er

er hätte ſeinen Gott viel treuer, viel eifriger lieben können, er hätte ſein Leben weit wohlthätiger machen können. Dieß ſchmerzt ihn, und um ſo viel als möglich mit ſeinen Thränen noch dafür zu büſſen, will er ſie in ſeinem Gewiſſen mit noch gröſſerer Strenge aufſuchen: Aber durch ein unbegreifliches Geheimniß der göttlichen Liebe findet er ſie nicht mehr; ſeine Angſt verwandelt ſich in eine unausſprechliche Ruhe; er fühlet ſich einen Freund Gottes; zugleich öffnen ſich die Thore der Ewigkeit: — Welche Entzückung! Was für Wunder der Liebe! Alle ſeine Sinne ſind zu ſchwach, ſie zu faſſen, ſeine Vernunft hat ſie ſich ſo nie gedacht; hier fühlt er die ganze Würde ſeiner Natur, er ſieht die Stufen der Herrlichkeit, wozu ſie erhaben werden ſoll, vor ſich; ſein Geiſt ſehnt ſich, von den Banden erlöſet zu werden, die ihn noch zurück halten; der ſelige Augenblick kömmt, er iſt da, er ſtirbt! Wer iſt der Weiſe?

Es iſt eben ſo wichtig, auch den Aberglauben kennen zu lernen. Ich verſtehe unter dem Aberglauben alle Zuſätze, die ohne Erkenntniß und Prüfung als weſentliche Stücke der Religion angenommen werden, und weder in unſere Rechtſchaffenheit, noch in unſere Beruhigung einen weſentlichen Einfluß haben. Man ſieht hieraus gleich, daß der Aberglaube ſeine vielen Stufen haben kann, die der Unglaube nicht hat. Dieſer iſt ſich allezeit gleich, und iſt der Religion und der Societät allezeit unmittelbar gleich gefährlich. Denn er möchte einen Gott erkennen, und die Vorſehung läugnen;

nen; oder er möchte dieſe mit bekennen, und ein zukünftiges Leben läugnen: So läugnet er allemal das Ganze; denn er hebt die Verbindlichkeit zwiſchen ſich und dem höchſten Weſen auf, und giebt ſich dadurch das Recht, ſo viel Böſes zu thun, als er mit Sicherheit thun kan. Der Aberglaube beſteht hergegen vielleicht nur aus ſolchen Zuſätzen, die in das Weſen der Religion keinen unmittelbar ſchädlichen Einfluß haben; indeſſen bleibt er ihr dennoch, auch wo er der unſchuldigſte iſt, allemal gefährlich, und iſt der Würde unſerer Natur immer unanſtändig. Unſere Vernunft iſt das erſte groſſe Vorrecht unſrer Natur, wodurch der Schöpfer uns über alle andere Geſchöpfe erhaben hat, wodurch wir ihm ähnlich, wohlthätig wie Er, vollkommen wie Er werden, und ewig zu einer gröſſern Vollkommenheit und Seligkeit fortgehen können.

Die Verläugnung dieſer Würde iſt allezeit das gröſte Verbrechen, deſſen wir uns ſchuldig machen können; und wo wäre es unverantwortlicher, als in der Religion? Der Aberglaube läßt uns zwar das Gefühl von einer Religion; er hat ſeine Heiligung und ſeine Beruhigung; aber was hilft dieß blinde Gefühl, ſo lange wir durch unſere Blindheit in Gefahr ſind, uns ſolche Sätze aufbürden zu laſſen, die uns weder mit Erleuchtung wohlthätiger, noch ruhiger machen? Gegen den Unglauben empöret ſich die Vernunft auch allemal eher, weil er ihr die Empfindungen nehmen will, die von ihrer Natur ſich nicht trennen laſſen; da hergegen der Aberglaube, indem er das blinde Ge-

fühl davon läßt, unvermerkt zu eben ſo gefährlichen Verblendungen führet, und den Unglauben allemal in ſeinem Gefolge hat. Aller Unſinn der Abgötterey, alle Greuel des Fanaticismus ſind aus dieſem blinden Gefühl entſtanden. Die gute Abſicht ſchützet hiebey nicht. Aus böſer Abſicht iſt nie, auch der unſinnigſte Aberglaube erdichtet; der Betrug kömmt erſt hinter her, wenn der Stolz und der Eigennutz ihren Vortheil dabey ſehen, und denſelben behaupten wollen. Und wenn die Zuſätze anfangs noch ſo unſchuldig ſind, ſo werden ſie früh oder ſpät der Religion doch allemal gefährlich. Der groſſe Charakter der Religion iſt ihre Allgemeinheit. Sie muß für alle Menſchen und Fähigkeiten ſeyn; ſie muß für alle Zeiten und Stände ſeyn; ſie muß zur allgemeinen Vollkommenheit führen, ſo weit die menſchliche Natur und die Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft es leiden. Dieß iſt ihre Gränze; und ſo bald der Menſch vorwitzig oder kühn genug iſt, hierüber gehen zu wollen, ſo nimmt er ihr dieſen göttlichen Charakter, und verwandelt ſie entweder in eine gränzenloſe ſpeculativiſche Gedächtnißwiſſenſchaft, oder in eine Mythologie; wovon dieß die unausbleibliche Folge iſt, daß ſie mit jener ihre göttliche Fruchtbarkeit, und mit dieſer in den Augen der Vernunft alle ihre göttliche Würde verlieret. Dieß Recht läßt die Religion dem Menſchen ungekränkt, daß er mit ſeiner Vernunft, ſo weit ihre Kräfte reichen, ihren Wahrheiten nachforſche. Dummheit kann nie Religion werden. Und wie könnte es ein Verdienſt um die Religion werden, diejenige Fähigkeit zu verläugnen, wodurch uns Gott einer Reli-

gion

gion hat fähig machen wollen? Ich darf daher alle die Entdeckungen, welche die Philoſophie, die Kenntniß der Natur, und das ganze Licht meiner Zeit mir zu meiner Erleuchtung darbieten, ſicher zu Hülfe nehmen. Die Religion forderts, daß ich ſie zu Hülfe nehme. Ich bin es der Ehre Gottes, ich bin es mir, ich bin es meinen Mitbekennern, wir ſind es uns unter einander ſchuldig, daß wir durch alle dieſe Hülfen, welche die Vorſehung zur mehrern Erleuchtung der Welt veranſtaltet, von der Wahrheit und Göttlichkeit unſerer Religion uns immer mehr zu überzeugen, und dadurch zu einer immer gröſſern Rechtſchaffenheit und Freudigkeit einander zu erwecken ſuchen. Auch kan ich dieß noch als keinen Misbrauch meiner Vernunft anſehen, wenn ich in dieſer Abſicht mit meiner Einbildung in die höhern Sphären meiner künftigen verklärtern Ausſicht, mich erhebe, und den Geheimniſſen meiner dort mir aufbehaltenen Vollkommenheit mit meinen ſchwachen lüſternen Blicken mich zu nähern ſuche. Aber meiner Vernunft und Einbildung müſſen die Gränzen der Religion ſelbſt allemal heilig bleiben. Meine Einſichten und Erklärungen können mir einleuchtend, wahr und wichtig ſcheinen; aber dem andern ſind ſie vielleicht dunkel, ſchwach und anſtößig: Welche Verwegenheit, wenn ich mir es einfallen lieſſe, ſie der Religion, als weſentlich, zuzufügen, und ſie andern, als ſolche, vorzuſchreiben oder aufzudringen! Eine jede Vernunft hat das Recht, für ſich ſelbſt zu denken, und die einfältigſte hat das Recht, den Grund ihrer Religion ſelber ſehen zu wollen. Unter dem Namen göttlicher

Befehle fordere ich Pflichten und Ueberwindungen von ihr; unter dieſem Namen Gottes gebe ich ihr Verheiſſungen; und ich will ſie von beyden den Grund nicht ſehen laſſen; wie grauſam! Religion ohne Erkenntniß iſt Menſchheit ohne Vernunft; wenn ich das letztere wegnehme, was bleibt von dem erſten übrig? Ja wenn die Religion in nichts als leeren Formeln oder Gebräuchen beſtünde, ſo wäre die Erkenntniß entbehrlich. Aber ſoll ſie dem Menſchen die Anweiſung, die Ermunterung und die Triebe zu einer wahren Rechtſchaffenheit geben, ſo iſt ſie nur ſo weit Religion, als ſie erkannt wird; denn wo ich nichts mehr denke, da hört alles auf. Die Einwendung, der Menſch habe die Fähigkeit dazu nicht, iſt die Sprache der Tyranney. Man mache ſie ſo ſimpel, daß der Einfältige ſie faſſen kann; mehr fordert Gott von ihm nicht. Und welche menſchliche Vernunft iſt ſo ſchwach, daß ſie nicht, ſo viel als weſentlich zu ihrer Rechtſchaffenheit und Beruhigung gehört, von der Religion ſollte faſſen können? Wo iſt der Einfältige, der nicht zur Erkenntniß, zum Vertrauen, zur Verehrung und Liebe des weiſen und gütigen Vaters der Natur geleitet, der auf die Empfindungen des Wohlwollens und der Menſchenliebe die in ſeiner Natur liegen, nicht aufmerkſam gemacht werden könnte, und wie ſollten ihm bey dieſen Empfindungen die Gründe zu ſeiner Beruhigung nicht faßlich werden? Scheint die Vernunft anfangs zu ſtumpf und zu träge, ſo iſt es nicht die Schuld ihres Schöpfers, es iſt die Schuld des Unterrichts; und will man ſich um ſie verdient machen, ſo mache man den Unterricht nur

ihrer

ihrer Fähigkeit gemäß: Dieß iſt das ſicherſte Mittel, ihre Kräfte zu vermehren; denn Religion iſt die zuverläßigſte Vernunftlehre. Wäre ſie aber für jene Empfindungen zu ſchwach; was ſollen ihr die künſtlichern und buntern Zuſätze helfen? Ihre Unfruchtbarkeit iſt indeſſen noch der geringſte Schade, das Weſen der Religion iſt dabey immer ſelbſt in Gefahr. Die Zuſätze bekommen, weil ſie ſo viel blendender ſind, immer einen höhern Werth, und werden nach und nach Hauptſätze; die Sophiſterey und der Enthuſiasmus nehmen ſich ihrer an; ſie werden das ächte Kennzeichen der Religion, am meiſten erhoben, am eifrigſten vertheidigt; ihre Läugnung oder Miskennung wird die ſtrafbarſte Ketzerey; die einfältige geſunde Vernunft wagt es nicht mehr, denken zu wollen; darüber gewöhnt ſie ſich immer mehr an leere Töne, und je weniger ſie dabey denkt, je heiliger ſind ſie ihr. Darüber werden die weſentlichen, die fruchtbaren Lehren der Religion immer geringſchätziger, und über ihre verkünſtelte Geſtalt verliert ſie in den Augen der denkenden Vernunft alle ihre göttliche Würde. Denn alle Zuſätze, wenn ſie auch noch ſo wohl gemein ſind, haben ihr Gepräge von der Philoſophie, der Denkungsart und den Sitten ihres Jahrhunderts. Nun iſt der Religion, (was für ein Vorwurf!) der Religion iſt nun nichts gefährlicher, als die mehrere Aufklärung der Zeit. Denn was iſt nun zu thun, wenn das Irrige, das Anſtößige dieſer Zuſätze, die man von der Welt ſo lange als die weſentlichſten Stücke der Religion hat anbethen laſſen, bey dieſem hellern Lichte auch

der gemeinen geſunden Vernunft in die Augen fällt? Will man ſie der Prüfung der Philoſophie Preis geben? und welcher? So iſt die Wahrheit der Religion einem jeden Syſtem unterworfen, und — die Philoſophie iſt nie ohne Philoſophen. — Wie gefährlich könnte der Religion dieſe Reformation werden! Will man aber alle dieſe Zuſätze dem Lichte der Zeit zum Trotze dennoch eigenſinnig behaupten? So iſt die ganze Religion dem Hohn der Vernunft blosgeſtellet; die Philoſophie wird eigenmächtig zu reformiren anfangen; der Unglaube wird, ſeinem Vorgeben nach, nur immer auf den Aberglauben zielen, und mit ſeinen vergifteten Pfeilen allezeit die Religion ſelbſt zu verwunden ſuchen; und der treuhertzige Bekenner, der nie gewöhnt worden, das Weſentliche von dieſen Zuſätzen zu unterſcheiden der es nie hat wagen dürfen, der wird in dieſer Verwirrung einen geheimen Verdacht gegen alle Anleitung in der Religion bekommen, und ſich mit der Anleitung ſeiner Natur am ſicherſten halten. Aber was iſt wiederum bey dem groſſen Haufen Anleitung der Natur? Eben das, was Philoſophie bey dem groſſen Haufen iſt. Oder er wird das Unglück haben, von dem erſten Verführer, dem er in die Hände fällt, zur gänzlichen Verläugnung aller Religion verleitet zu werden. Und wenn ihn auch ein dunkles Gefühl der Religion von ihrer völligen Verläugnung noch zurück hält, ſo wird ſie ihm doch nie die Freudigkeit und Stärke geben, die er eigentlich davon erlangen ſollte. Aus Mangel von Gewißheit wird er immer gleichſam zwiſchen Himmel und Erde ſchweben; zu ehrlich, um ſie ganz

zu läugnen, zu ſchwach, um ſie ganz zu bekennen, wird er immerfort vom Unglauben zum Aberglauben herumgeworfen werden, ohne von dem einen oder von dem andern etwas zu gewinnen. Er hat das Herz nicht, muthig zu ſündigen; und er hat von der Religion die Hülfe nicht, der geringſten Reizung zu widerſtehen. Unter ſeinen Philoſophen wird er alle Götter läſtern, und ſich von ihnen zu den ſchwärzeſten Laſtern verleiten laſſen; und den andern Augenblick wird er, von ſeinem Gewiſſen erſchreckt, aus Angſt wieder alles glauben, ſeine Vernunft, wie ſein Fleiſch, kreuzigen, und ſich in der Trappe begraben wollen.

Die practiſchen Zuſätze nehmen, wenn ſie nicht mit der äuſſerſten Behutſamkeit gemäßigt werden, eben dieſe unglückliche Wendung. Die Religion führet uns auf drey Hauptpflichten; auf die Liebe Gottes, auf eine allgemeine Wohlthätigkeit und Menſchenliebe, und auf die Mäßigung unſrer Begierden, und die Bearbeitung unſrer eigenen Vollkommenheit. Dieſe drey Pflichten machen nur ein unzertrennliches Eins, und ihre Harmonie, nämlich, daß ſie alle drey allezeit zugleich ausgeübt werden können, ohne daß die eine der andern nachtheilig werde, giebt der Religion den eigentlichen göttlichen Charakter einer allgemeinen Wohlthätigkeit. Aber was kann der Menſch hier wiederum für Zuſätze erdenken, die dieſem ihrem Charakter, anſtatt ihn zu erhöhen, nicht ebenfalls endlich gefährlich würden? Ich gebe hier willigſt zu, daß ſie aus der beſten, aus der unſchuldigſten Abſicht zuerſt erfunden

werden können; aber die Religion bleibt dadurch nichts deſto weniger in der Gefahr, daß, mit der glücklichen Harmonie ihrer Pflichten, dieſer ihr weſentlichſter Vorzug ſich verliere. Der Grund von allen meinen Pflichten bleibt Gott, und die Religion befiehlt mir, daß ich den Gedanken von dieſem Allerhöchſten Weſen unter allen Geſchäften meines Lebens mir gegenwärtig erhalte; ſie will auch, daß ich mich dieſen Betrachtungen zu gewiſſer Zeit ganz widme: Aber ich will noch heiliger ſeyn; ich will alle meine weltlichen Geſchäffte verlaſſen; ich will alle Verbindungen mit der menſchlichen Geſellſchaft aufgeben; um in meiner heiligen Uebung nicht geſtöret zu werden, will ich mich einſperren; ich will nichts thun, als bethen. Die Religion befiehlt mir, ich ſoll mich ſo wohlthätig machen, als ich dazu das Vermögen habe, und daſſelbe auch beſonders zur Erhaltung meiner dürftigern Brüder und zu einer wohl überlegten Minderung des allgemeinen Elendes anzuwenden ſuchen: Ich will aber noch heiliger ſeyn; ich will mein ganzes Vermögen zu milden Anſtalten hingeben; ich will Stiftungen machen, und Palläſte erbauen, worinn alles, was nur Luſt hat arm zu ſeyn, im Ueberfluß ohne Arbeit ſoll ernähret werden können; die Meinigen, die die Mittel zu ihrer Erziehung darüber verloren haben, können die Allmoſen zu ihrer Erhaltung vor dieſen Thüren allemal wieder finden. Die Religion ſagt mir, daß ich weder die Pflichten gegen Gott, noch gegen meinen Nächſten erfüllen kann, wenn ich meine Begierden nicht mäßige, wenn ich in dem Gebrauche der Welt nicht behutſam bin, wenn ich

ihre und meine eigene Vergänglichkeit nicht immer vor Augen habe: Ich will noch heiliger ſeyn; ich will mir auch die unſchuldigſten Vergnügen verſagen; ich will die Triebe meiner Natur ſelbſt verläugnen; ich will in Wüſten gehen, wo ich die Hülfen aller menſchlichen Geſellſchaft verliere; ich will den erſten Vorzug meiner Menſchheit aufgeben; ich will nichts, als Memento mori ſprechen, und Gräber machen. Aber was wird nun aus einer ſolchen Religion? Eine Religion, die nicht mehr allgemein ſeyn kann; eine Religion, bey der, wenn ſie es werden könnte, die Societät nicht mehr beſtehen könnte; eine Religion, (o Schmach für eine göttliche Religion!) die eine weiſe Obrigkeit einſchränken muß, daß ſie nicht allgemein werde. Die wahren Grundſätze der Rechtſchaffenheit und Heiligung können bey dieſen Zuſätzen, ich geſtehe es willigſt, ungekränkt bleiben; der vernünftige Theil der Menſchen wird dieſe fremden Zuſätze auch allemal von der rechtſchaffenen Gottſeligkeit zu unterſcheiden wiſſen: Dieß nicht bekennen zu wollen, wäre die ſtrafwürdigſte Läſterung ſo vieler leuchtenden Beyſpiele der reinſten und erhabenſten Tugend. Aber dieſe erleuchteten Freunde der wahren Gottſeligkeit werden es, zur Ehre der Religion, doch immer wünſchen, daß ſie von dieſen Zuſäzen möge gereinigt werden. Denn der denkende Theil der Menſchen iſt immer der geringſte. Es iſt auch nicht genug, daß man dieſe Zuſätze für noch ſo willkürlich ausgiebt; ſie reizen immer den Enthuſiasmus; und was iſt anſteckender, als dieſe Krankheit? Das Uebertriebene, das Unnatürliche nimmt den groſſen

Hauſen immer am meiſten ein, und nichts mehr, als übertriebene Sittenlehre. Sie erhitzt die Einbildung, ſchmeichelt dem Stolze, und hält das Herz immer ſchadlos. Denn alle Geſetze, die das Gleichgültige weſentlich machen, machen das Weſentliche gleichgültig; und alle Sittenlehre, die den willkürlichen übertriebenen Tugenden einen zu hohen Werth giebt, ſetzt die wahre ſimple Tugend in eben dem Grade in unſerer Achtung herunter, und mindert zugleich den Abſcheu vor wirklichen Laſtern. Darüber werden der Phantaſt, der Tartüffe, in den Augen des Volks die Heiligen, und der redliche Handwerksmann, der Taglöhner, der es ſich in der Furcht Gottes redlich ſauer werden läßt, um zur Erhaltung der allgemeinen Wohlfahrt das Seinige beyzutragen, und aus ſeinen Kindern für die Welt wieder nützliche Bürger zu machen, iſt der gemeine Mann. Und wo iſt die Verſicherung, daß der Aberglaube noch immer in dieſen Gränzen bleibe? Wie nun, wenn er ſolche Zuſätze annimmt, die den Grundſätzen der Sittenlehre und der menſchlichen Geſellſchaft unmittelbar entgegen ſind; wenn er den Probabilismus lehret, den Menſchenhaß prediget, Bartholomäus-Nächte und Dragonaden anſtiftet; wenn er den Unterthan, unter Verſprechung des Himmels, mit Dolchen gegen ſeinen Regenten waffnet, den Regenten, zur Ehre Gottes, zum Scharfrichter ſeiner treuen Unterthanen auffordert; wenn Marmontel der Ketzer, und Buſenbaum der claßiſche Autor in der Sittenlehre iſt? Hier iſt der Aberglaube ſchrecklicher, als der Unglaube. Der Unglaube kann ſich zu

ſeinem

ſeinem Triumphe über die Religion nichts mehr wün-ſchen. Zum Scheine wird er gegen ihn ſchreyen, aber im Ernſt iſt er nur allein gegen die Intoleranz beredt. Wie ſchonend iſt er nicht gegen den allerunſinnigſten Aberglauben des alten Griechenlandes und Roms, wodurch doch die allererſten Grundbegriffe aller Reli-gion und Tugend vertilget wurden! Wäre es ihm nur um die Lauterkeit der Religion zu thun; wie leicht müßte es ihm ſeyn, die Zuſätze von den weſentlichen Wahrheiten zu unterſcheiden, die bey allen Zuſätzen immer ſichtbar genug bleiben! Aber davor nimmt er ſich wohl in Acht. Denn mit welchem Scheine, wenn er den Aberglauben nicht zum Vorwande hätte, wollte er die Religion in ihrer urſprünglichen göttlichen Sim-plicität angreifen? Wie verdächtig würde er dadurch in den Augen ſeiner Schüler, wie fürchterlich in ſeinen eigenen werden? Er wird vielmehr die Welt und ſich ſelbſt mühſam zu überreden ſuchen, daß die Religion alle die Zuſätze, die der Aberglaube und der einzelne Fanaticismus ihr je beygefügt hat, für weſentlich er-kennet. Nun ſind ihm alle ſeine Angriffe auf die Re-ligion ſo viel ſicherer; ſein Gewiſſen gewinnet dabey auch, und die Zahl ſeiner Proſelyten wird zu ſeiner Beruhigung immer gröſſer. Daher iſt der Unglau-be, ſagt Plutarch, nicht entſtanden, daß die Men-ſchen an der Ordnung des Himmels, oder an der Ein-richtung der Natur hier auf der Erde etwas zu erin-nern gefunden hätten. Der Aberglaube iſt allein Schuld daran. Die ſeltſamen und lächerlichen Ge-bräuche, die Zaubereyen, die vielen geheimen Künſte,

die zum Theil abſcheulichen Reinigungen, die unnatürlichen Enthaltungen, die unmenſchlichen Kaſteyungen, dieſe ſind es, die die Menſchen erſt auf die Gedanken gebracht, es ſey vernünftiger, und für ſie beſſer, gar keine Götter zu glauben, als ſolche, die an einem ſo ſeltſamen Dienſt ein Wohlgefallen fünden, ihre Diener ſo marterten, und mit ſo läppiſchen Kleinigkeiten ſich entrüſten und verſöhnen lieſſen. Würden die alten Gallier und Scythen nicht weit glücklicher geweſen ſeyn, wenn ſie nie von Göttern etwas gewußt hätten, als da ſie ſolche Götter hatten, denen die abſcheulichſten Menſchen-Opfer der angenehmſte und würdigſte Dienſt waren? Und wie viel beſſer wären die Carthaginenſer daran geweſen, wenn ſie einen Critias, der weder Götter noch Geiſter glaubte, zu ihrem erſten Geſetzgeber gehabt hätten, als da ſie durch ihren Stifter zu den grauſamen Opfern des Saturns verpflichtet worden!

Laſſen Sie uns noch das Verhältniß der Religion gegen die bürgerliche Geſellſchaft ſehen. Ihre Widerſacher ſind darüber noch nicht eins, von welcher Seite ſie dieſelbe hier angreiſen wollen. Einige behaupten, ſie ſey zur Erhaltung des Staats unentbehrlich; andere, der Staat könne ohne ſie eben ſo vollkommen beſtehen. Man ſollte nicht denken, daß dieſe zwey ſich ſo widerſprechende Sätze zu einerley Endzwecke gebraucht werden könnten. Jene, welche die Unentbehrlichkeit der Religion in einem Staate annehmen, machen dieſen Schluß daraus: Deswegen iſt die Religion nichts als

eine politiſche Erfindung; man behalte ſie alſo, und laſſe den Pöbel immer glauben, daß eine Vorſehung ſey, die den Betrug, den Meineid, die Verrätherey ſtrafen werde. Es iſt gut, denn die Geſetze reichen ſo weit nicht; der Philoſoph wird indeſſen kein Thor ſeyn, und ſich, wenn ſeine Abſichten es erfordern, durch das Geſpenſt einer rächenden Gottheit ſchrecken laſſen.

Die andere Theorie führet noch kürzer zu dieſem Endzwecke, und empfiehlet ſich zugleich durch ihre vorzügliche Bequemlichkeit. Kann die Societät ohne Religion eben ſo gut beſtehen; weg mit den Leuten, die uns mit dieſen ſchwermüthigen Lehren noch immerfort beunruhigen, die, indem ſie ſich der Jugend bemeiſtern, noch immer ein geheimes Verſtändniß mit dem Gewiſſen unterhalten, und es in ſeinen Empörungen ſtärken; es ſind Feinde der allgemeinen Ruhe; und vornemlich ſuche man nur das fatale Buch zu verbannen, wodurch dieſe Lehren ſich noch immer in Anſehen erhalten. Wie vergnügt wird ſichs leben, wie ruhig ſterben laſſen, wenn dieſe ſchwermüthigen Meynungen erſt ganz verbannet, und die güldenen Zeiten erſt wieder da ſind, da man keine andere Götter, als die guten ruhigen Göttern, kannte, die in ihrem Himmel eingeſchloſſen, ſich um die Menſchen nicht bekümmerten! Wie viel wird der Staat dabey gewinnen, wie viele Werkzeuge des allgemeinen Vergnügens können von den finſtern Anſtalten, welche die Religion immerfort erfordert, unterhalten werden! — Jenes iſt eigentlich die alte Philoſophie; die Zeiten hatten noch keinen Bayle. Seitdem

dem dieſer aber die Welt zu der groſſen Erleuchtung gebracht hat, daß auch eine Societät von Atheiſten beſtehen könne, ſo hat ſein Syſtem den meiſten Beyfall gefunden. Da indeſſen dem Unglauben keine Waffen zu alt und zu ſchlecht ſind, ſo nimmt er jene Philoſophie auch immer mit zu Hülfe. Man verträgt ſich leicht über die Theorie, wenn das gemeinſchaftliche Intereſſe nur gerettet wird. Da nun dieſe voraus ſetzt, daß die Religion zur Erhaltung der menſchlichen Geſellſchaft unentbehrlich ſey, ſo verdienet der Schluß wegen ſeiner Seltenheit nur geprüft zu werden: Die Religion iſt dem Staate unentbehrlich; deßwegen iſt ſie nichts, als eine Erfindung der Staatsklugheit. Ein ganz beſonderer Schluß! Die Sternkunde iſt eine unentbehrliche Wiſſenſchaft bey der Schiffahrt; deßwegen hat ſie keinen andern Grund, als die Begierde, reich zu werden. Es iſt wahr, alle alte Geſetzgeber haben die Religion für unentbehrlich gehalten, und keiner von ihnen hat es ſeiner Politik zugetrauet, ſie vernachläßigen zu dürfen. Das Clima, die Sitten, die Regierungsform mochten ſeyn, was ſie wollten; die Religion blieb ihnen gleich unentbehrlich. Denn die Geſetze können nur die äusserſten Grade der Verbrechen, und ſelbſt nur die wenigſten, ſtrafen. Die Unmäßigkeit, die Unzucht, die Treuloſigkeit, der Betrug, die fühlloſe Härte, die der Menſchheit und der Societät eben ſo gefährlich ſind, ſind ihrem Gebiete gar nicht unterworfen. Die weiſeſte Obrigkeit darf es ſelbſt nicht einmal wagen, viele Laſter durch geſetzliche Strafen einſchränken zu wollen. Die Bosheit würde nur ſo

viel künſtlicher werden, und verborgnere Wege und neue Laſter ausgrübeln, worauf das geſetzloſeſte Volk nicht verfallen würde. Und bey aller dieſer Strenge der Geſetze, wäre für die Tugend noch gar keine Ermunterung. Bey Laſtern kömmt es auf einzelne Handlungen an; bey der Tugend iſt es das Gegentheil. Wo ſollte aber die Societät die Fonds zu deren Ermunterung hernehmen? Glänzende, in die Augen fallende Belohnungen würden nichts helfen; dieſe würden den Betrug und die Heucheley nur vermehren, und die beſcheidne häusliche Tugend würde tauſendmal zuſetzen müſſen, um Einen glänzenden Böſewicht das groſſe Loos gewinnen zu laſſen. Dieſe Unvollkommenheit mußte die erſten Geſetzgeber nothwendig beunruhigen; und ſiehe, ein witziger Kopf, (Critias ſoll er geheiſſen haben,) kam auf den glücklichen Einfall, und erdachte einen Gott, ein allwiſſendes, allgegenwärtiges Weſen, welches die Welt regiere, welches alle, auch die verborgenen Handlungen der Menſchen ſähe, und nach ſeiner unveränderlichen Liebe zum Guten, dieſelben nicht unbelohnt, noch unbeſtraft lieſſe. Dieſe Erfindung that ihre Würkung; die Menſchen, die bisher wie die Thiere gelebt hatten, nahmen ſie blindlings an, und ſo kam die Idee von einem Gott, von einer Vorſehung und einem zukünftigen Leben, in die Welt. In der menſchlichen Vernunft, in der Natur der Dinge haben dieſe Vorſtellungen alſo keinen Grund? Nach dieſer Philoſophie, keinen, gar keinen; es iſt nichts wie ein Gedicht. Die Wohlfahrt aller menſchlichen Geſellſchaft beruhet alſo auf einer Lüge!

ge! — Hier ſteht die ganze Natur umgekehrt: — Eine Lüge, die von allgemeinen, unveränderlichen, wohlthätigen Folgen iſt; — eine Wahrheit, wobey, wenn ſie allgemein würde, die Welt untergehen müßte. — Und welcher Geſetzgeber durfte es ſich einfallen laſſen, zu vermuthen, daß ein Gedicht, wovon die Menſchen weder in ſich, noch auſſer ſich, den geringſten Grund fanden, ihrer ganzen Denkungsart und ihrer heftigſten Neigungen ſich mit einer unendlich gröſſern Gewalt, als alle Geſetze, bemeiſtern würde? Will man ſich hier auf die Wildheit der erſten Menſchen berufen? Dieß macht die Auflöſung noch ſchwerer. Wo ſchon ein Gefühl von Religion überhaupt iſt, da iſt es leicht, ein nicht denkendes Volk, unter dieſem Vorwande, mit allerhand abergläubiſchen Zuſätzen zu ſchrecken und zu leiten; aber dieß läßt ſich nie von einer Erfindung hoffen, die in der Natur nicht den geringſten Grund hat, und wo von der wachſenden Vernunft vielmehr das Gegentheil zu fürchten iſt.

Die Religion iſt auch älter, als alle Staaten. Die älteſten Geſetzgeber ſetzten alle einen bekannten ländlichen Gottesdienſt voraus, wovon der erſte Urſprung in der Geſchichte nirgend zu finden iſt. Das Datum der Vergötterung einer Iſis, eines Jupiters iſt da; aber alle Anbethung der Geſtirne, alle Vergötterung der Menſchen, und alle ſymboliſche Götzenbilder ſetzen eine ältere Idee von einem höhern Weſen, das ſich in allen wohlthätigen Geſchöpfen durch ſeine Gegenwart wirkſam beweiſe, voraus. Die älteſten ägyptiſchen Gott-

Gottheiten waren keine Menſchen, und es iſt gegen die Natur, daß die Vernunft ſich zuerſt viele Gottheiten gedacht haben ſollte; dieſe ſind nichts, als Ausartungen eines urſprünglich vollkommenern und reinern Begriffs eines allerhöchſten Weſens, welches die Vernunft ſich nothwendig allemal zuerſt gedacht hat. Ich berufe mich hier allein auf den Herrn von Voltaire. Doch dieſes iſt, wie ich ſchon geſagt, eigentlich das alte Syſtem.

Das neuere iſt mit der Erleuchtung des letztern Jahrhunderts erſt entſtanden, und hat vor dem alten dieß beſondere Verdienſt, daß es dem unbequemen Einwurf entgeht, wenn die Religion ein ſo unentbehrliches und heiliges Geheimniß der Staatskunſt ſey, warum es denn von denen, die es dafür halten, am meiſten entweihet werde. Die erſten Erfinder dieſes Geheimniſſes betrugen ſich wenigſtens ganz anders. Die Befreyung von dieſem Zwange hat daher dieſem Syſteme natürlicher Weiſe auch die meiſten Freunde erworben. Kann die Societät ohne Religion eben ſo gut beſtehen; warum hat man ſich denn noch die geringſte Gewalt angethan? Man kann Baylen, der ſich durch ſeine Scharfſinnigkeit im Denken, und durch die reizende Lebhaftigkeit und Feinheit ſeines Witzes gleichſam berühmt gemacht, wohl nicht beſchuldigen, daß er ſelbſt im Ernſt ein Feind der Religion geweſen ſey. Es ſind zu viele Stellen in ſeinen Schriften, wo er die geiſtige Natur eines höchſten Weſens, die Schöpfung der Welt, die Vorſehung, und ein zukünftiges Leben mit

dem unverdächtigſten Eifer behauptet, wo er ſelbſt die Vortreflichkeit und Göttlichkeit der Offenbarung behauptet. Aber ein ſo groſſer Philoſoph er auch war, ſo konnte er die niedrige Schwachheit nicht ablegen, überall ſeinen Witz zeigen zu wollen. Dieß macht, daß er nicht allein bey allen, auch den ernſthafteſten Gelegenheiten, bis zum Eckel, und oft mit den pöbelhafteſten Wortſpielen ſcherzt, ſondern daß er ſich auch nirgend in den Gränzen der Wahrheit zu halten weiß; daß er vielmehr, wo er nur kan, die ungereimteſten Sätze mit einer blendenden Scharfſinnigkeit zu behaupten, und die allerdeutlichſten dagegen verdächtig zu machen ſucht, und daher bey ſeinen vielen unvorſichtigen Leſern der Religion mit ſeinen Schriften eben ſo gefährlich wird, als wenn er ihr wirklicher Feind geweſen wäre. Es kam vielleicht noch ein anderer Umſtand hinzu, der, wenn man das menſchliche Herz ein wenig kennet, nicht ſo fremd ſcheinen wird. Er war, eben dieſes Leichtſinns wegen, mit dem Prediger Jurieu, dem er ſein ganzes Glück in Holland zu danken hatte, zerfallen. Dieſer Mann hatte ſeine Einbildung nicht immer in ſeiner Gewalt, und gab daher ſeinem Feinde von dieſer Seite allerhand Blöſſen. Dagegen kannte ihn Bayle auch wieder als einen ſehr redlichen Mann, und als den ernſthafteſten und eifrigſten Vertheidiger der Religion, und wußte alſo, daß er ihn nicht empfindlicher kränken könnte, als wenn er die Wahrheiten, die jenem ſo heilig und ernſthaft waren, bey aller Gelegenheit verdächtig und lächerlich zu machen ſuchte. Das Mittel, ſeinem Feinde auf dieſe Art weh zu

thun,

thun, iſt ſchwarz: Wenn man indeſſen das menſchliche Herz kennet, und dabey weiß, wie hämiſch und bitter Bayle in ſeinen Feindſeligkeiten, bey ſeinen übrigen vielen guten Eigenſchaften, war, ſo wird es einem nicht ſo unnatürlich vorkommen. Am allerverwerflichſten machte er ſich mit dem widerſinnigen Satze, daß die Societät auch ohne Religion beſtehen könne, den er beſonders in dem Buche über die Cometen ausführet, und worinn er, nach Montesquieus Urtheil, nachdem er erſt durch eine Kette von ſophiſtiſchen Wortſpielen und Wendungen die Religion überhaupt beſchimpſt hat, am Ende als ein Verräther der chriſtlichen aufhöret.

Da die Vertheidiger des Unglaubens dieſen ihren Helden noch immer ſo ſiegprangend anführen, ſo will ich die ganze Kette ſeiner Sophiſtereyen herſetzen. Er fängt ſein Buch damit an, daß die Cometen keine Vorbedeutung göttlicher Gerichte wären. Einer von den Gründen, womit er dieß beweiſet, iſt dieſer, daß Gott durch dergleichen Wunder den Aberglauben und die Abgötterey unter den Heiden nur würde beſtärkt haben. Und geſetzt, daß der völlige Atheismus auch dadurch verhütet worden wäre, ſo wäre dadurch nichts gewonnen worden, indem die Gottesverläugnung kein gröſſer Uebel, als die Abgötterey, ſey. Denn die Heiden hätten bey ihrer Abgötterey eben die Bosheiten ausgeübt, die ſie bey der offenbarſten Atheiſterey nur hätten begehen können. Hergegen führe der Unglaube auch nicht nothwendig zu den Laſtern. Denn

die metaphyſiſchen Grundſätze hätten auf die moraliſchen Handlungen keinen Einfluß; dieſe kämen bey den Menſchen aus einer ganz andern, und bey den Ungläubigen und Abergläubigen gemeinſchaftlichen Quelle, die durch die eine Theorie nicht mehr gebeſſert, als durch die andre verſchlimmert würde. So wenig man alſo von einem Atheiſten behaupten könne, daß er nothwendig laſterhaft ſeyn müſſe, ſo wenig könne man von einem Laſterhaften ſagen, daß er gar keine Religion habe. Dieß bewieſen die größten Böſewichter, die für die Heiligthümer ihrer Religion die größte Ehrerbietung bewieſen; dieß bewieſen die Kreuzzüge, auch die franzöſiſche Geſchichte, da dieſer Hof nie laſterhafter geweſen, als wenn er den wütendſten Eifer in Verfolgung der Hugenotten bezeugt hätte. Da alſo die Religion keinen Einfluß in die Sitten habe, ſo würde auch eine Societät von Atheiſten beſtehen können. Die groſſe Sicherheit der Societät hange ohnehin von den Geſetzen ab; und da der Unglaube die natürlichen Empfindungen von Wohlſtand, Ehrbarkeit und Schande nicht erſticke, auch der Begriff von der Rechtmäßigkeit einer Handlung nicht ſowohl von der Erkenntniß Gottes, als von der innerlichen Güte derſelben, abhange, folglich für die Tugend noch immer Bewegungsgründe genug übrig blieben, ſo folge es auch nicht, daß ein Gottesverläugner nothwendig laſterhaft ſeyn müſſe; es folge nur, daß er ſich dem ergebe, wozu ſein Temperament ihn antreibe; und doch müſſe er ſich wohl vor den Geſetzen hüten, daß er dieſen nicht in den Weg komme. — So

viele

viele Worte, ſo viele betrügliche Wendungen und Sophiſtereyen, da er alle Worte und Redensarten in drey, auch mehr verſchiedenen Bedeutungen nimmt, ohne ſie irgendwo zu beſtimmen, und bald dieſe, bald jene nimmt, nachdem er ſie zur Behauptung ſeines Satzes brauchen will. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich ihm in allen ſeinen verrätheriſchen Wendungen und Wiederholungen, wodurch er immerfort der Aufmerkſamkeit des Leſers zu entwiſchen ſucht, folgen wollte. Einige Stellen werden genug ſeyn, es zu beweiſen. Sein erſter Satz iſt, daß, wenn Gott auch durch Wunder die völlige Atheiſterey bey den abgöttiſchen Völkern hätte verhüten wollen, dadurch nichts würde gewonnen ſeyn, weil das eine nicht beſſer wäre, als das andre. Hier iſt der erſte Hauptbetrug, daß er alle Stufen, welche die Abgötterey und der Aberglaube haben können, übergeht, und, um den Leſer ſicher zu machen, dem Scheine nach nur von dem höchſten Grade der Abgötterey redet, und in der Ausführung bald dieſe, bald die Religion ſelbſt meynet. Hätte er ſich hier einmal erkläret, ſo wäre der Betrug gleich offenbar geweſen. Denn hätte er im Ernſt nur allein von dem höchſten Grade der Abgötterey verſtanden ſeyn wollen, ſo hätte ihn dieß zu nichts geführet. Hätte er aber das, was ihm von der höchſten Idololatrie alle Vernunft eingeſteht, auch von der wahren Erkenntniß Gottes oder auch nur von den geringern Graden der Abgötterey gerade zu behaupten wollen, ſo hätte er gleich alle Vernunft und Geſchichte gegen ſich gehabt. Wenn die Menſchen

 einmal

einmal zu der erleuchteten Erkenntniß einer lautern Religion gekommen ſind, ſagt der Verfaſſer vom Geiſt der Geſetze, da iſt der Aberglaube nicht allein überflüßig, ſondern ſelbſt gefährlich; indeſſen bleibt die unvollkommenſte Religion der Societät unentbehrlich, als eine Verſicherung von der Redlichkeit der Menſchen, weil die Geſetze nur die offenbaren Verbrechen ſtrafen können. Dieß iſt die Schwachheit der Menſchen, ſagt der Herr von Voltaire, daß aller mögliche Aberglaube, wenn er nur nicht blutdürſtig iſt, für die Societät noch immer beſſer, als der Unglaube, iſt; den Menſchen iſt ein ſolcher Zügel für ihre Begierden zu nöthig; es war freylich unvernünftig, einer phantaſtiſchen Gottheit zu opfern, aber genug, wenn ſie aus Furcht, von dieſer Gottheit für ihre Laſter beſtraft zu werden, ſich derſelben enthielten. Denn bey aller abgöttiſchen Verehrung erdichteter ſymboliſcher Untergottheiten, kann das dunkle Gefühl von einer höhern vergeltenden Gottheit noch beſtehen. Dieß beweiſet die Heiligkeit der Eidſchwüre und der Bündniſſe bey den Griechen und Römern, ſo lange die epikuriſche Philoſophie dieß Gefühl noch nicht vertilgt hatte. Hätte alſo Bayle unter dem unbeſtimmten Worte Idololatrie ſeine Angriffe gegen die Religion ſelbſt nicht verborgen, ſo würde er mit allen Beweiſen dahin nicht gekommen ſeyn, daß ein Staat auch ohne Religion beſtehen könne.

Seine übrigen Sätze beſtehen aus eben ſo betrüglichen Wortſpielen. Ich will nur den einen noch anführen,

führen, den er immerfort wiederholet, daß die Menſchen nicht nach ihren theoretiſchen Grundſätzen, ſondern nach ihren ſinnlichen Neigungen handeln, und daß dieß bey Chriſten nicht anders, wie bey Ungläubigen, ſey. Die Religion, ſagt er, (hier iſt von keiner Idolatrie die Rede mehr,) hülfe weiter zu nichts, als ſchöne Predigten über die Pflichten zu halten; indeſſen folge ein jeder der Neigung, die ihm die angenehmſte ſey; da nun der Atheiſt nichts mehr thue, ſo ſey es auch nicht nothwendig, daß er mehr laſterhaft ſey, ob er gleich über die Natur der Laſter und ihrer Strafen nicht einerley Theorie habe. Nun iſt der ganze Beweis da. Denn wenn die Religion auf die Sitten gar keinen Einfluß hat, ſondern der Chriſt und Atheiſt aus einerley Trieben handeln; warum ſollte denn eine Societät von Atheiſten nicht eben ſo gut beſtehen können? Man ermüdet, wenn man alle die betrüglichen Wendungen aufſuchen will, wodurch er mit Hülfe dieſes Satzes zu ſeinem Zwecke zu kommen ſucht. Die Maske iſt ſchon weggeworfen, er ſpricht deutlich von der Religion; hätte er ſich aber erkläret, ſo wäre die Verrätherey gleich entdeckt geweſen. Denn hätte er ſagen wollen, daß die höhern Vorſtellungen und Bewegungsgründe der Religion auf die Sittlichkeit der Menſchen gar keinen Einfluß, auch nicht einmal auf eine Zeitlang hätten, ſo hätte er den Menſchen alle Vernunft abgeſprochen; hätte er aber weiter nichts damit ſagen wollen, als daß die Menſchen den Grundſätzen ihrer Erkenntniß nicht immer folgten, ſondern von der Heftigkeit ihrer Leiden-

ſchaften ſich dennoch oft übereilen lieſſen, ſo wäre es lächerlich geweſen, wenn er gegen die Religion damit etwas hätte beweiſen wollen. So könnte man auch von den Geſetzen behaupten, daß ſie unnütz wären, und daß ein Staat ohne ſie eben ſo gut beſtehen könnte. Zuweilen ſtiehlt er zwar, um den Leſer ſicher zu machen, die Einſchränkung, der Menſch folge ſeinen Grundſätzen nicht immer, mit hinein; weil er aber damit nicht zu ſeinem Zwecke kommen würde, ſo läßt er die Einſchränkung auch gleich wieder weg, und nimmt ſeinen Satz in der volleſten Bedeutung. Die Erfahrung, fährt er weiter fort, beweiſe es, daß die Religion die Neigungen der Menſchen nicht beſſere. Aber welche Religion? Iſt denn unter einem flüchtigen leichtſinnigen Bekenntniſſe der Religion, und unter einer lebendigen Empfindung ihrer groſſen Wahrheiten, gar kein Unterſchied? Und in welcher Bedeutung nimmt er das Wort, beſſern? Hier iſt derſelbige Doppelſinn. Wie viele Stufen hat nicht dieſe Beſſerung? Denn wenn der Menſch auch nicht immer zur vollen und beſtändigen Beherrſchung ſeiner Begierden durch die Religion kömmt; folgt es deßwegen, daß ſie auf die Sitten gar keinen Einfluß habe? Wie wohlthätig bleiben auch die Wirkungen einer halben Religion noch, wenn ihre Gründe die Gewalt der Leidenſchaften auch nur zuweilen unterbrechen, und ihre gewaltſamſten Ausbrüche zurück halten! Nach dieſem Gewebe von Zweydeutigkeiten und Sophiſtereyen war es ihm aber leicht, endlich zu dem Schluſſe hinzukommen, daß auch eine Societät von Atheiſten beſtehen

könne: Er hätte aber eben ſo kühn behaupten mögen, daß ſie auch eben ſo gut beſtehen könne. Denn hat die Religion auf die Sitten gar keinen Einfluß, und beruht die ganze Sicherheit des Staats auf den Geſezen, ſo bringt die lauterſte Religion eben ſo wenig Gutes, als der frechſte Unglaube Schaden bringt. Denn der Atheiſt iſt nicht nothwendig allen Laſtern ergeben, er überläßt ſich nur denen, wozu ſeine Neigungen ihn treiben, und doch muß er ſich wohl vorſehen, daß er den Geſetzen nicht in den Weg komme. Hier haben wir alſo die Beſchreibung eines atheiſtiſchen Staats: Ein jedes Mitglied thut nicht mehr Böſes, als es Luſt hat, und als es mit Sicherheit thun kann. Aber war hierzu ein ſo groſſes Buch, und ſo viel Kunſt und Beredſamkeit nöthig? Wie viel ehrlicher und offenherziger iſt La Mettrie! Sein Atheiſt iſt eben ſo beſcheiden, als Baylens Bürger; er kehret ſich an keine Vorſtellungen von Gott; dem Gewiſſen ſtopft er ſo lange das Maul, bis es zu ſchreyen müde wird; die Tugend iſt ihm ein fremdes Gewächs, das er im Herzen nicht aufkommen läßt; aber für den Scharfrichter behält er alle Hochachtung. Bayle ſagt zwar, wir hätten in der Geſchichte noch keine Beſchreibung von einem völlig atheiſtiſchen Staate. Wir brauchen ſie nicht. Der Herr von Haller hat indeſſen nach ſeinem Grundriſſe eine Beſchreibung davon gegeben, wie der Regent, wie der Richter, der Sachwalter, der Kaufmann, wie die Erziehung und das Innere der Familien ſeyn würde. Und wenn wir in der Geſchichte noch keinen völlig atheiſtiſchen Staat

finden, ſo finden wir doch ſolche, die ihnen ſehr nahe kommen. Wir brauchen nur die Geſchichte der letzten ägyptiſchen und ſyriſchen Könige, und die Geſchichte von Rom zu Cäſars Zeit zu leſen, da wenigſtens nach dem eigenen Geſtändniſſe des Dictionaire philoſophique alles, was groß in Rom war, ſyſtematiſche Atheiſten waren, weßwegen, nach eben dieſem Geſtändniſſe, der Untergang der Republik, (wie glücklich entwiſcht hier die chriſtliche Religion!) unvermeidlich war. Und doch war Rom noch kein völlig atheiſtiſcher Staat; es waren wenigſtens noch Geſetze aus den alten geſündern Zeiten, die das Band der Societät noch erhielten, und die ſtoiſche Philoſophie, die durch die Grauſamkeit der Kaiſer von neuem erweckt wurde, erhielt auch noch die Menſchheit, daß ſie mit der Tugend nicht völlig untergieng.

Mandeville iſt indeſſen noch kühner, als Bayle; dieſer behauptet ſogar, daß ein Staat durch die Laſter gewinne, und hergegen bey einer allgemeinen Tugend gar nicht würde beſtehen können. Aber er beweiſet, wie Bayle; das ganze Gewäſch beruhet ebenfalls auf zwey nichtswürdigen Zweydeutigkeiten, wovon die erſte iſt, daß er Laſter und natürliche Neigungen mit einander vermiſcht. Der Staat kann nicht ohne Privatlaſter ſeyn; aber es müſſen gemäßigte Laſter ſeyn, ſie müſſen ihre Schranken haben. Und wo ſollen ihre Schranken ſtehen? Hier laſſen ſich keine andre gedenken, wenn man ihm nicht eine boshaftere Abſicht dabey zutrauen müßte, als die, welche die Religion den

Begierden ſetzt; und ſo wären ſie nichts anders, als gemäßigte ſinnliche Triebe. Und welches ſind denn die Laſter, die der Societät ſo einträglich ſeyn ſollen? Iſt es eine zügelloſe, alle Familien zerſtörende Unzucht iſt es Betrug im Handel, iſt es feile Gerechtigkeit, Ungehorſam der Kinder gegen die Aeltern, meineidige Uebertretung aller Verbindungen? Endlich kömmt es wieder auf ein kahles Wortſpiel hinaus, der Lüxe. Der Lüxe hat aber ſeine zwey verſchiedene Geſtalten. Er beſteht überhaupt in der Verfeinerung des ſinnlichen Geſchmacks über die Dinge, die zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Lebens gehören. Dieſer Lüxe, (wir Deutſche haben oft die Sache eher, als wir das Wort haben,) iſt, ſo lange er im Ganzen die Kräfte des Staats und ſeiner einzelnen Glieder nicht überſteigt, und von der Sittlichkeit geleitet wird, dem Staate allerdings vortheilhaft. Er erweckt den Geiſt, reizet den Fleiß; vermehret die Nahrungsmittel, vervielfältigt die Bequemlichkeiten des Lebens, mindert das Elend, bereichert die Natur, und giebt der ganzen Menſchheit eine anſtändige Zierde und Würde. Die wahre Religion iſt aber auch ſo fanatiſch-mürriſch nicht, daß ſie dieſe unſchuldige Empfindung des Schönen verdammen, und eine finſtre ſchmutzige Hütte heiliger, als eine regelmäßige bequeme Wohnung, oder die ſanfte Melodie einer harmoniſchen Muſik, und eine wohlbereitete Speiſe für unheiliger, als ein lärmendes Geplärr, oder als rohe Kräuter halten ſollte. Die größte ſinnliche Schönheit iſt die Natur ſelbſt, und mit dieſer Empfindung kann das zärteſte Gefühl der allerreinſten Religion

gion beſtehen. Vielmehr wird der Reiche, wenn er ein wahres Gefühl von der Religion hat, es ſich zur Pflicht machen, daß er einen Theil ſeines Vermögens auf dieſe Art zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staats, worinn er lebt, verwende. Es wird allemal ſeine erſte und heiligſte Pflicht bleiben, daß er das gegenwärtige Elend ſeiner dürftigen Brüder unmittelbar dadurch zu mildern ſuche: Darneben aber wird es ihm auch allemal eine weſentliche Pflicht ſeiner Menſchenliebe ſeyn, daß er zugleich das Vermögen, welches ihm Gott gegeben, mit Vernunft und auf eine ſeinem Stande gemäſſe Art, zur Beförderung des allgemeinen Gewerbes und zur Ermunterung der Künſte verwende, weil er ſeine wohlthätigen Geſinnungen hiedurch gegen alle ſeine fleißigen Mitbürger weit mehr ausbreiten, und, indem er nicht allein zu deren ihrem eigenen bequemern Leben, ſondern auch zur beſſern Erziehung der Ihrigen dadurch behülflich wird, er zur allgemeinen Wohlfahrt der Societät, worinn er lebt, auf eine weit edlere und thätigere Art etwas beytragen kann, als wenn er allen ſeinen Reichthum zu ſolchen Stiftungen verwenden wollte, welche die gegenwärtige Noth der Armen zwar mindern; aber im Ganzen die Armuth auch vermehren würden.

Verſteht man aber durch den Luxe die zügelloſe leichtſinnige Ueppigkeit, da alles, ohne Rückſicht auf Ordnung, Sittlichkeit und Religion, nur allein dem ſinnlichen Vergnügen centauriſch nachläuft, und

darinn ſeine ganze Glückſeligkeit ſetzt, ſo iſt es auch wieder die grauſamſte Peſt, welche die menſchliche Geſellſchaft nur treffen kann; eine Peſt, welche die ganze menſchliche Denkungsart vergifftet, alle Seelenkräfte entnervt, alles Gefühl von Ehrbarkeit, Menſchenliebe und Großmuth erſtickt, die ganze Würde der menſchlichen Natur bis zur thieriſchen herunter ſetzt, die Menſchheit in ihrer erſten Anlage ſchon entkräftet, das künftige Alter ſchon in der Jugend zum Fluche macht, alle Ordnung zerſtöret, alle Stände in Verwirrung ſetzt, Treue und Glauben vernichtet, allen möglichen Ungerechtigkeiten und Bosheiten Sicherheit giebt, den Müßiggang reizt, die Natur auszehrt, die glücklichſten Länder zerſtöret, den Reichthum zum Mittel der grauſamſten Armuth macht, kurz, alle mögliche Flüche, welche die Menſchheit treffen können, im Gefolge hat. Dieſes iſt das Mandeviliſche groſſe politiſche Geheimniß, der Lüxe, der Segen unſrer blühenden Zeiten!

Aber was helfen alle Vertheidigungen, alle Lobſprüche der Religion, da indeſſen in allen Gegenden der Welt noch die traurigſten Spuren des fürchterlichen Enthuſiasmus und Fanaticismus zu ſehen ſind, den die Religion zum Unglücke der Menſchheit erſt in die Welt gebracht, und ſeitdem allezeit zu ihrem unzertrennlichen Gefährten behalten hat? Wo hat die Philoſophie, geſetzt, daß ſie auch keinen Gott, keine Vorſehung, keine Ewigkeit glaubte, dergleichen ſchreckliche Scenen je veranlaſſet; wo hat dieſe je ihre unſchuldige Hand in dem Blute der Könige gefärbt; wo hat der

Un-

Unglaube jemals die Unterthanen gegen ihre Regenten aufgewiegelt, Kreuzzüge gepredigt, Scheiterhaufen errichtet? Wie ſicher iſt die allgemeine Zufriedenheit und Ruhe der Welt, bey dieſer Philoſophie! Aber was bleibt der Menſchheit nicht immer zu fürchten, ſo lange dieſer Enthuſiasmus der Religion nicht völlig vertilgt wird? — Enthuſiasmus! Fanaticismus! Dieß ſind jetzt die groſſen Worte, die dem Unglauben auf einmal den Sieg über alle Religion geben ſollen, und alle philoſophiſche Echo ſchreyen ihren groſſen Vorgängern muthig nach, Enthuſiasmus! Enthuſiasmus alſo. — Um kurz zu ſeyn, will ich es gleich zugeben, daß die Religion, (ich und dieſe Weiſe, wir verſtehen beyde das Chriſtenthum darunter,) ohne Enthuſiasmus gar nicht ſeyn könne. Aller Enthuſiasmus beſteht in einer lebhaften und feurigen Vorſtellung eines groſſen Guts. Wie wäre es alſo möglich, die groſſen Wahrheiten von Gott und der Ewigkeit ohne Enthuſiasmus zu empfinden? Und dieß ſollte der Religion ein Vorwurf ſeyn? Sie iſt der höchſte und edelſte Grad des Gefühls, wozu die Seele ſich erheben kann. Sie iſt der Grund von aller wohlthätigen Wirkſamkeit in der Welt, die Seele von allen groſſen Unternehmungen. Man nehme dieſen glücklichen Trieb aus der Armee, man nehme ihn dem Patrioten, dem Unterthan, man nehme ihn der Freundſchaft, und pflanze an deſſen Stelle den niedrigen, kalten, philoſophiſchen Egoismus, der nichts, wie ſich ſelber fühlet, der alle Triebe in den niederträchtigſten Eigennutz concentriret, und alle edle großmüthige Empfindungen der Menſchenliebe

in eine todte, ſtoiſche Apathie verwandelt. Es läugnet niemand, daß dieſer Enthuſiasmus ſehr ausſchweifend und der Ruhe der Societät gefährlich werden könne, wenn er, von der Vernunft nicht erleuchtet, ein falſches Intereſſe für ein wahres nimmt. Wir wollen dieß den Fanaticismus nennen. Aber dieß iſt keine Krankheit der Religion, dieß iſt eine Krankheit des Menſchen. Oder wäre etwan die Religion gar keiner vernünftigen Erleuchtung fähig, und wären Gott und die Ewigkeit zwey ſolche Vorſtellungen, die eine geſunde Seele, ohne in die gefährlichen Symptome dieſes Fanaticismus zu verfallen, gar nicht denken könnte? — Allein da die Menſchen Aberglauben und Religion ſo leicht mit einander vermiſchen, und das groſſe Intereſſe, das der Aberglaube von der Religion borgt, jenen ſo leicht fanatiſch macht, ſo bleibt die Religion der allgemeinen Ruhe aus dieſer Urſache doch allemal gefährlich. — Ganz recht, die Welt hat Urſachen genug, über dieſe unglückliche Wuth des Aberglaubens zu klagen. Aber ſoll denn die Religion, die Religion, welche die Menſchen durch die ſtärkſten Bewegungsgründe zur allgemeinen Wohlthätigkeit und Mäßigung antreibt, (denn Gott und die Ewigkeit ſind doch wohl die allerſtärkſten,) die Schuld von allen Ausſchweifungen des Aberglaubens tragen, weil ihre Bekenner nicht immer erleuchtet genug ſind, und vom Stolz und Eigennutzen ſich verleiten laſſen? Wo iſt irgend ein verrücktes Gehirn, wo der Ruchloſe, die ihre Träume oder Bosheiten nicht für Philoſophie ausgeben? Wo iſt der Rebell, der ſeine Empörungen nicht

nicht mit dem Namen von Freyheit und Liebe des Vaterlandes ſchmücke? Dieß ſind zufällige Folgen der edelſten menſchlichen Vorzüge. Sollen ſie nicht ſeyn, ſo iſt der Kirchhof der glücklichſte Staat, wo alles in philoſophiſcher Stille ruhig bey einander liegt und fault. Hat denn die wahre Freyheit nicht auch ihre weſentlichen und ungleich gröſſern Vortheile; und wenn der Misbrauch ihres Namens dem Pöbel zuweilen Götzen giebt, zeugt ſie nicht auch ihre Chathams? Und ſollte denn die Religion, die immerfort die Menſchenliebe, die Verſöhnlichkeit, die Rechtſchaffenheit und Mäßigung prediget, und die Gnade des Schöpfers und eine ewige Glückſeligkeit zu deren Vergeltung verſpricht, ſollte die denn nicht ihre einzelnen guten Wirkungen haben, die im Ganzen zur allgemeinen Wohlfahrt der Welt noch allemal mehr beytrügen, als der Aberglaube und der Fanaticismus ihr gefahrlich werden?

Ihr ſchreyet ſo ſehr über den Aberglauben; aber helft uns, Philoſophen, die Welt über die wahren und wohlthätigen Grundſätze der Religion erleuchteter zu machen. Arbeitet hierinn mit uns; wir wollen wieder mit euch vor den Thronen der Könige die Rechte der Gewiſſensfreyheit gegen die Intoleranz vertheidigen; wir wollen ſie mit euch anrufen, daß ſie dem Aberglauben zu ſeinen Verfolgungen ihre Waffen nicht hergeben; und die Staatskunſt beſchwören, daß ſie nur nicht ſelbſt die Religion zum Vorwand ihres Eroberungsgeiſtes, ihres Deſpotismus brauche. Wenn dann auch die Welt nicht auf einmal zu der vollen

Erleuchtung gebracht werden kann, ſo bleibt ihre Ruhe doch wenigſtens auch bey allem noch übrigen Aberglauben geſichert. Denn es iſt kein Aberglaube, der, ungeachtet ſeiner Blindheit, die Tugend nicht für eine nothwendige Bedingung des Himmels halten ſollte.

Aber man ſage noch ſo viel, daß die Religion an dieſem unruhigen verfolgenden Fanaticismus nicht Schuld ſey; was wußte denn die Welt von Streitigkeiten über Wahrheiten der Religion, was wußte ſie von Verfolgungen, von Religions-Kriegen, ehe mit dem Chriſtenthume dieſer Enthuſiasmus in die Welt kam? Wo leſen wir, daß die Prieſter des Jupiters mit den Prieſtern der Cybele ſich je über die Geheimniſſe ihrer Gottheiten geſtritten hätten? Wo hat jemals ein Verehrer der Iſis einen Tempel der Venus zerſtöret? Wie freundſchaftlich wurden alle fremde Gottheiten angenommen! Wie vertraut gieng der, der dem Jupiter ſein Opfer brachte, mit dem, der dem Bachus opfern wollte! Wie ruhig blieb hiebey der Staat; und was gab dieſe glückliche Toleranz den Dichtern nicht für eine reiche Gelegenheit, die Stärke ihres Geiſtes zu üben, und den Vater der Götter und der Menſchen ſo umzubilden, daß die ſchwermüthigen Eindrücke des ältern Aberglaubens endlich, zur völligen Beruhigung der Menſchheit, bey keinem Gottesdienſte mehr empfunden wurden, ſondern das Volk mit eben der Ruhe zu ſeinen Tempeln, wie zu den übrigen öffentlichen Schaubühnen gehen konnte! — Ganz recht. Das Heidenthum verfolgte weniger.

 Eine

Eine Iſis mochte leicht ſo gut, als eine Juno ſeyn. Die Gottheit, die der Chriſt anbethet, machte ihn natürlicher Weiſe etwas ernſthafter. Es ſagen zwar einige Geſchichtſchreiber, daß, wie das Intereſſe des Heidenthums durch das wachſende Chriſtenthum ſich gekränkt gefühlt, daß das Heidenthum auch angefangen habe zu verfolgen; aber n'en croyez rien; Nero und Domitian waren die liebenswürdigſten Monarchen. Es ſey darum, Tacitus mag ein Lügner ſeyn. Die Heiden verfolgten ſich wenigſtens unter einander nicht, und wenn ſie die Chriſten verfolgten, ſo war der letztern Fanaticismus Schuld daran; warum blieben ſie nicht bey der ruhigen Verehrung eines Jupiters, warum wollten ſie keinem Nero opfern? Sie ſtörten die allgemeine Ruhe; ihre Lehre führte zum Menſchenhaſſe. Ein Gott, der alle Handlungen der Menſchen ſiehet, der alle Neigungen und Begierden der Menſchen einſchränkt, der alle Sünden der Menſchen ſtrafen, noch in einem zukünftigen Leben ſtrafen wird; — ein Erlöſer, der die Buſſe, die Verläugnung aller Sünden zur einzigen Bedingung der Gnade, und die Unmäßigkeit, wie die Ungerechtigkeit, zur Sünde macht; — ein jüngſtes Gericht; — eine Ewigkeit: — Dieß iſt das odium generis humani, wogegen ſich mit Recht alle Philoſophie empöret. Weg mit dieſen fanatiſchen Lehren, weg mit dem Kreuze! Einen Jupiter, eine Venus an deſſen Stelle in den Tempeln wieder aufgeſtellet, die alten vergnügten Opfermahle ſtatt des dürftigen ſchmermüthigen Gedächtnißmahles des Kreuzes wieder eingeführet; ſo iſt die Welt

auf einmal ruhig, und hat von allen den blutigen Unruhen nichts mehr zu fürchten. Aber wenn der Fanaticismus des Chriſtenthums die unglückliche Quelle der für die Sicherheit und Ruhe der Welt ſo gefährlichen Zerrüttungen iſt, warum ſind denn die chriſtlichen Staaten doch ſo viel wenigern Revolutionen unterworfen? Warum ſind die Rechte der Majeſtät hier am meiſten geſchützt? warum ſind die Perſonen der Regenten ſo heilig, und in der entlegenſten Hütte ihres dürftigſten Unterthans ſo ſicher, als unter ihren Leibwachen? warum brauchen ſie zu ihrer Sicherheit keine Gegengifte mehr bey ſich zu tragen? Wir haben in der chriſtlichen Geſchichte einen Kaiſer, den der Fanaticismus vergiftet haben ſoll, zween Könige, die ihr Leben dadurch verloren, zween, die in der Gefahr es zu verlieren geweſen ſind; man vergleiche die Syriſche, die Griechiſche, die Römiſche Geſchichte hiergegen. Und warum ſind alle Geſetze in dem Chriſtenthum ſo milde? warum iſt die unumſchränkte Herrſchaft ſo wenig deſpotiſch? woher hat das Menſchenblut einen ſo hohen Werth? Den ſchönen Geiſtern und dem verfeinerten Geſchmacke hat die Menſchheit dieß nicht zu verdanken. Wie in Athen und Rom die ſchönen Künſte am blühendſten waren, da galt juſt die Menſchheit am wenigſten. Und wenn denn nun endlich die Philoſophie ſo glücklich würde, daß ſie ihr groſſes Werk ausführen, und dieſen Fanaticismus in ſeiner erſten Quelle gänzlich vertilgen könnte; wird nun die Welt für ihre Ruhe nichts mehr zu fürchten haben? Waren die Heerszüge Alexanders auch Kreuzzüge; waren die Rot-

 ten

ten von Marius und Sylla, waren Cäſar und ſeine Legionen auch Fanatiker; und ſind die Kriege, welche die Welt nachher zerſtöret haben, lauter Religionskriege? Und wenn denn die Intoleranz das einzige groſſe Unglück iſt, das die Menſchheit treffen kann, ſollte denn dieſer der menſchlichen Schwachheit ſo nahe Fanaticismus die Philoſophen nicht einmal anwandeln, daß ſie auch intolerant würden? — Die Philoſophen intolerant? Der Philoſoph iſt der ruhige ſanftmüthige Menſchenfreund; der nie ſchaden kann, der niemals beleidigt, ſich nie entrüſtet, nie aus ſeinem Gleichgewichte kömmt. Die Philoſophen verfolgen nicht. — Ihr Frerons, ihr Jean Jaquen, antwortet ihr. Alle Verfolgung kömmt aus einem gekränkten Intereſſe. Sollte denn der Unglaube nicht auch verfolgen können? Ich berufe mich auf den Herrn von Voltaire, der es ausdrücklich eingeſteht. Und warum ſollte er nicht auch verfolgen? Sollte der Unglaube kein Intereſſe haben, das durch den Glauben an einen vergeltenden Gott, an einen Heiland und Richter der Welt gekränkt würde; ſollte ihm ſeine ewige Vernichtung nicht eben ſo wichtig, als dem Chriſten ſein Himmel und Hölle, ſeyn können? — Die Philoſophen verfolgen nicht. — Es iſt wahr, ſie haben noch kein Blut vergoſſen, keine Scheiterhaufen aufgerichtet; Dank ſey es den wahren Philoſophen und Menſchenfreunden auf den Thronen, die ihnen die Waffen dazu nicht herleihen. — Nein, ſagt Rouſſeau, ihr tödtet die Menſchen nicht, ihr verhindert durch eure Philoſophie nur ihre Exiſtenz. — Die Philoſophen verfolgen nicht; ſie laſſen einen jeden ru-

hig bey ſeiner Freyheit zu denken. — Unter dem Schei- ne des Scepticismus ſprechen ſie bloß mit einem ent- ſcheidenden Tone, als der intoleranteſte Aberglauben nur immer annehmen mag; und ein jeder will nur ſein Syſtem, mit der Verſicherung, daß er allein die rech- te Philoſophie beſitze, der Welt zum einzigen Glaubens- bekenntniß aufdringen. — Sie verdammen nicht. — Sie erklären nur alle diejenigen, denen ihr Glaube an einen Gott und Heiland wichtig iſt, für Enthuſia- ſten, für Fanatiker, die früh oder ſpät dem Staate gefährlich werden. — Der Philoſoph ſchadet nie, er iſt der Fürſprecher der Menſchheit. — Ja, er ſucht nur alles, was der Menſchheit je heilig geweſen iſt, durch ſeine verfälſchten Vorſtellungen verächtlich und lächer- lich zu machen; der Menſchenfreund! er ſucht dem Elen- den in ſeinem Unglücke nur ſeinen ganzen Troſt, den Leidenſchaften der Menſchen nur alle Zügel, dem Bö- ſewicht nur die Warnungen ſeines Gewiſſens, und der Tugend nur ihre ganze Hofnung und Stütze zu neh- men. Und wann iſt denn je der Aberglaube ſo unſin- nig-fanatiſch geweſen, als der heutige Deismus? Wann hat jener je eine ſo ausſchweifende Proſelyten- ſucht bewieſen? Wann hat der Aberglaube je die Welt mit ſo vielen unſinnigen, widerſprechenden, raſenden Schriften überſchwemmt? Wenn hat er die Welt mit ſo vielen Verfälſchungen, Dictionairen, Geſchichten, Verſen und Paſquillen gegen die ihm nicht zugethanen Secten einzunehmen und zu hintergehen geſucht? Es iſt wahr, er hat bisher noch keine Sybilliniſche Ora- kel erdichtet; er erdichtet nur Anecdoten, aus der al-

ten Geſchichte, und verfälſcht die wahre. Und zu was Ende alle dieſe fanatiſchen Bemühungen? Dem Aberglauben ſind ſie wenigſtens natürlich; denn er hoft und fürchtet viel. Sein Proſelyten-Eifer iſt eine vielleicht nicht immer recht angewandte, aber ſehr verzeihliche Menſchenliebe. Allein wie widerſinniſch, wie lächerlich iſt dieſe Proſelytenſucht des Unglaubens, der ſeinen Proſelyten, die zu ihm kommen, alles nimmt! Iſt es patriotiſche Liebe für die öffentliche Ruhe? Ich berufe mich wieder auf den Herrn von Voltaire, welcher der Welt die ausdrückliche Verſicherung giebt, daß ſie, bey der jetzigen Einrichtung der Staaten, für ihre Ruhe ſo wenig etwas mehr von dem Aberglauben, als vom Unglauben, zu fürchten habe. So iſt es denn etwann ein zärtlicher Trieb einer allgemeinen Menſchenliebe, der die Menſchheit von dieſen falſchen ſchwermüthigen Ideen zu befreyen ſo eifrig bemüht iſt? Geſetzt nun, daß der Glaube an eine Vorſehung, an einen Erlöſer, an eine Ewigkeit, nichts als eine abergläubiſche Phantaſie wäre; wem ſoll dieſer zärtliche Eifer zu gute kommen? Denen, die daran gläuben? Dieß hielten Cicero und Seneka ſchon für die gröſste Grauſamkeit; der Chriſt weiß für ſich nichts beruhigenders. Der Philoſoph aber, der in ſeinen Grundſätzen ſo ſicher iſt, der wird ſich doch durch kein Geſpenſt in ſeiner Ruhe ſtören laſſen. — Aber ſo lange die finſtern und drohenden Vorſtellungen von dieſen Ideen nicht völlig vertilgt ſind, wird auch der Philoſoph in ſeinen ſchwachen Stunden vor ihren Schrecken nicht ſicher ſeyn; ſein Gewiſſen wird nie zu einer ſichern

Ruhe kommen; es wird ihn in ſeinen ſüſſeſten Freuden ſtören, ihn kein ſündliches Project ruhig ausführen laſſen. — Hierauf weiß ich nichts zu antworten; der Philoſoph hat Recht. — Nur dieß einzige noch. Wenn denn der Enthuſiasmus und die Philoſophie der Grund von der Unruhe und Ruhe der Welt im Ganzen und einzeln ſind; wer ſollen denn hierüber die Richter ſeyn? Ohne Widerſpruch wiederum die Philoſophen. O lieber die alte Inquiſition behalten, als dieß neue Tribunal!

Ende des erſten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jerusalem, Johann Friedrich Wilhelm, 1709-1789

Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion an Se. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig und Lüneburg

Bd.: [1.]

Frankfurt und Leipzig 1772

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th S 2444
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11296495-7
VD18 15513114-001